

G.u.St.
7655

ULB Düsseldorf



+4070 439 01

Rollen
Graf. H. Kuntz

Das

Deutsche Togogebiet

und

meine Afrikareise 1887

von

Ernst Henrici, Dr. phil.

Mit einer Karte des Togogebietes und des unteren Volta und einer Tafel der Gebirgsprofile.

84/03715

Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1888.

li.

J. li. Sl. 7655



67.G.1416

Umschlag- und Titeldruck von Gebr. Grunert, Berlin S.W.

4070 439 01



Dem

A n d e n k e n

Gustav Nachtigals

geweiht.



1881

1881

1881

1881



Einleitung.

Cur, quando, quo! Ich will mich nicht lange bei Vorbemerkungen aufhalten, sondern kurz sagen, was ich im deutschen Togogebiet gewollt habe. Seit Jahr und Tag hatte ich, je mehr Kamerun genannt wurde, desto mehr meine Aufmerksamkeit auf das Togogebiet gerichtet, das in allen Büchern, Zeitungen und Zeitschriften stets mit der kurzen Behauptung abgefertigt wurde, es sei unbedeutend, habe schlechten Boden und komme nur ein wenig für das Factoreigeschäft in Betracht. Hugo Böller's Buch über den schmalen Küstenstrich war auch grade nicht geeignet, größere Hoffnungen zu erwecken: man fühlt aus jeder Zeile warmen, vaterlandstreuen Herzschlag, aber wenn man am Ende dieser Schilderung angelangt ist, sagt man mit Bedauern: also ein ödes Land, höchstens mittelmäßiges Factoreigeschäft. Wäre Böller statt bis Agomé noch ein Stückchen weiter nordwestlich gegangen, und hätte er einige Stunden dahinter dem alten gutmüthigen Häuptling Powi in Dällawe einen Besuch gemacht, mit dem ich im Zelt ein Glas deutsches Bier getrunken, so würde er schon durch üppiges Land und dichte Palmwälder gekommen sein, er würde ein Kapitel mehr geschrieben haben, etwa benannt: Blick in's Hinterland. Agomé liegt zweiundzwanzig Kilometer von der Küste, ich bin deren hundertundachtzig von Bagida aus mit Krümmungen nordwestlich marschirt und kann nun mit dem Knaben von Todtnau sagen: „Niz wüssti andre B'richt z'ge.“ Es wäre ungerrecht, den Werth von Böller's Skizzen zu unterschätzen; der Verfasser hat das, was der damalige deutsche Besitz bot, treffend geschildert, wenn auch seine im Gebüsch knurrenden Leoparden sicher nur die harmloseren Dachsenrösche waren, die im Sumpf ihr liebliches Brüllen hören ließen. Wie das heutige Togogebiet geographisch und sonst beschaffen ist, das zu schildern ist der Zweck dieser Dar-

stellung. Das reiche Hinterland, das ich zusammen mit einem kaiserlichen Beamten durchwandert, läßt jetzt den Küstenstrich, den Dr. Nachtigal für das Reich 1884 erworben, nur noch als die Pforte zu einem prächtigen Garten erscheinen. Hätte ich meine Ferien 1887 dazu benutzen wollen, eine Vergnügungsreise nach Deutsch-Afrika zu machen, dann wäre ich nach Kamerun gegangen, hätte den großen Kamerun bestiegen und wäre mit dem Bewußtsein heimgekehrt, vier Monate Zeit verträdelst zu haben. Daß ich in das Hinterland von Togo ging, macht es möglich, die vollständig falschen Vorstellungen zu berichtigen, welche man in Deutschland von diesem Gebiet gehabt hat. Es ist schwer, gegen Vorurtheile anzukämpfen, und es wird auch noch eine Weile dauern, bis das Togogebiet eine wärmere Theilnahme selbst vonseiten der für Colonialpolitik verständnisvollen Kreise findet; es wird mancher mein Werk aus der Hand legen und denken, daß doch wohl etwas Morgenroth-Töne in das Bild hineingesetzt sind, und in den althergebrachten liebgewordenen Gedanken zurückfallen, das Togogebiet sei ein Sumpf- und Lehmloch. Der Gedanke ist bequem; denn er enthebt jeder weiteren Sorge, enthebt der Verpflichtung, die Frage zu beantworten: was soll aus diesen Hinterlandscschaften werden, wenn sie inderthat so reich sind; dann hat nicht nur der Kaufmann dort zu schaffen, dann muß die Pflugsgar des Ackerers sich dort in den Mutterchoß der Erde wühlen. Wenn sich dieser Gedanke Bahn bricht, dann hat das weite, jetzt unter deutscher Flagge stehende Gebiet eine große Zukunft vor sich.

Meine Schilderung soll einfach und wahr sein. Ich würde dem Vaterlande einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich aus Liebe zu diesem Stück afrikanisch-deutschen Landes, zu der ich mich gern bekenne, die nackten Thatsachen aufbauschte und in ein buntes Gewand hüllte. Und dem Vaterlande zu dienen, dazu hatte ich die Reise unternommen. Man wird in diesen Aufsätzen eine, nur kurze Zeit dauernde, Afrika-Reise geschildert finden, die sich mit den großen Durchquerungen des Dunklen Erdtheils, mit den Reisen eines Livingstone, Stanley, Wissmann, Rohlf's, Schweinfurth, Nachtigal und anderer überhaupt nicht messen läßt, weil sie ein anderes, bestimmt eingeschränktes Ziel hatte: nicht der ganzen Welt oder Wissenschaft wollte ich förderlich sein, sondern dem Deutschen Reich und Volk, wobei immerhin auch für die reine Wissenschaft etwas herausgekommen ist. Zu dem ganzen Bau der Colonialpolitik mag sich meine Arbeit im Togogebiet daher verhalten, wie eine Stale zum gothischen Dom: in die Zeit von etwas über einen Monat, die ich im Togogebiet und darüber hinaus gereist bin, drängt sich soviel zusammen: Hunger, Durst, Hitze und Kälte, heitere Stunden, Krankheit und vergossenes Blut, Fehlschläge und politische

Erfolge, daß ich mit dem Bewußtsein aus Afrika scheiden konnte, viele Schwierigkeiten mit überwunden und dem Bau ein Glied angefügt zu haben. Das allein sollte den Maßstab bei jedem Unternehmen bilden: ob und wie es sich zum ganzen fügt. Als Bürger eines Reiches haben wir die Pflicht, unsere persönlichen Wünsche und Neigungen dem Gemeinwohl unterzuordnen: mein Ehrgeiz ging nicht weiter, als diese Pflicht zu erfüllen.

Wenn ich bisher von mir gesprochen habe, so geschah es, weil ich die schuldige Rechenschaft ablegen wollte, warum ich — als Freiwilliger — in den Dienst des Colonialgedankens getreten bin. Es war ein günstiger Zufall, daß ich mich am 19. August d. J. in Bagidá der Expedition anschließen konnte, welche der damalige stellvertretende Commissar für das Togogebiet, Hr. Grade, inolge von beunruhigenden Nachrichten aus dem Norden des Gebietes unternahm. In der Folge werde ich daher häufiger mit „wir“ sprechen. Wir haben es beide nicht nötig, damit eifersüchtig zu geizen, was der eine und der andere auf der Expedition geleistet: wir haben unter einem Zelt geschlafen, aus einem Napf gegessen, gegenseitig uns bei Krankheit oder Erschöpfung beigestanden, und jeder nach bestem Vermögen gearbeitet, getragen von dem Bewußtsein, daß wir beide im Dienste eines und desselben größeren Gedankens stehen.

Seit dem Jahre 1884 hat Deutschland durch die thatsächliche Erwerbung von überseeischen Colonien sich auch einen Platz unter den Colonialmächten errungen. Wenn auch die Anfänge klein waren, so hatten dieselben doch eine grundsätzliche Bedeutung insofern, als das Ausland sich mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß Deutschland auch das Recht habe, auf der Erde zuzugreifen. Es war bis dahin ganz selbstverständlich, daß andere Staaten, welche sich schon überseeischer Besitzungen erfreuten, nach allem herrenlosen Boden ihre Hand ausstrecken durften; daß aber Deutschland auch die Rechte habe, wenigstens ebensogut wie jeder andere — dieser ganz nüchterne Gedanke war dem Auslande so unfassbar und neu, daß darüber eine nicht geringe Aufregung entstand. Diese hatte allerdings noch einen Hintergrund, an dem möglicherweise etwas wirkliches ist: man fürchtete, daß Deutschland schnell zur See mächtig werde, und daß die Entwicklung der europäisch-überseeischen Besitzungen in einen neuen Abschnitt trete: in England namentlich, wo nüchterne realpolitische Auffassung der Dinge herrscht, entging die Logik der Geschichte nicht: erst kamen die Portugiesen, dann die Spanier, dann die Holländer, endlich die Engländer, und für jeden derselben hat einmal das Lösungswort gegolten: „Rule the waves“ Die Logik sagt weiter: jetzt kommen die Deutschen. Mag die Zukunft lehren, ob sich diese Rechnung erfüllt: an uns Deutschen ist

es, uns als Werkzeug dieser geschichtlichen Logik zu betrachten und einstweilen zu glauben, daß unserer Kultur die Zukunft gehört und daß Turgenjew's slawischer Nebel, an dessen Allgewalt und Zukunft der Panlawist nicht zweifelt, eitel Dunst ist. Die Welt wird noch lange nicht im slawischen Nebel aufgehen, so lange die germanische Welt an dem festhält, was sie groß gemacht hat: an eisenfester Arbeit.

Deutschland ist daran, Seebeherrscherin zu werden. Kein vernünftiger Mensch glaubt, daß Europa, als greisenhaft oder chinesenhaft, von Amerika abgethan werde, daß die Vereinigten Staaten das Land der Zukunft sind. Sicherlich ist die Entwicklung dieses Landes eine erstaunliche, aber auch so vieles ist faul, daß heute schon das laute Zukunftslied recht leise klingt. Vorläufig ist es eine Thatsache, daß grade die Deutschen als kräftige Eroberer unter der Handelsflagge über See gehen. Wir haben es nicht nöthig, auf einen glücklichen Krieg zu warten, um dem Reichsadler draußen Lust zum Regen seiner Schwingen zu geben; die handeltreibenden Völker spüren genug schon, wie langsam, aber mit ihnen unheimlicher Sicherheit der Deutsche sich einnistet. Das ist der rechte Geist, der uns fördern kann: nicht nutzlose politische Träume und Unmöglichkeiten hegen, sondern nüchtern die Wege ausspüren, die wir zu gehen haben. Vaterländischer Sinn sei der Grund, auf dem wir stehen, der leitende Gedanke, zu dem wir all unser Schaffen in Beziehung setzen, aber kalte Berechnung herrsche bei der Ausführung.

Es gibt immer noch jenen guten, einfältigen Deutschen, der gar fürchtet, daß sein guter deutscher Idealismus leidet, wenn er nüchterne Realpolitik treibt. Er mag sich trösten: schwärmt er für die Glanzzeit der alten Hansa, so vergesse er nicht, daß die alten Hanseaten nicht nur biedere Altgermanen, sondern ganz gewiegte Köpfe waren, die sich garkein Gewissen daraus machten, der norwegischen Stadt Bergen die Zufuhr abzuschneiden, um sie firre zu machen, bis ihnen wieder das Stapelrecht eingeräumt wurde, durch welches sie fast den ganzen Handel Norwegens in der Hand gehabt hatten und nun wieder hielten. Die neuen Hanseaten haben plötzlich angefangen, wieder im Geiste ihrer Väter zu schaffen. Das ist die Errungenschaft, die wir Kaiser Wilhelm danken: was den Deutschen fehlte, das Gefühl, ein Volk zu sein, das hat ihnen das Blut gegeben, das in Frankreich geflossen ist. Das Selbstbewußtsein, das stolze Gefühl, auch etwas zu sein, ein großes Volk, fiel als befruchtender Staub auf den Boden der ganzen Volksentwicklung und ließ mit einem Schlage auch den Geist der alten Hansa wieder aufleben.

Ist es nur Sucht nach Größe, welche diese Art Realpolitik trägt und treibt? Dann hätte sie sittliche Berechtigung nicht. Es ist vielmehr der Kampf ums Dasein, der sich in tausendfachen Gestalten zeigt. Welches Volk heute nicht in diesen Kampf mit seiner ganzen physischen, geistigen und sittlichen Kraft eintritt, das hat keine Aussicht, weiter zu bestehen. Und diesen ewigen Kampf um das Völker-Dasein auf dem Gefilde der seligen Congresse einzufür allemal schlichten zu wollen, heißt die Grundbedingungen des Menschendaseins und Fortschritts verkennen. Nur die scharf geprägte Individualität der Einzelnen schafft Großes und Neues, nur scharf geprägte Individualität der Völker mit ihrem Reiben und Ringen bringt die Menschheit vorwärts: der Schwächere geht zugrunde, es walten Darwin's Gesetz der Veredelung.

Nationales Ringen ist kein leeres fruchtloses Empfindeln, sondern ein sittlich berechtigtes und nothwendiges Schaffen. Gefühlschwärmerei ist deshalb aller gesunden Colonialpolitik fremd, auch der deutschen. „Hart unn Kopp“ müssen, wie beim niederdeutschen Seemann, im rechten Verhältnis stehen. Der allzustarke Antheil des Herzens, der sich beim Aussteigen deutscher Flaggen in Afrika 1884 bei uns zeigte, ist jetzt einer ruhigeren Auffassung gewichen, hat aber leider auch ein Stück berechtigter und nothwendiger Theilnahme nun mit sich fortgenommen. Diese wird voll und kräftig wieder da sein, wenn die Nothwendigkeit von Colonialbesitz, als Lebensbedingung für unser Volk, allseitig begriffen wird.

Diese Nothwendigkeit beruht einfach auf der Thatsache, daß für die schnell wachsende Bevölkerung Deutschlands ein genügend großes, das heißt ein wachsendes Wirtschaftsgebiet geschaffen werden muß. Ueberseeischer Handel allein schafft dieses aber nicht; immer noch zieht das Ausland hunderte von Millionen für tropische Erzeugnisse aus Deutschland heraus, die dem Volksvermögen verloren gehen, immer noch treten Hunderttausende von Auswanderern in die Reihen unserer wirtschaftlichen Feinde. Dem letzteren Uebelstande wird sich schwerlich in nächster Zeit abhelfen lassen, weil die Wirtschaftsgebiete, in denen der Deutsche leben und arbeiten kann, oder besser gesagt, mit Behagen arbeiten mag, längst vergeben sind. Soll darum aber auch der andere Uebelstand bestehen bleiben, daß Deutschland alljährlich die ungeheuren Summen für Colonialwaaren an das Ausland zahlt? Und welch ein unsicheres Absatzgebiet bleiben stets fremde Staaten! Sichere Absatzgebiete über See sind auf die Dauer nur die unter eigener Flagge stehenden.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist das immer noch in Deutschland als klein betrachtete Togogebiet eine werthvolle Er-

werbung, und der Verfasser wartet ganz getrost des Tages, wo diese Erkenntnis sich in Deutschland Bahn bricht. Dazu wird das folgende sicherlich sein gut Theil beitragen. Man vergleiche nur die Karte, welche ich am Schluss des Buches beigegeben habe, mit der amtlichen Karte des Weißbuches oder der Zöllner'schen, und man wird schon sehen, was aus dem schmalen Küstenstreifen für eine stattliche Landschaft herausgewachsen ist. Ihren Werth wollen die folgenden Kapitel schildern, soweit des Verfassers Kenntnisse reichten. Vielleicht würde mancher Leser eine hübschere Klassificirung des Stoffes gewünscht haben nach Drographie, Hydrographie, Geologie, Ethnologie und anderen -graphien und -logien; der Verfasser hat aber seinen guten Grund, weshalb er dies unterläßt. Wenn ein Maler auf dieses Blatt ein Haus, auf jenes einen Baum, auf ein drittes den Mittelgrund, auf ein viertes den Hintergrund malt und so fort, dann gibt er kein Bild. Dem Verfasser liegt aber daran, nicht eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, sondern ein Bild zu zeichnen. Auch ist er, ehrlich gestanden, in vielen dieser -graphien und -logien nicht genug beschlagen, um ganze Kapitel darüber zu schreiben. Vielleicht gelingt es dem Verfasser mit der schlichten Wahrheit, ohne Inurrende Leoparden und Klappernde Schlangen, doch seinen Lesern Belehrung und Befriedigung zu geben.

Erster Abschnitt.

Es war am 17. Juli 1887, morgens mit dem Glockenschlage acht, als ich von der Landungsbrücke in Hamburg auf ein kleines Dampfsboot stieg, das mich und noch einige Reisende in weniger denn zwei Stunden zu der auf der Unter-Elbe liegenden „Erna Wörmann“ trug, einem gutgebauten, zwar kleinen, aber freundlichen Dampfer der Wörmann-Linie. Nach Westafrika führen von Europa aus zwei Hauptlinien: die vereinigten Liverpooler, welche allwöchentlich einen Dampfer von dort und allmonatlich einen von Hamburg aus abfertigen, und die Wörmann-Linie, deren Böte regelmäßig zweimal monatlich, Mitte und Ende, von Hamburg auslaufen. Aus den paar Segelschiffen, die der alte Wörmann nach Afrika gehen ließ, hat sich unter der Leitung seines Sohnes, ohne Subvention, eine Dampferlinie entwickelt, deren Flotte jetzt neun stattliche, durchweg eiserne und stählerne Dampfer zählt: „Karl“, „Adolf“, „Professor“, „Gertrud“, „Ella“, „Erna“, „Anna Wörmann“, „Lulu Bohlen“ und die neuerbaute „Marie Wörmann“, welsch letztere der „Adolf Wörmann“, mit dem ich im October heimgereist bin, in Monrovia auf ihrer ersten Ausreise mit Kanonenschuss und Feuerwerk begrüßte. Die „Aline Wörmann“ wurde 1884 im Sturm an der holländischen Küste von den Wogen verschlungen: wie, das deckt der gleichmäßig weitergehende Schlag der Wellen für ewig zu; denn niemand wurde gerettet; und an der Küste von Liberia, am Kap Palmas, hart unter Nachtigal's Grab, liegt als trübe Erinnerung an die alte Zeit das Wrack eines Wörmann'schen Seglers, bis auf das letzte losbrechbare und tragbare Stück ausgeplündert von den Bewohnern der freien Negerrepublik Liberia.

Bei der Wörmann'schen Linie unterscheidet man die „Nord-dampfer“, welche, stets um die Mitte des Monats auslaufend, bis Lagos gehen, und die „Süddampfer“, deren Ziel St. Paulo de Loanda, an der portugiesischen Südwestküste, ist. Beide Linien laufen bis Lagos hin fast immer dieselben Plätze an, beide haben völlig

gleiche Schiffe mit grauem Rumpf, roth unter der Wasserlinie, und den Schornsteinfarben grün-weiß-blau. Hat man einmal einen Wörmann'schen Dampfer gesehen, so kennt man ihn aus Hunderten und Tausenden wieder heraus.

Auf die Zeit der eifrigen Factorei-Arbeit ist die Zeit des Flaggenhissens gefolgt. Ueber fünfzig Plätze weisen blühende deutsche Factoreien im Bereich der Wörmann-Linie auf, geräuschlos war die Arbeit verrichtet, ohne daß das deutsche Binnenland es ahnte. Jetzt, wo die deutsche Flagge im Logogebiet und Kamerun weht, und West-Afrika auch dem Binnenländer näher gerückt ist, sind Namen wie Bagidá, Klein-Popó, Kamerun, Batanga schon geläufiger geworden. Manche Forschungsreise ist dorthin schon gemacht, manch Buch geschrieben, und namentlich die Reise bis zum deutschen Gebiete ist in mehren Reiserwerken, namentlich auch von Zöllner, genau geschildert. Die Reise ist in einer Beziehung, gerade wegen ihrer Länge und des häufigen Anlaufens für jeden Neuling von Bedeutung: er lernt, wenn er die Brandung mit ihren Gefahren nicht scheut, ein gut Stück Afrika und manchen Stamm kennen, er lernt, wenn er fleißig an Land sich umthut, daß Afrika, in der Nähe gesehen, nicht so furchtbar und abschreckend ist, wie er es sich gedacht. Wer von Monrovia aus, der schweine- und hühnerdurchwandelten Hauptstadt von Liberia, sich in den afrikanischen Busch begeben und ein paar Tage ihn durchsteift, der weiß schon, was seiner warten kann: er denkt sich, daß es in anderen Gegenden wohl ärger sein mag, als in dieser Republik, und wird angenehm enttäuscht werden, wenn er es hernach besser findet; und wer die herrliche Flussmündung von Sinoe aufwärts gefahren ist, der kennt schon den üppig strotzenden Palmenwuchs, die reiche Pracht des Schwarzen Erdtheils. An der Goldküste entlang weht stolz die britische Flagge, auch dort, wo einst des Großen Kurfürsten Kriegsschiffe das brandenburgische Banner aufgepflanzt hatten. Dann hinter den steilen Felsen von Akkra flacht sich die Küste ab; blendender gelber Sand, und nichts als Sand am Gestade, so weit das Auge reicht. Daran bricht sich das Meer in gefährlicher Brandung, die schon manches Opfer gefordert hat. Immer und immer wieder tauchen Gruppen von weißbedachten Häusern am Gestade auf, umrauscht von hohen Kokospalmen, Factoreien verschiedener Völker, an deren Flaggenmast die Fahne hochgeht, sobald ein Schiff sich nähert, um anzulegen. Wenn dann von draußen der Kanonenschuß hinüberdonnert, im Augenblicke, wo der mächtige Anker in die Tiefe rasselt, dann grüßt er fast immer auch die Flagge schwarz-weiß-roth; denn kein ander Volk hat so viele Factoreien dort, wie die Deutschen.

Am 17. August früh bald nach Sonnenaufgang kreuzte die „Erna“ vor Bagida. Schon am Tage zuvor hatten wir, vor Lome, das deutsche Gebiet erreicht: trostlos ödes Gestade, wenig Hoffnung erweckend. Dann war den Tag über Ladung gelöscht, und in der Nacht waren wir weitergedampft, um mit dem ersten Frühlicht in Bagida zu sein. Die Sonne geht dort mit strengster Pünktlichkeit fast immer Schlag 6 Uhr auf, Schlag 6 Uhr unter; die Verschiedenheit zählt nur nach Minuten. Und wenn der Factorei-Verwalter regelmäßig abends, wenn es dunkelt, auf die lustige Veranda tritt und hinauschaute, wie die Sonne gluthroh ins Meer taucht, dann kann er seine Uhr genauer richten, als es bei uns nach der Sonne für ein gewöhnlich Menschenkind ohne Sextanten, Logarithmen und Ephemeriden möglich ist. Ich habe mir in Afrika das Schauen nach der Uhr stark abgewöhnt.

Dicker Nebel bedeckte die Küste, als wir morgens Bagida suchten. Wir mußten dicht unter Land gehen, und sahen doch fast gar nichts. Endlich wandte der Kapitän; in einem hellen Augenblick hatte er, der die afrikanische Küste wohl kannte, festgestellt, daß wir zu weit gefahren waren. Kaum waren wir rückwärts gegangen, als der Nebel anfang, sich zu senken und wir ein weißes Dach wie in der Luft schwebend aus dem Nebel ragen sahen, das Dach der Bremer Factorei zu Bagida. Zehn Minuten darauf donnerte der Kanonenschuß, die deutsche Handelsflagge grüßte vom Gestade und ich rüstete mich, das überseeische Deutschland zu betreten.

Die Bravour war mir schon wohlbekannt, die See auch gut, so daß ich trocken auf den Strand kam, dank dem Kru-Hauptmann, der das Botstauer führte, und seinen schwarzen Gesellen, die, peinlich seinen Befehlen folgend, die starken Brecher bald wartend, bald aus Leibeskraften rudern durchzuführen und mich im Augenblick, wo das Bot auf Sand saß, herausrissen und mit starkem Arm außerhalb des Bereichs des nächsten Brechers setzten, welcher schon das Bot mit seinem weißen Schaum überstürzte. Es war gegen 11 Uhr vormittags, die Sonne sengte fast scheitelrecht auf mich herunter, und ich stand allein auf dem glühenden Sand, umgeben von meinen Sachen. Vergeblich schaute ich nach einem Bekannten, dem stellvertretenden kaiserlichen Commissar Grade, aus, der mir nach Lome und von dort an Bord ein paar Zeilen geschickt hatte, des Inhalts, er müsse sofort ins Innere, wenn ich ihn noch zuvor sehen wollte, müßte ich in Bagida an Land, statt in Klein-Popó, er werde bei meiner Ankunft schon in Bagida sein. Der Strand blieb, abgesehen von einem paar Duzend neugieriger Neger, leer, was mir bei dem sich immer stärker meldenden Durst und völliger Obdachlosigkeit angesichts der fast unter neunzig Grad

stehenden äquatorialen Mittagssonne immerhin etwas unbehaglich wurde. Endlich, während ich noch nachsann, an welche der Factoreien ich mich wenden sollte, kam ein Weißer, bekleidet mit weiter weißer Hose, flatterndem weißem Hemd und darunter sitzendem Baumwoll-tricot, um die Hüfte einen feuerrothen Shawl gewunden, den Tropen-helm auf dem Kopf. Es war der Agent einer deutschen Factorei, der mich in freundlicher Weise einlud, unter sein Dach zu treten. Gastfreundschaft ist eine der schönsten Sitten an der afrikanischen Westküste und im ganzen deutschen Gebiet in gleicher Weise bei Schwarzen wie bei Weißen zu finden. Ich trat in jene selbe Factorei, welche fast drei Jahre lang der Sitz der deutschen Verwaltung ge-wesen ist; es wohnte dort seinerzeit der deutsche Commissar, bevor das neue, aus Wellblech erbaute Regierungsgebäude in Sebbe bei Klein-Popó fertiggestellt war. Jetzt ist ein kleines Haus in Bagidá noch im Besitz der deutschen Regierung, das früher von einem der Beamten gemiethet war. Ich möchte bei dieser Gelegenheit sogleich einen Fehler berichtigen, der den Deutschen angeschmuggelt werden sollte: der jetzige Hauptort und Sitz der Regierung für Togo heißt Klein-Popó, mit dem Ton auf der letzten Silbe und einem p in der Mitte; es ist völlig unerfindlich, aus welchem Grunde dem Namen in der Mitte ein v angehängt werden sollte, wie es von einem Schriftsteller geschieht, der doch in höchst anstößiger Weise in seinem vielgelesenen Buche jede Gelegenheit zu Pifanterien bei den Haaren herbeizieht und selbst von europäischen Frauen höchst ungalant spricht; oder warum man den Namen fälschlich auf der ersten Silbe betonen sollte: es heißt nun einmal Klein-Popó, so haben die Portugisen den Ort genannt, weshalb kann ich nicht sagen. Der einheimische Name ist Anehó, der als Gesamtbezeichnung für jene fünfzehn Ortsviertel dient, aus welchen sich Klein-Popó zusammensetzt.

Bagidá ist jetzt, seitdem die Regierung nicht mehr dort ist, still und einsam, der Handel im Niedergang. Von den drei deutschen Factoreien, die am Plage sind, vertritt nur die eine noch ein Weißer, derjenige Herr, bei dem ich zu Gast war; auf den beiden anderen leiten dunkelfarbige Mischlinge als „Clerk“ das Ge-schäft. Ich hatte ungeduldige Stunden den Tag über auszuhalten; denn der angemeldete Besuch des stellvertretenden Commissars blieb aus. Von der lustigen Veranda, wie die Galerie benannt wird, welche sich, wie bei den Schweizerhäusern, um alle Factoreien zieht, spähte ich vergeblich immer wieder mit dem großen Factorei-Fernrohr nach der Küste aus, ob sich nicht die Hängematte mit dem Er-warteten zeigte. Vergeblich! Das weit überragende flache Dach gab dabei wenigstens Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Abends nach acht Uhr endlich kam Herr Grade an, wollte jedoch schon nach

einer kurzen Erholung nachts noch dienstlich nach Lome, 2½ Stunde an der Küste entlang, weil die Einrichtung der Zölle dort seine Anwesenheit erforderte. Mit Mühe nur ließ er sich schließlich bestimmen zu bleiben, da er doch nachts dort keine Anordnung mehr treffen konnte und überdies nicht unerheblich krank war. So brachten wir die Abendstunden zusammen zu, und das Ergebnis der Unterredung war, daß ich mich, als Geograph, der Expedition anschließen durfte, die er schon vierzehn Tage zuvor hatte antreten wollen, aber krankheitshalber hatte aufschieben müssen. Die ganze kaiserliche Regierung war übrigens damals krank; auch der Polizeimeister, Feldwebel von Petrowski, hatte schon seit mehreren Wochen seine schwarze Garde zu seinem Leibwesen nicht mehr drillen können, die sonst unter seiner Leitung neben jeder Garde-Infanterie sich mit ihrem strammen Drill und forschem Griffemachen sehen lassen könnte. Bei den Leuten heißt der Feldwebel stets mit dem Landesnamen, deren jeder Europäer einen bekommt, So so, das heißt „der, der viel haut“. Weßhalb der schneidige Feldwebel so heißt, läßt sich wohl errathen.

Zur Nacht quartirten wir uns im Regierungsgebäude ein. Nur mache man sich nicht falsche Vorstellungen von demselben. Es ist ein freundliches, leicht aus Holz gebautes Häuschen, aber nur fünfzehn Fuß bis zum Dach, höchstens fünfundswanzig Fuß breit und zehn tief. Quer hindurchgehend, vier Fuß über der Erde und zugänglich von der rund herumgehenden Veranda, liegen drei sehr kleine Zimmer mit Fenstern ohne Scheiben, nur geschlossen von Perstanen; das ganze aus leichten Balken und Brettern gebaut und grün gestrichen. Ein einziges Actenregal im Mittelraum, dazu ein Tisch, und in einem anderen Raum eine eiserne Bettstelle: das war die ganze Ausstattung; denn alles andere war schon in das neue Regierungsgebäude geschafft. Da Herr Grade leidend war, so übernahm ich es selbstverständlich, trotz aller Gegenreden, auf der Erde zu schlafen, und ich habe ganz vortrefflich geruht.

Am Morgen, gleich nach Tagesanbruch, reiste Hr. Grade nach Lome weiter, ich blieb in Bagida. Das Reisen ist im Logogebiet, wie man es nehmen will, leicht oder schwer. Läßt man sich in der Hängematte tragen, so liegt man fest eingengt und sieht beständig über sich den Bambu-Tragbaum, den die Leute beim Tragen auf den Kopf nehmen; an der Küste wird an beiden Enden ein Querbrett angebracht, so daß ihrer vier Mann tragen, auch ein Schuttdach wird übergelegt; im Innern, wo die Wege schmal sind, trägt nur je einer vorn und hinten, und das Schuttdach bleibt fort. Was die Träger dabei leisten, ist erstaunlich: oft geht es stundenlang im Halbtrab ohne Ablösung, so daß jeder der beiden immerhin etwa achtzig Pfund auf dem Kopf schleppt. Das Liegen in der Hängematte, so leicht es

sich anßht, ist äußerst erschöpfend und wohl auch ungesund; auch ist das Hinundherschaukeln der Matte, wenn die Träger nicht sehr geschickt sind, derartig, daß empfindliche Naturen leicht der Seekrankheit dadurch ausgesetzt sind; aber wer schon leidend ist, kommt zu Fuß garnicht von der Stelle. Ich bin in der Folge sehr viel zu Fuß gegangen, bis zu vierzig Kilometer täglich, mit Kompaß, Uhr, Aneroid, Buch und Bleistift in der Hand, Karte zeichnend, und habe mich dabei außerordentlich gut befunden, selbst bei 43° C. Hitze. Abgesehen von den Djigas (Sandflöhen) und dem unangenehmen Krokro-Ausatz, der mich bis Europa geleitet, bin ich im Innern nur einmal wirklich krank gewesen: das war ein leichter Anfall von Sonnenstich, den ich mir trotz des Korshelms zugezogen, als wir eines Tages bis gegen zehn Uhr Palaver gehabt und dann aufbrachen, um die ganze Mittagshitze über, bis gegen fünf Uhr zu marschiren; ich wollte keine Lücke in der Kartenaufnahme entstehen lassen, und arbeitete deshalb bis zum Halteplatz ununterbrochen. Der Malaria bin ich auch nicht entgangen, aber sie brach erst an Bord auf der Heimreise los, arg genug, nachdem ich mir in den letzten Tagen in Afrika in den Sümpfen der Lagune den Keim geholt, und durch Sturzsehen in der Brandung völlig bis auf die Haut durchnäßt, mich an Bord begeben hatte.

Den Tag, den ich nun noch in Bagida hatte, benutzte ich dazu, mich ein wenig umzusehen. Bagida-Strand ist nur ein kleiner Ort von wenigen Hütten, die, wie überall in diesem Lande, niedrig und viereckig, aus Fachwerk und Lehm gebaut und mit dem langen Schilf und Gras gedeckt sind, das sich fast im ganzen Lande findet.

Der alte Häuptling des Ortes ist ein schwacher Mann, der in seiner jetzigen Bedeutungslosigkeit froh ist, sich um nichts kümmern zu brauchen. Bagida-Stadt, ein leidlich großes Dorf, liegt etwa eine Stunde Landeinwärts, nicht weit von jenem sumpfigen Schilf, das sich vom Logosee über fünfundzwanzig Kilometer westwärts erstreckt. Das Regierungsgebäude liegt in einem weiten, von Mattengeflecht umgebenen Hof, der zahlreiche Säulen einschließt, wie auch eine Art Schuppen, in dem der kleine Polizeisoldaten-Posten liegt, der gewöhnlich am Plage ist: meist nur zwei Mann. An der Küste werden diese Soldaten gewöhnlich Haussas genannt, obwohl unter den schwarzen deutschen Kriegern — dreißig zählt die ganze Macht — nur drei oder vier Mann echter Haussas waren, von jenem tapferen muhamedanischen Negerstamm, der in der Gegend von Salaga, sechszehn bis zwanzig Tagereisen von der Küste, seinen Sitz hat. Die deutsche Truppe nimmt sich recht stattlich aus, wenn sie in Reich und Glied exercirt: weiße Hose bis zum Knie, ohne Schuhwerk; ein weißes Baumwolltricot und darüber

das weiße Matrosenhemd; um den Leib ein langer rother Shawl, auf dem Kopf, fest hinten stehend, ein kleines rothes Käppchen mit blauer Troddel. Die Tracht ist äußerst kleidsam, soll aber künftig durch eine andere Uniform ersetzt werden. Als Waffe führen sie den Mauser-Karabiner. Ihr Dienst ist Polizeidienst, und manche von den schwarzen Jungen zeichnen sich durch wahrhaft preussisches Puzen, Drill und Dienstfeier beim Abfassen von Spitzbuben aus.

Sener Hof aber, in welchem der Posten liegt, hat auch einen stillen Platz, ganz still. Wenn man durch den tiefen Sand unter den kräftig heranwachsenden Kokospalmen quer hinüber schreitet nach der Ecke hinter dem Brunnen, so kommt man an ein niedriges Gitter; man öffnet die Thür und tritt in den kleinen Raum. Dort ist ein zierlicher aus Backsteinen schön gemauerter Hügel, oben mit Blümchen bepflanzt, die von der Hand eines alten schwarzen Wächters gepflegt werden; zu Häupten steht ein großes schwarzes Holzkreuz mit einem zierlichen Grabschmuck aus schwarzen und weißen Perlen und einem Engelsbild in der Mitte. Kleine Palmen sprießen in regelmäßigen Reihen rund herum aus dem glühenden Sand. Dort unten ruht der Sergeant Bille, ein geborener Berliner, der dem Klima zum Opfer gefallen ist, als Beamter des Reiches. Die Malaria hatte ihn in ihrer bössartigen Gestalt mit furchtbarer Schnelligkeit dahingerafft. Fast möchte man ihn um dieses schöne Grab beneiden, das von den Zeichen des Friedens, den Palmen, so üppig umgeben ist. Ob friedlich daheim, ob draußen auf dem Schlachtfeld oder im heißen Afrika, die klopfende Stunde, wie es Muhammed nennt, vecht bei jedem, nach dem es ihm bestimmt ist.

Bille ist das erste Opfer, das im Togo-Gebiet unter den Beamten zu verzeichnen ist; möchte es doch auch das letzte sein! Die besseren Einrichtungen, welche allmählich geschaffen werden, die vernünftigeren mäßige Lebensweise, wie sie dem Klima sich anpassen wird, können das ihrige dazu thun, wenn ja auch der Küstenstrich immer etwas ungesund bleiben wird, wegen der dahinter liegenden Lagune. Factoreien liegen jetzt, von West nach Ost gerechnet, in Lome, Bagida, Porto Seguro und Klein-Popo. Landeinwärts thut man von kaufmännischer Seite erst jetzt die ersten, recht langsamen Schritte. Das hätte längst geschehen sollen, um das weite Innere zu kräftigerem Handelsbetrieb zu reizen. Ist doch das Innere nicht arm an Gummi und anderen Erzeugnissen, welche die Einwohner jedoch nicht zur Küste bringen, weil sie den Werth garnicht kennen. Unter dem Schuß der deutschen Verwaltung aber entwickelt sich jetzt im Innern schon frisches Leben. Die ganze deutsche Regierung besteht nur aus dem Commissar, zukünftig Hrn. v. Puttkamer, der bisher in Kamerun war, dem Secretär Grade, einem Berliner, der auch

in Berlin studirt hat, dem Polizeimeister v. Pietrowski, einem Westpreußen, früher Feldwebel beim Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment, und seit kurzem, in der neu geschaffenen Stellung eines Zollverwalters, Hrn. Dankwart. Die alte „Licenz“, durch die jede Firma, welche Factoreien im deutschen Gebiet hatte, mit einer Jahresabgabe von fünfzig Pfund englisch belastet wurde, ist jetzt aufgehoben und dafür ein kleiner Einfuhrzoll auf Spirituosen, Pulver, Waffen und Tabak gelegt, der mehr bringt, als die frühere Licenz. Von wesentlichem Werth ist es, daß die französische Regierung für ihr nahegelegenes Groß-Prop-Gebiet, das bei Agus beginnt, genau dieselben Zollsätze eingeführt hat, so daß niemand zu Schmuggelereien verleitet werden kann. Nach englischer Seite bildet die Schroffheit des englischen Systems und die daraus herrührende Erbitterung der Einwohner eine festere Zollgrenze, als alle Reglements und Verfügungen.

Daß die Kaufleute bisher nicht ins Innere gingen, ist nicht ihre Schuld. Ein Factorei-Vorsteher ist an sein Haus vollständig gebannt. Von früh sechs bis abends fünf oder sechs Uhr ist er thätig, und nur zwei Stunden, von zwölf bis zwei Uhr, schließt er sein Geschäft. Dann verkauft er wieder, oder kauft Del und Palmferne von den Eingeborenen, oder nimmt Ladung vom Dampfer und verschifft Landeserzeugnisse, kurz, er hat von früh bis spät irgend etwas zu thun, wenigstens muß er am Plage sein. Sonntags freilich ist er sein eigener Herr, dann aber erholt er sich von der Arbeit der Woche. Auch die Generalagenten, welche die Küste als eine Art Factorei-Inspectoren bereisen, finden selten einmal Zeit, auch nur ein paar Meilen ins Innere zu gehen. Soll das Factoreigeschäft, mit Umgehung des Zwischenhandels, jetzt tiefer in das Land hineingehen, dann ist zweierlei nöthig: erstens, die Firmen müssen kaufmännische Pionniere aussenden, und zweitens, es müssen bessere Verkehrswege geschaffen werden. Jetzt werden alle Waaren zwanzig, dreißig Meilen weit ins Innere hinein und umgekehrt nach der Küste von Männern und Weibern auf dem Kopf geschleppt, meist in einer schlittenartigen Trage aus gebogenen Nesten; dafür müßte Wagenverkehr eingeführt werden, wie in ganz Südafrika. Die Waareneinfuhr an Pulver, Gewehren, Spirituosen, Geräth, Stoffen, Tricotagen, und was alles Absatz findet, würde wesentlich dadurch gehoben.

Spät abends erst kehrte Herr Grade von Lome, wo ein Zollschuppen gebaut werden sollte, nach Bagida zurück, und wir gedachten, am nächsten Morgen mit frühestem aufzubrechen. Es kam aber anders; denn wir hatten es mit einer Karawane von fünfzig und einigen Mann zu thun, mit Schwarzen: etwa dreißig Trä-

gern und zwanzig Soldaten. Der Zug sollte nordwestlich gehen bis zum Gebirge, um dort die Grenze zu sichern. Das Togogebiet hat sich in den drei Jahren, seitdem die Deutschen es besitzen, gewaltig verändert. Als Dr. Nachtigal auf dem glänzenden Zuge, der ihn allerdings in sein einsames Grab auf Kap Palmas brachte, am 6. Juli 1884 an der Togoküste die deutsche Kriegsflagge hisste, da handelte es sich nur um den Schutz einiger Factoreien an der trostlos öden Küste eines völlig unbekanntem Inneren. Wenn man den Karten glaubte, so war allerdings auch auf nicht mehr zu hoffen: nach der englischen Seekarte hätte sich unmittelbar hinter der Küste meilenweit und breit die „Avon-Lagune“ ausgebreitet, so benannt nach dem englischen Schiffe „Avon“, dessen Officiere dort hinten ein solches Wasser zu sehen geglaubt hatten — es war der hübsche Togo-See, von den Eingeborenen Kete-Hó genannt. Nach der Karte des amtlichen deutschen Weißbuches lag hinten nur Sumpf; nach noch anderen Karten stieß dicht hinter Bagidá gar Asante (Aschanti) und Dahome dicht zusammen. Unsere Expedition hat die vollständige Verkehrtheit all dieser Angaben bewiesen: von Asante- und Dahomegebiet ist nördlich und nordwestlich vom deutschen Gebiet gar keine Rede. Schon durch eine zehntägige Expedition, welche der frühere Commissar, Assessor Falkenthal, zusammen mit dem Generalagenten der Firma C. Gödelk, Consul Randad, im vorigen Jahre von Lome bis nach Agotime-Péto machte, wodurch die Landschaften Löwe, Kéwe und Agotime deutsch wurden, war festgestellt, daß bis dorthin noch kein Asante-Gebiet lag, wenn auch eine geographische Feststellung unterblieb und namentlich die Ausdehnung von Agotime nach Norden noch ganz unaufgeheilt war. Durch einen verhängnisvollen Mißgriff, die Aussendung eines schwarzen Unterhändlers, James Bada hú, nach Krepí (Peki), westlich von Agotime, ging damals, und wohl nun für immer, diese Landschaft, welche uns den Zugang zum Volta und nordwärts den freien Weg nach Salaga und bis zum Kong-Gebirge gesichert hätte, an England verloren.

Wir brachten den ganzen Vormittag des 19. August damit zu, Zucht und Ordnung in die zusammengewürfelte Gesellschaft von Trägern zu bringen. Die Lasten wurden vertheilt, wobei sich die Zahl der Träger als noch nicht ausreichend erwies, so daß der Hauptmann der Leute, Atá, und ein zweiter, Akueite, noch ausgesandt wurden, neue Leute zu werben, mit denen ihnen aufgetragen ward, in Abóbo zu uns zu stoßen. Im Innern haben wir oft, wenn Leute fußkrank wurden, noch andere hinzu miethen müssen, so daß zeitweise die Karawane über sechszig Köpfe zählte. Am wenig-

sten Mühe hatten wir mit den gut gedrillten zwanzig Soldaten, deren schwarzer Gefreiter, Sumánu, ein wahres Muster eines strammen Vorgesetzten ist. Schon beim Abmarsch hatten wir dieselbe Noth, die fast die ganze Expedition über dauerte und unter der jeder in Afrika leiden muß: die Träger waren nicht zum Aufbruch zu bringen. Bald hatte dieser, bald jener noch etwas zu holen, und als wir schließlich gehen wollten, da erklärten die meisten, jetzt wäre es Zeit zum „chop“, das heißt Essen, sie könnten sonst nicht laufen. Wohl oder übel mußten wir warten.

Unsere eigene Ausrüstung war eine bis aufs kleinste Gewicht beschränkte. Hr. Grade hatte zwei ganz kleine Handkoffer, ich einen etwas größeren, dazu einen Träger für mein Vermessungsinstrument, einen Meißner'schen Reisetheodoliten; dieser Träger war aber gleichzeitig mein Diener, Njéte, ein Bursche, der sich trotz seiner fürchterlich fletschenden Zähne als stets willig und zuverlässig bewährte. Gemeinschaftlich hatten wir ein Zelt und eine Feldbettstelle — abwechselnd schlief einer auf der Erde; einen kleinen Klapp Tisch und zwei Feldstühle. An Waffen führte Hr. Grade eine Jagd-Büchse, Hirschfänger und Revolver, ich eine Dreyse'sche Repeatingbüchse, Seitengewehr und gleichfalls Revolver. Die Leute nahmen außer ihren Lasten jeder ein kleines Bündel mit ihren nothwendigsten Sachen mit sich, manche trugen auch das landesübliche schwertartige Buschmesser in der Scheide an der Seite. Malerisch ist eine solche Karawane unzweifelhaft, und reich an Originalen. Da war der Schneider Antonio Bona-Ventura, gewöhnlich Tailor genannt, ein Portugiese; das heißt, in seinen Adern floss ein Soudsovieltstel portugiesisches Blut, was sich immerhin durch eine lichtere Hautfarbe bemerklich machte. Jetzt war der Held der Nadel zum kaiserlich deutschen Dolmetscher aufgestiegen, und ist nicht wenig stolz darauf, daß unter den Protectoratsanträgen, die Sr. Majestät dem Kaiser von Deutschland vorgelegt werden sollten, auch seine Unterschrift, als eines Schreibzeugen, steht. Der Schneider schreibt gut; er ist auf der Mission ausgebildet, und spricht manche Sprache: portugiesisch vollkommen, englisch ganz gut, wenn auch hin und wieder gemischt mit den eigenthümlichen Worten und Wendungen des Kru-Englisch; er spricht ferner mehre Dialekte der an der deutschen Küste und tief landeinwärts herrschenden Gwé-Sprache. Auch trug er europäische Tracht: blaue Tuchhose und Jacke, Sonntags einen blendendweißen, fein geplätteten Anzug; stets eine weiße Schirmmütze und Schuhe, wenn auch allerdings keine Strümpfe, weil es oft durch Sumpf und Wasser ging. Ueber alles führte er gewissenhaft Tagebuch. Es ist eigenartig, wie der Charakter jedes Handwerks überall auf Erden, bei welchem Volke es auch sei, derselbe bleibt. Auch unser Ventura

war ein echtes tapfres Schneiderlein: er trug stolz einen überzähligen Karabiner auf dem Rücken — aber keine Patrone. Ich wollte ihm unterwegs die Griffe und das Schießen beibringen, aber dann hatte er immer etwas dringendes zu thun; von Tag zu Tag wurde die Schießübung verschoben, bis ich endlich in den letzten Tagen an der Seelengröße dieses Schneider-Dolmetschers zu zweifeln anfing und ihn geradezu fragte, ob er das Schießen und den Pulvergeruch nicht vertragen könnte. Erst blickte die gute Schneiderseele verschämt lächelnd zu Boden und wollte nicht antworten, endlich aber rückte er heraus: „Master be right!“ Aber ein tüchtiger, brauchbarer Bursche ist er doch, dieser etwa dreißigjährige schwarze Portugiese: er wußte allenthalben schnell mit den Häuptlingen zu unterhandeln, und oft, wenn wir ihn zum Häuptling schicken wollten, um wegen Protectorats zu sprechen, lächelte er und sagte: „It's all right already the king will take flag.“ Dann hatte er abends schon, anstatt sich schlafen zu legen, mit dem Häuptling geredet, und am Morgen war alles in Ordnung. Es wurde ihm dabei allerdings reichliche Hilfe durch einen zweiten Dolmetscher, einen Haussa namens Blaimá, zuthil. Blaimá, ein junger Mann, der die Mitte der Zwanziger kaum überschritten hatte, zeichnete sich durch seine gefetzten Manieren und seine Geschicklichkeit aus. Ein Paar leuchtender Augen bligten aus seinem tief braunschwarzen Gesicht und sein herzliches Lachen tönte oft aus den Gesprächen der Leute herüber. Er ist Muhamedaner — Mammadu, wie es dort heißt. Ein weites malerisches maurisches Gewand, bei feierlichen Gelegenheiten aus gemustertem Sammet, umhüllte ihn, und ein geschmackvoller Turban wand sich um den Kopf. In den Händen hielt er stets den Rosenkranz, und in jedem Augenblick, wo er nicht anderweitig beschäftigt war, murmelte er seine arabischen Gebete. Die Vorschriften des Koran befolgte er mit äußerster Pünktlichkeit, und morgens, wenn die Sonne aufging, sang er mit heller Stimme seine Koran-Sure. Ein Stück des Koran trug er in sauberer Abschrift stets bei sich, und hütete die Blätter wie seinen kostbarsten Schatz. Blaimá sprach keine europäische Sprache, aber außer seiner Haussa-Muttersprache noch mehr Sprachen des Innern, vulgär-arabisch und Gwá; seine feurige Beredsamkeit und Schlagfertigkeit drang stets da durch, wo Venturas Gründe sich nicht durchschlagend erwiesen. Wir zeichneten ihn auch jederzeit vor den anderen aus und behandelten ihn nicht so, wie der Weiße es sonst dem Neger gegenüber thut. Das Gepäck ließ er sich von einem hübschen gleichfalls muhamedanischen Haussa-Burschen von höchstens sechszehn Jahren, seinem Sklaven, tragen, zu dem er eine vollständig väterliche Stellung einnahm. Obwohl dieser Junge fast die schwerste

Last unter allen trug, hat er unter allen am besten ausgehalten, nie krank, war er stets voran, fröhlich und guter Dinge.

Die anziehendste Gestalt unter den Trägern war einer meiner Hammokata, das heißt Hängemattleute, Akueite. Groß und fest wie eine Eiche, von herrlichen Körperverhältnissen, einem ausdrucksvollen männlichen Gesicht, wäre er ein volles Modell für einen Zeus. Etwa dreiunddreißig Jahre alt, gesetzt und ernst, genoß er unter den Trägern des größten Ansehens und übte eine Art Richteramt bei ihren kleinen Streitigkeiten aus. Auf Lügen, die sonst bei Negern an der Tagesordnung sind, haben wir ihn nie ertappt. Wenn es galt, über Flüsse oder Sümpfe zu setzen, dann bot er mir seinen mächtigen Rücken und trug mich, wie der große Christoph, ganz allein hinüber, während mein Kamerad stets zwei Leute dazu anstellen mußte. Kam ich ans Ufer, so wartete er schon und schob die anderen beiseite, die etwa Hilfe leisten wollten. Dann ging es oft durch reißendes Wasser, über spitze Blöcke und steile Ufer; nie aber hat er mich nass werden lassen. Ein gutes Geschenk lohnte am Schluss der Expedition seinen Diensteifer.

Noch mancher von den Leuten spielt im folgenden eine Rolle und wird sich in seiner Eigenart zeigen. Der Charakter der einzelnen ist ebenso scharf ausgeprägt und grundverschieden, wie ihre Gesichtszüge. Wohl gibt es nationale Grundeigenthümlichkeiten bei jedem Negervolk, aber die einzelnen Individuen sind ebenso scharf ausgeprägt, wie bei irgend einem europäischen Volke. Zuerst ist der Neuling kaum imstande, die Gesichter zu unterscheiden, aber später begreift er nicht, wie Verwechslungen möglich sein konnten, so scharf sind die Züge geschieden. Es ist wohl die dunkle Hautfarbe daran schuld, an welche das Auge sich erst gewöhnen muß.

Zweiter Abschnitt.

Aufbruch. Ueber Lebbo-Wi nach Abobo. Oro-hydrographische Uebersicht über das Gebiet.

Die Factorenglocken verkündeten gerade die Mittagstunde und die Ruhepause für die Kru-Arbeiter, als Hr. Grade mit lauter Stimme sein „Vorwärts!“ rief. Wir stiegen in die Hängematten, die Mittagshitze war zu groß, als daß wir gleich am ersten Tage uns hätten erschöpfen mögen. Mit lustigem meihólo, meihólo, kukubrè, kukubrè ging es vorwärts auf dem Pfade, der sich durch niedriges

Gestrüpp wand. Eine alte Seeratte hätte wohl den Kopf dazu geschüttelt; denn wenn auch unsere Hängematten so munter schaukelten und fröhlich vorwärts gingen, wie eine schlanke Brigg vor der Kulkte, so war es doch Freitag, der böse Freitag, wo man nicht aussegeln soll; bei der Rückkehr, als wir die Kunde heimbrachten, daß einer der untrigen sein Leben gelassen, hätte die alte Theerjacke wohl gesagt: „Seht Ihr, warum segelt Ihr auch Freitags!“

Wir gingen stracks Nordost, weit verstreut auf dem Wege, je nachdem der eine Mann früher, der andere später seine Last aufgenommen hatte. Auch die Hängematten waren meist so weit voneinander, daß wir uns kaum dann und wann ein Wort zurufen konnten. So ging es zwei Stunden durch tiefen Sand, einförmiges Gestrüpp und hohes Gras, bis wir zu der Schilflagune kamen, durch welche sich nur ein ganz schmaler Wasserstreifen, gerade fahrbar für ein Kanoe, windet. Dort hatten vorangegangene Leute für Kanoes sorgen müssen, die uns in schmalen Fahrwasser bis vier Uhr nach dem Dorfe Lebbe-Wi, das heißt Klein-Lebbe, übersetzten. Lebbe-Ga, Groß-Lebbe, liegt etwas weiter nördlich. Von dort ging es, fast östlich, nach Abobo. Die Landschaft ist schon hier eine merklich andere, als am Strande. Zwar ist reichlich Sandboden zu finden, aber auch fester Lehm und Thon, von dunkelrother Farbe, die im ganzen Gebiet charakteristisch bleibt. Der Weg führte durch sauber gehaltene Maisfelder, welche sich in nichts von den Maisculturen Italiens unterscheiden. Um 5½ Uhr langten wir in Abobo an, das nur eine Viertelstunde vom Ufer des Togosees entfernt liegt. Es gab in Abobo eine heillose Aufregung unter den Eingeborenen, die noch nie eine so große Karawane gesehen hatten. Wir zogen, ohne uns darum zu kümmern, durch die sehr engen Straßen des ziemlich volkreichen Ortes in ein Gehöft, wo man uns eine kleine Hütte, zehn Fuß lang und vielleicht sieben breit, als Obdach anwies. Zum Zeltschlagen war der Hof zu eng. Dort brachten wir die Nacht zu, gepeinigt von Muskitos, welche an der Lagune sehr zahlreich, im Innern aber fast garnicht vorhanden sind. Ein kleiner abends an den See unternommener Streifzug brachte als Jagdbeute einige wilde Tauben. Wahrhaft glänzend war unsere Abendmahlzeit im Hofe: Huhn, Eier und Moselwein; und als ich schließlich beim Erscheinen eines Töpfchens von präservirtem Himbeersaft aus der Vorrathskiste mein Erstaunen über diese reiche Tafel in „Hottentottien“ nicht unterdrücken konnte, antwortete mir Herr Grade munter: „Sie müssen doch auch nicht denken, daß Sie in Kamerun sind!“ Mit Kamerun droht man im Togogebiet gern unordentlichen Leuten, und die bloße Andeutung einer Ueberführung nach Kamerun genügt oft, um Widerspänstige zur Ordnung zu bringen.

Abobo macht denselben Eindruck, wie fast alle Orte des Gebietes. Die Gehöfte bestehen aus kleinen viereckigen Häusern von leichtem Fachwerk mit rothem Lehm, welche oben mit einem leichten Dach von langem Schilf und Gras gedeckt sind. Vielfach sind die Thüren verschließbar, und zwar an der Küste vermittelt europäischer, weiter landeinwärts mittels sinnreich gefertigter einheimischer Schlösser. In Abobo sind Höfe wie Straßen äußerst eng, die letzteren oft knapp fünf Fuß breit, so daß man sich wahrhaft hindurch winden muß, wobei man den Häusern auf die Dächer sieht. Die Belege sind oft aus lebenden kleinen Bäumen hergestellt, welche durch geflochtene Matten verbunden sind. Abends nach Sonnenuntergang versammeln sich die Bewohner auf einem freien Platz; ein Gesang in eintöniger Mollweise wird angestimmt, und dazwischen springen einzelne in den Kreis, um allein oder zu mehreren einen Tanz mit den unglaublichsten Gliederverrenkungen zu beginnen. Der Tanz wird begleitet von einem tactmäßigen Klatschen, das wie Gastagnettengeklapper klingt, und da die Verrenkungen genau dem Geflatsche angepaßt werden, so macht es den Eindruck, als ob den Leuten bei den Verrenkungen die Glieder knacken.

Den folgenden Tag über blieben wir noch in Abobo, in veinlicher Ungebuld, um den Hauptmann Uta und Akueite mit den Leuten zu erwarten, die sie noch anwerben sollten; die Jagd, mit der wir uns die Zeit vertrieben, bot wenig Beute: Tauben und ein Wasserhuhn. Es lohnt sich dort garnicht, die kleine graurothe Taube zu schießen, da man sich kaum an einem Duzend satt essen kann. Wir ließen deshalb noch einen Hammel schlachten und tranken Kokosmilch dazu: für drei Pence gab es zehn Stück Nüsse. Als die erwarteten Leute auch spät abends noch nicht eingetroffen waren, beschloßen wir, am nächsten Morgen, Sonntag früh, weiter zu gehen, was wir nach einer durch Mücktoplage schlaflos verbrachten Nacht auch ausführten. Bevor ich in der Beschreibung der Reise fortfahre, folge aber hier ein Gesamtüberblick über die Gebirgs- und Wasserverhältnisse des Gebietes, ohne welchen es nicht gut möglich ist, die Expedition in ihrem Gang und Ergebnissen zu beurtheilen.

Das deutsche Togo-Gebiet, als politischer Begriff, geht weit über die Grenzen der Landschaft Togo hinaus und umfaßt, wenn man die durch unsere Expedition neu erworbenen Gebiete hinzurechnet, jetzt einen Flächenraum von etwa 12 000 qkm, wovon noch etwa 5600 völlig unerforscht sind. Es reicht im Norden bis $7^{\circ} 20'$ n. Br., im Süden bis $6^{\circ} 6'$; der westlichste Grenzpunkt liegt unter $0^{\circ} 30'$ ö. Greenwich, die Ostgrenze, gebildet durch die französische Demarcationslinie, $1^{\circ} 41'$ ö. L. Die Küste, in Länge von 52 km, er-

m.
ghn.
Omission.
 Original: Pers. Inst. Berlin: 25 700 7 bis
 14 11 11

streckt sich von $1^{\circ} 13'$ ö. L., $6^{\circ} 6'$ n. Br., in ostnordöstlicher Richtung bis $1^{\circ} 41'$ ö. L., $6^{\circ} 13'$ n. Br.

Das ganze Gebiet ist ein von den Dünen der Küste aus jenseit einer Lagune sich rasch zu einem Hochplateau erhebendes Stufenland, anscheinend aus gehobenen Schichtgesteinen aufgebaut und von Lehm- und Sand-Alluvium bedeckt, in einer von 200—400 m wechselnden Meereshöhe. Das Lehm-Alluvium zeigt überall eine auffallend tiefrothe Färbung, auf starken Lateritgehalt deutend. Das tief ausgewaschene Mündungsgebiet des Hâho-Flusses, am Nordrande des Logo-Sees, zeigt allein grauen Thon, während die einschließenden Hügelketten von rothem Lehm gebildet sind. Der grobkörnige Meeresand welcher die Küste bedeckt, wird in der Trockenzeit in dicken Wolken landeinwärts geführt.

Vom Logo-See, dem größten Wasserbecken der Lagune, ziehen sich mehre Hügelketten, rasch ansteigend und das Thal des in den See mündenden kleinen Hâho-Flusses einschließend, parallel nach Norden. Schon 25 km von der Küste beläuft sich die Erhebung des Bodens auf 200 m. Der ganze Norden des Gebietes ist Gebirgsland. Vom westlichsten Grenzpunkt der Besizung zieht sich, als Fortsetzung des südwestlich liegenden Adaklû, der Agometu, in der Richtung S.W. nach N.O., hinter welchem, etwa 25—30 km nordwestlich, der Hauptstock des gesamten Berglandes liegt. Der Agome-Kamm ist daher ein Theil des weitausgedehnten Gebirgszuges, der vom Adaklû beginnend, mit erst nordöstlichem, dann östlichem Verlauf, in der Biegung des Niger, gegenüber der Mündung des Binue sein Ende findet. Das Agome-Gebirge, schön bewaldet, wasserreich und gut angebaut, erhebt sich in einigen Spitzen bis zu 2300 m Meereshöhe und zeigt stellenweise alpenartigen Charakter mit Hochmatten. Mehrfach erweitert es sich zu lieblichen Kesselländern, namentlich demjenigen von Tomegbé, während es an anderen Stellen, wie bei Gtji, wild und schroff fast senkrecht abstürzende Felswände von über 1000 m relativer Höhe zeigt. Die von den Eingeborenen benutzten Pässe sind nur schmale Steige, die oft nicht einmal für Saumthiere benutzbar wären. Der auf englischem Gebiete liegende Hauptkamm dürfte um 200 bis 300 m höher ansteigen, als das Agome-Gebirge. Das letztere erreicht sein Ende nordöstlich, unmittelbar an der Nordspitze des jetzigen deutschen Gebietes. Von dort zieht sich ein anderer Gebirgsstock, in seiner Haupterhebung, dem Diklotó, gleichfalls von alpenartigem Charakter, erst südöstlich, dann südlich, mit einer Maximalhöhe von 2000 m. Auch hinter diesen Kämmen scheint sich ein weites Gebirgsland, Nodjie, auszudehnen, das noch zum deutschen Gebiet gehören würde. Das nördlich von diesem liegende Atakpame ist durchweg Gebirgsland.

Getrennt von diesen beiden Gebirgszügen liegt unter $6^{\circ} 55' n.$ Br., $0^{\circ} 55' ö.$ L. der Agutó, ein Gruppengebirge von etwa 1800 m Meereshöhe, mit vier Hauptkuppen und einer kleinen Fortsetzung, dem Njabó, von etwa 900 m Meereshöhe.

Alle diese Gebirge sind in ihrem Grundstock Urgebirge, umgeben von jüngeren Bildungen. Spuren vulcanischer Thätigkeit fanden sich nicht. Ob das im Kposogebiet, im Nordosten, unzweifelhaft gewonnene und in Hochöfen verarbeitete Eisen durch Abbau von Erzen erzielt wird, oder ob es von Maseneisenstein her stammt, wie vielfach in Afrika, ließ sich durch Erkundigung nicht feststellen. Der Agutó soll Goldadern führen.

Zwischen Kéwe und Agotime liegt ein kleines Grenzgebirge von höchstens 500 m Meereshöhe, für welches wir keine einheimischen Namen erfahren konnten. Wir gaben den drei Bergen die Namen Heinrichshöhe, Ziegenrüd und Vogelsberg: von der Heinrichshöhe, der höchsten Erhebung, sieht man bei klarem Wetter durch das Fernglas die Küste; der Ziegenrüd östlich erhielt seinen Namen wegen der Form, der Vogelsberg südlich wegen seiner zahlreichen Papageien und Tauben.

Was die hydrographischen Verhältnisse betrifft, so ist das Gebiet fast durchweg wasserreich. Die Zahl der Flüsse, die das Gebiet durchziehen, steht noch nicht sicher fest: es sind sechs, vielleicht nur fünf, alle von Nord nach Süd: der Tobjé, Aká, Sió (Gwé), Pahó, Boko und vielleicht auch der auf französischem Gebiet mündende Agomé, welcher wahrscheinlich aus Vereinigung des Amund und Amutsjá entsteht. Der Lauf des Aká ist noch vollständig unklar. Der englische Captain Firminger, derselbe, der zur Zeit der Besitzergreifung der Logoküste eine so zweifelhafte Rolle spielte, verzeichnet auf einer nur handschriftlich vorhandenen Karte des Krikorgebietes (1885) einen Aká-Fluss, als in die Quittah-Lagune mündend. Einen von den Eingeborenen Aká genannten Fluss trafen wir auf der Expedition im nördlichen Agú. Seinem Laufe nach konnte dieser sich aber nur mit dem auf den Karten gewöhnlich Gwé genannten Fluss vereinigen, welchen wir von den Eingeborenen stets Sió nennen hörten, wohl abgeleitet von esi, das heißt Wasser. Nun ist es möglich, dass die von Mr. Firminger als Aká bezeichnete Flussmündung nichts als eine genauere Zeichnung des sogenannten Gwé ist, welcher demnach mehre Namen führte. Es ist aber auch denkbar, und dem Verfasser ist dies wahrscheinlicher, dass der Aká inderthat ein besonderes Flüsschen ist, das unweit der Mündung des Sió-Gwé sich in die Lagune ergießt. So ist er denn auch auf der beigegebenen Karte verzeichnet. Mit den oberen Läufen beider Flüsse liegt es auf alle Fälle noch im Urge, und nur durch eine länger

andauernde Specialuntersuchung an Ort und Stelle wird sich Licht in die Sache bringen lassen.

Keiner von all den genannten Flüssen ist für größere Fahrzeuge schiffbar. Noch in ihrem mittleren Laufe sind sie reißende Gebirgs-wässer mit höchst unebenem Felsgrund, der selbst das Fahren mit flachen Kanoes fast unmöglich macht. Im unteren Lauf, wo sie mehr in die Breite gehen, sind sie in der Regenzeit stets für Kanoes fahrbar, in der Trockenzeit schwer. Nie aber sind sie völlig trocken, da die ihre Ufer einschassende Urwaldvegetation das Wasser vor dem schnellen Verdunsten schützt und die Wasserzufuhr aus dem Gebirge infolge der dort fast das ganze Jahr andauernden Niederschläge eine reichliche ist. Da das Land von Ost nach West einen wellenförmigen Charakter hat, so kommen den genannten Wasserläufen reiche Zuflüsse von den Seiten. Im allgemeinen kann man stets darauf rechnen, in Abständen von 5 bis 6 km Bäche zu finden, von denen viele auch fast die ganze Trockenzeit hindurch mindestens ein Rinnsal aufweisen. Der Todjé und Gwé-Sio entspringen im Agomé-Gebirge; der Afa muß, wenn er ein selbständiger Fluss ist, am Agutó seine Quelle haben. Todjé und Sio münden in die Quittah-Lagune, der Háho in den Togo-See, der Boko in die Gkui-Lagune, der Agomé in die Lagune von Groß-Popó. Ihrer Größe nach stehen Todjé und Sio voran, im mittleren und unteren Lauf mit einer Breite von acht bis zehn Metern und einer Tiefe bis zu einem Meter, in der Regenzeit selbst darüber. Demnächst würde der Háho folgen, der in seiner ganzen Länge auf deutschem Gebiet liegt und wahrscheinlich am Diklotó entspringt. Ueber den Boko fehlt noch genauere Kenntnis, doch ist er, nach Aussage der Einwohner, nur ein kleines Flüsschen. Amund und Amutú, die sich vermuthlich zum Agomé vereinigen, kommen aus dem Bergland nördlich vom Agomé-Kamm.

Die hinter der Togo-Mehrung liegende Lagune ist ein vielfach sich krümmender Wasserarm von durchschnittlich 250 m Breite, der sich auf deutschem Gebiet zu zwei großen Becken erweitert: dem Togo-see, von den Eingeborenen Kéte-Ho, auf den englischen Seekarten Avon-Lagune genannt, im westlichen Theil des Gebietes, 9 km lang und 7 km breit; und der Gkui-Lagune östlich. Bei Klein-Popó wird der Durchbruch der Lagune nach dem Meere künstlich offen gehalten; ein größerer, von Natur stets offener Durchbruch liegt bei Groß-Popó. Nördlich von Klein-Popó befindet sich eine baumlose, grasreiche üppige Insel, welche ich, da von den Eingeborenen kein Name für dieselbe zu erfragen war, Graswerder genannt habe. Nach Westen verliert sich, südlich von Abobo, die Lagune in Schilf, durch welches künstlich ein etwa 1—2 m breiter Arm für Kanoes fahrbar gehalten wird.

Die Lagune ist infolge ihrer Verbindung mit dem Meere den Gezeiten (Ebbe und Flut) unterworfen, das Wasser ist schwach salzig, weshalb die Eingeborenen die ganze Lagune auch *Bagá*, das heißt Salzwasser, Brackwasser, nennen. In der Nähe der Flussmündungen ist das Wasser begreiflicherweise vollständig süß. Die ganze Lagune ist trotz der großen Ausbeutung und zahlreichen Alligatoren überaus fischreich.

Die Riffe der Goldküste setzen sich nach Osten bis in das deutsche Gebiet, theils unterseisch, theils am Gestade, bedeckt von Meeresalluvium, fort; bei Klein-Popó stehen sie in der Lagune hart unter dem Wasserspiegel, an einer Stelle ragt sogar ein Sandsteinriff von fünf Meter Länge aus dem Wasser; auch am Strande, dicht unterhalb dieser Stelle, steht der Fels zu Tage. Die Wassertiefe der Lagune ist sehr verschieden, im allgemeinen ein bis zwei Meter, streckenweis aber auch über fünf Meter. Die Europäer an der Küste vermutheten bisher, daß die Wassermasse der Lagune nur von einem in dieselbe mündenden großen Flusse herrühren könnte. Ein solcher ist aber nicht vorhanden. Gespeist werden die großen Wasserbecken vielmehr theils durch die Bäche und kleineren Flüsse — *Háho*, *Bóko* und *Ngomé* — theils durch die eindringende See, vielleicht auch außerdem durch eigene Quellen, was bei der Formation des Hinterlandes denkbar ist. Das Wasser des größten Beckens, des *Togo-Sees*, hat eine thongraue Färbung, welche ihm sowohl durch den hineinmündenden *Háho* gegeben wird, der sich an der Mündung durch graue Thonböden hindurcharbeitet, wie auch durch den eigenen thonigen Grund. Das Landschaftsbild dieses großen Wasserbeckens ist ein eigenartiges; zu den Seiten und nach Norden erblickt das Auge leicht ansteigende Hügelketten, von Busch und Baum bestanden, und bei hellem Wetter gewähren diese Ufer einen lieblichen Anblick; aber die bleierne Farbe des Wassers, verbunden mit der fieberhaften Schwüle der Luft geben dem Beschauer etwas beängstigendes, unruhiges, das eine rechte Freude an der Natur nicht aufkommen läßt. Auch wird der Wasserspiegel selten von Bötten befahren; das Auge erblickt einmal ein Kanoe, Sonntags auch die Segel eines Factoreiverwalters, das ist alles. Andere Theile der Lagune machen einen freundlicheren Eindruck: da drängt sich Ort an Ort, lachende und singende Menschen beleben das Ufer, Badende und Fischer das Wasser, und statt der Bleifarbe zeigt das Wasser eine gelblich-graue Färbung, welche, je nach dem Wetter, mehr das Blau des Himmels oder das saftige Grün der Ufer widerspiegelt. Je näher dem Meere, desto klarer wird das Wasser, da der Boden zu reinem Sand übergeht und die See an den Durchbrüchen in die Lagune hineintritt. Daher nimmt auch dort der Salzgehalt stark zu, besonders zur Flutzeit.

Von einer als eigenthümlich und räthselhaft bezeichneten Erscheinung bezüglich des Wasserstandes der Lagune bekam ich an der Küste Nachricht, ohne aber Gelegenheit zu finden, sie selbst zu beobachten. Auch außerhalb der Regenzeit steigt oft, so berichteten die europäischen Colonisten, ohne jeden erkennbaren Grund, das Wasser bedeutend, so daß es bei Ebbe weit über dem Mittel steht. Schwerlich ist die ausgesprochene Vermuthung richtig, daß dieses Steigen vielleicht durch eine plötzlich verstärkte Zufuhr aus einem in die Lagune mündenden Flusse herrühre. Diese Vermuthung rechnet mit der falschen Voraussetzung eines großen Flusses, etwa wie der Volta, der dort münde, und selbst ein solcher könnte durch vorübergehende Regengüsse im Gebirge nicht Wassermassen herunterschleppen, die ein so ausgebehntes Wasser, wie die Lagune ist, um zwei Fuß steigen ließen. Man vergißt dabei, daß die Lagune bei Groß-Popo einen ungehinderten, bei Klein-Popo einen genügenden Abfluß zur See hat. Ich sehe in dem Anschwellen der Lagune daher ein Aufstauen des Wassers, das grade durch die Verbindung mit der See herbeigeführt wird. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Küstenbewohner die Tage merken, an denen das ihnen unerklärliche Steigen eintritt, sich eine in bestimmten Zeiträumen regelmäßige Wiederkehr desselben ergeben würde; es fällt unzweifelhaft zusammen mit den Springsluten nach den Syzygien und zur Zeit der Solstitien wie auch der Maxima der Declination des Mondes; dann ist das Lagunenhochwasser die Maximalvereinigung der Sonnen- und Mondwelle, welche einerseits, in die Lagune eintretend, dieser selbst höheres Wasser gibt, andererseits das eigene Wasser derselben aufstaut.

Dritter Abschnitt.

Ueber den Logosee nach Gbóme und ins Innere bis Dállawe.
 Sinnsinn der Ewelenle. Unverletzlichkeit der Gesandten.
 Eine Hekjagd. Ein Tag Afrikareise.

Da am Sonntag, den einundzwanzigsten, früh die erwarteten Hauptleute noch nicht eingetroffen waren, so machten wir uns ohne sie auf den Marsch. Das gab ein Rennen und Laufen, ein Suchen und Fluchen, bis alles in Ordnung war! Wir mußten nun, da kein schwarzer Vorgesetzter da war, selbst alle Kleinigkeiten anordnen. Die Neger pflegen sich älteren Schwarzen, wenn diese zu ihrem Hauptmann bestellt sind, unterzuordnen, wenngleich sie von militärischer Zucht weit entfernt bleiben. Bei den Kru-Negern, jenem

Stamm, der in Liberia seine Heimat hat, aber, Bienen gleich, nach der ganzen Küste und auf die Schiffe als Arbeiter auschwärmt, ist das Verhältnis des Hauptmanns ein fast gesellschaftliches; denn der Kru-Neger arbeitet nicht aus eigenem Trieb, wie man immer noch erzählt, sondern er steht unter einem Druck. Alle Kru sind Sklaven ihres im Innern von Liberia wohnenden Königs; unter diesem stehen zunächst Häuptlinge, und wieder unter diesen die Hauptleute. Der Kru-Arbeiter, der nicht überhaupt auf Rückkehr in die Heimat für immer verzichten will — und sie lieben ihre Heimat über alles —, muß einen großen Theil des Lohnes dem Häuptling abgeben, und dieser zinst wieder dem „großen Könige“. Jeder Arbeiter hat allerdings die Aussicht, einmal Hauptmann und selbst Häuptling zu werden, genau so gut, wie jeder Soldat Napoleon's den Marschallstab im Tornister trug. Auch bei den Leuten im deutschen Gebiet kann man, bei geschickter Wahl eines Hauptmanns, durch diesen ganz gut die Leute beaufsichtigen lassen.

Vom Dorf oder, wie die Leute es nennen, der Stadt Abobo — sie zählt höchstens achthundert Einwohner — ging es nun hinunter zum See, früh gegen sieben Uhr. Der Weg führt bei dem Grabe eines verstorbenen Schuldners vorbei; denn nach der Landesitte darf derjenige, der stirbt, ohne seine Schulden bezahlt zu haben, nicht wie andere Leute im Hause begraben werden, sondern vor dem Ort. Unten am See lag ein europäisches Bot, das der jetzt sehr zahm gewordene und gut deutsche „König“ Mensa von Porto Seguro bereitwilligst geschickt hatte, dazu zwei große Kanoes, das eine ein kaiserlich deutsches, das andere gemiethet. Aber die Leute fanden nicht alle Platz darin; zum Glück kam gerade ein Mann von Abobo mit seinem Kanoë heim, und er verstand sich dazu, es uns zur Ueberfahrt zu vermietthen, wofür er ein paar Schilling empfing. Als er aber fort war, weigerte sich sein Bruder, der es führen und zurückbringen sollte, es zu geben. Er hoffte wohl noch Geld zu erpressen, da er sah, daß wir es eilig hatten. Das ist eine gewöhnliche List der Neger, die Gile des Weißen, die ihnen selbst völlig fremd ist, zu kleinen Erpressungen auszubeuten. Wir machten aber kurzen Proceß mit dem Kerl. Schnell mußten ein paar von unseren Leuten ins Wasser springen, das Kanoë fassen und den Kerl ans Land schleppen, wo er mit einigen Püffen davongejagt wurde. Nun konnten wir endlich, um halb neun Uhr, uns einschiffen. Die Fahrt über den See ging ruhig und ohne Unfall vonstatten, obwohl die kleinen Kanoes weit überladen waren und kaum einen Zoll Bord hatten. Einige Alligatoren tauchten in der Nähe auf, aber wir kamen nicht zum Schuss, da wir uns nicht rücken und rühren durften, um die kleinen Fahrzeuge nicht zum Umschlagen zu bringen.

So langten wir denn um zwölf Uhr in Obóme an, nachdem wir die sich mehr und mehr verengende Wasserstraße im Schilf glücklich durchfahren hatten. Das große Kielbot allerdings kam wegen der geringen Wassertiefe nicht bis an Land, wir mußten die Leute mit den flacheren Kanoes heranholen. Das Wetter war kühl, nur 25° C., der Himmel völlig bedeckt: die ganze Natur bleiern und eintönig. Wir frühstückten ein wenig; ich prüfte das Messinstrument auf seine Brauchbarkeit, dann brachen wir, ohne erst den von der Landungsstelle etwas abseits liegenden Ort betreten zu haben, sobald alle Leute sich eingefunden, gleich nach ein Uhr auf; Bot und Kanoes schickten wir zurück.

Ich wollte zu Fuß gehen und hatte deshalb den Theodoliten an den Bambu-Tragbaum der Hängematte gehängt, um meinem Burschen eine Erleichterung zu geben; der persönliche Diener ist immer ein geplagter Bursche, weil er abends, wenn die andern essen oder sich schon schlafen legen, immer noch für seinen Herrn sorgen muß. Nun standen meine Hängemattleute da und wollten nicht fort; endlich riß mir die Geduld und ich fragte, warum sie denn zauderten. Sie sahen einander an, traten scheu zurück, endlich faßte sich einer ein Herz und sagte, indem er auf den Theodoliten schielte, der wohlverschlossen in seinem Kasten steckte: „Massa him be strong too much, we no can bear him“ Ich fuhr sie an: „What you say, him be too heavy?“ „No, Massa“ antwortete er, „him no be too heavy, then medicine be strong too much.“ Die Medicin war also zu stark, als daß sie sie hätten tragen können. Unter Medicin verstehen die Leute nicht nur Arznei, sondern auch allerlei wunderbare Dinge, Fetisch, Zauber und dergleichen. Was blieb mir übrig, als die „starke Medicin“, die sie immer noch zitternd von weitem ansahen, wieder meinem schon aufgeklärteren Jungen zu geben. Später haben sich die Träger an dieses starke Pulver sehr gut gewöhnt, gingen sogar derartig unbarmherzig mit dem Instrument um, daß ich es endlich ein für allemal meinem Niéte auf den Kopf setzte — auf dem nun einmal alles getragen wird. Negerköpfe sind dicker als unsere.

Der Weg nach Bogáme, den wir einschlugen, führt allmählich mehr und mehr bergauf, an der Seite einer der Hügelketten, welche von Nord nach Süd laufend den Uebergang vom Hochplateau des Inneren zur Küste bilden. Je mehr man steigt, desto schöner wird der Blick über das weite, nur von niedrigeren Hügelketten durchzogene Thal des Háho. Nach Westen hin verdeckt Busch und Baum die Aussicht, aber das Gelände, das sich mit lieblichen Farben, Baum und Hügel, nach Osten öffnet, meilenweit überschaubar, fesselt den Blick vollständig und läßt im Augenblick keinen weiteren Wunsch

entstehen. Selbst bei der Rückkehr aus dem großartigen Bergland des Inneren weilt der Blick gern auf dieser lieblichen Landschaft: man kehrt ja auch aus den Alpen heim und freut sich der Hügel Thüringens!

In Bogá me, wo wir nach kurzem Marsch ankamen — denn es sind nur drei Kilometer — hielten wir nur wenige Minuten, begrüßten die Leute und brachen dann nach Agó me auf. Die Ortschaften liegen alle dicht bei einander, so dicht wie in Deutschland die Dörfer: eine bis zwei Meilen. In Agó me, wo wir um drei Uhr anlangten, hielten wir eine etwas längere Rast am Palaverhaus. Fast jeder Ort im Gebiete hat ein derartiges Haus, das als Gerichtsstätte dient. Es liegt stets am Hauptplatz des Ortes, davor steht ein großer Baum. Das Palaverhaus ist eine vorn offene Halle, das Dach vorn gestützt von vierseitigen Pfeilern. Die Tiefe ist eine sehr geringe und beträgt fast nie mehr als fünf bis sechs Fuß. Die Hinterwand ist oft von vierseitigen Fenstern durchbrochen, häufig auch mit symmetrischen Linien bemalt. Die Höhe ist verschieden; das große Palaverhaus in Groß-Sewá hat z. B. eine Pfeilerhöhe von mindestens fünfzehn Fuß, das in Agó me nur etwa zehn. Dem entsprechend wechselt auch die Länge von zwanzig bis dreißig Fuß; größerer Palaverhäuser entsinne ich mich nicht. Das Baumaterial ist das nämliche, wie das der Häuser: Wände und Pfeiler sind vor dem überall auftretenden rothen Lehm gebaut, das Dach mit trockenem Schilf oder Gras gedeckt.

Wie sind diese Leute dazu gekommen, so zu bauen? Europäisches Muster ist ihnen nicht dafür zugänglich gewesen, man müßte denn den oberen Theil der Factorrien mit der balkengestützten Veranda als solches betrachten. Aber selbst wenn man dies annehmer wollte und ganz beiseite gelassen, daß tief im Innern solche Palaverhäuser vorkommen, so wäre eine sehr geschickte selbständige Ausbildung eines gewissen Stiles infolge einer geringfügigen Anregung doch eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Nicht unerwähnt möge bei dieser Gelegenheit bleiben, daß das Haus des reichen Schwarzen Aite in Klein-Povo, das jetzt Bureau der deutschen Verwaltung aufgenommen hat, mit seinen mächtigen Steinpfeilern im oberen Stockwerk der Architektur der Palaverhäuser sehr ähnlich sieht: es würde als eine rückläufige Annäherung vom Palaverhaus an den Factorreistil aufzufassen sein, falls man dem ersteren eine europäische Anregung zuschreibt. Wie es auch sein mag, das Auftreten eines eigenartig entwickelten Baustiles ist einer der vielen Beweise für den Kunstsinne dieses Volkes.

Als unsere Karawane in den Ort einzog, jagte alles, Kinder, Weiber und Männer in wilder Angst auseinander: „Jowú, jowú,

amewi“ ging es wild durcheinander, „zwei weiße Männer, weiße Männer.“ Mann auf Mann zog herein, die Träger mit ihren Lasten und die Soldaten mit ihren Karabinern. Wir setzten uns ohne viel Umstände auf einen Baumstamm, der vor dem Palaverhaus lag. Allmählich wagten sich einige Leute wieder etwas näher, und ein ganz kleines Mädchen beschämte die Großen mit ihrem Muth. Die Kleine kam bis auf zwei Schritt heran, kniete nieder, klatschte in die Hände und fragte: „Hometale?“ „Elleta!“ „Dewiado?“ „Elleta!“ „Snoado?“ „Elleta, donolo!“ Das ist ein für allemal die strenge Höflichkeits- und Sitte dieses Volkes, mit den formelhaften Begrüßungen den Gast zu bewillkommen. Es heißt auf deutsch: „Wie geht es zuhause?“ „Es ist gut!“ „Wie geht es dem Gesinde?“ „Es ist gut!“ „Wie geht es der Frau?“ „Es ist gut, ich danke!“ Dieselben Worte müssen alsdann zurückgefragt und von der anderen Seite beantwortet werden. Das Begrüßen wird oft noch weiter ausgedehnt, indem man sich nach allen möglichen Dingen in Haus und Hof erkundigt, auch wohl, wenn man weiß, woher der Fremde kommt, also etwa aus Klein-Popó, mit den Worten: „Anehó-tale?“ das heißt: „Wie geht es in Klein-Popó?“ Wenn bei Verhandlungen in der Volksversammlung der Redner an den Häuptling herantritt, so fragt er, so oft dies auch im Laufe der Verhandlung geschehen mag, jedesmal erst mit den herkömmlichen Redewendungen nach dem Befinden des Häuptlings. Auch schüttelt man sich bei der Begrüßung die rechte Hand, und knipst darauf mit dem Mittelfinger gegen den Handballen am Daumen, meist zweimal. Nichts ist lächerlicher, als ein solches Volk mit dem Namen „Wilde“ bezeichnen zu wollen. Im Laufe der Erzählung wird noch oft von weiteren Eigenthümlichkeiten dieser Negercultur die Rede sein, die alle den Eindruck sehr alter Entwicklung machen. Hat dieses Volk vielleicht schon einmal eine höhere Kulturstufe erreicht gehabt? Das strenge höfliche Ceremoniell sollte es fast glauben lassen. Auch deuten viele Spuren darauf, daß die Gwé-Leute einmal anderwärts ihre Sitze gehabt haben, es scheint, weit westlich und mehr im Innern, und daß sie von dort verdrängt worden. Ihre Beziehungen gehen westwärts und zur Küste, der Osten ist ihnen gleichgiltig, ohne daß sie ihn etwa fürchteten. Auch die Kriege, über die wir Kunde bekamen, gingen westwärts und nordwärts.

Als wir kurze Zeit geruht, schickten wir den Schneider als Boten zum Häuptling und ließen unsern Gruß bestellen: vom Jaman Romandanti, das heißt dem deutschen Befehlshaber. Die Gwé-Dialekte haben eine größere Menge von europäischen Fremdwörtern aufgenommen, wie natürlich, für Begriffe, die aus Europa gekommen

sind, beispielsweise gälla, die Gabel. Wenn man einen Boten sendet, gibt man ihm stets ein Beglaubigungszeichen, und zwar die Häuptlinge immer ihren Stab; Herr Grade schickte stets seinen Degen Boten, die den Stab oder Degen als Abgesandte tragen, kann man getrost durch ganz Afrika schicken. Ueberall ist der Bote heilig: man gibt ihm Obdach und Nahrung und weist ihm die rechten Wege. Gesandte sind dort ebenso unverletzlich, wie im gesitteten Europa. Der Häuptling von Agome, ein gutmüthiger Mann, kam alsbald auch selbst mit seinem Stabträger und anderen Aeltesten des Ortes, um unseren Gruß zu erwidern. Geleitet war er mit einer langen Toga, Nachtmütze und darauf gestülptem unglaublich altem Cylinder; die beiden letzteren Stücke sind das übliche Abzeichen der Häuptlinge. Als er sich näherte, entblößte er die Schultern und Brust vom Gewande, hockte nieder und begann die herkömmlichen Fragen. Die Schwarzen entblößen jederzeit vor dem Weißen den Oberkörper, um ihre Unterwürfigkeit auszudrücken, wenn auch an der Küste schon eine Nachlässigkeit darin bemerklich wird. Verständige Weiße halten aber streng darauf, damit ihre Leute nicht übermüthig werden. Nach kurzem Gespräch verabschiedeten wir den Aiten, wobei wir ihm versprachen, nach der Rückkehr ihm einen neuen Cylinder als Geschenk zu schicken. Solche Gespräche wurden überwiegend durch den Dolmetscher geführt; denn wenn auch jeder, der im Lande längere Zeit lebt, etwas von der Landessprache lernt, so genügt das doch selten zu einem dauernden Gespräch. Ich selbst hatte bis zu meiner Abreise von Togo soviel gelernt, daß ich die laufenden Anordnungen in der Landessprache geben konnte; sonst hilft man sich mit jenem barbarischen Englisch, von dem oben schon einige Proben gegeben sind, und bedient sich eines Vermittlers im Gespräch mit Leuten, die nur die einheimische Sprache reden.

Als wir wieder von dannen kamen, gab es noch ein Hin- und Herreden mit unseren Leuten; sie behaupteten, der nächste Ort sei erst um zehn Uhr zu erreichen, wir aber, nach dem Grundsatz, in solchen Lagen einem Schwarzen nie zu glauben, befahlen den Aufbruch. Als Marschordnung galt von nun an auf der ganzen Expedition: erst zwölf Soldaten mit dem Gefreiten Sumánu, dann einer von uns — ich war fast stets voraus, da Herr Grade inderregel erst aufbrach, wenn der letzte Träger seine Last genommen hatte — dann die sämtlichen Träger und am Ende der andere von uns mit den übrigen acht Soldaten. Zwar waren wir noch in völlig sicherem Gebiet, wo an Ausplündern einzelner Träger garnicht zu denken war, aber wir wollten die Leute frühzeitig an strenge Ordnung gewöhnen. Auch diesmal war ich voraus. Nun zieht sich eine Karawane von über fünfzig Köpfen leicht weit auseinander auf Wegen

die nur für je einen gangbar sind, und breiter sind sie nirgend; es kam bisweilen vor, daß die Letzten eine ganze Stunde später eintrafen als die Ersten. Ich war etwa zehn Minuten marschirt, als ich Halt machen ließ, um wegen der nahenden Dunkelheit die Karawane aufschließen zu lassen; aber die andere Hängematte und die übrigen Soldaten blieben aus. Endlich schickte ich einen der Soldaten zurück zum Orte, um nachzusehen, ob Herr Grade schon fort wäre. Nach einer Viertelstunde kam der Mann wieder und brachte die Nachricht „Ja“. Nachfrage bei Leuten, die hier noch die Wege kannten, ergab, daß von Algóme zwei Ausgänge nach dieser Seite lägen, daß aber die beiden Wege sich später vereinigten. Fest überzeugt, daß Herr Grade den anderen Weg gegangen, trieb ich die Leute nun zu größter Eile, immer schneller; denn es galt, über eine halbe Stunde einzuholen. Durch fünf Fuß hohes Gras und Gestrüpp wand sich der Weg, leicht bergan steigend, dann ging es in Palmenwald. Der Mond stand als schmale Sichel schon am klaren Himmel, doch leuchtete der Vollkreis mit magischem Schimmer dazu. Da tauchten, während wir im Sturmschritt weiter gehen, nebelhafte Gestalten auf: „Kommandanti elle? Ist der Commandant da?“ rufe ich. „O!“ „Nein!“ Es waren einige von meinen Soldaten. Vorwärts, weiter, weiter! Und wieder ging der Sturmschritt an. Wir waren kurze Zeit vorwärts gegangen, als ich plötzlich rufen höre: „Doctor, Doctor!“ Ich horche — war es nicht hinter mir? „Doctor!“ ruft es noch einmal, und ich bleibe stehen. Wenige Minuten darauf hat mich Herr Grade eingeholt.

„Was Teufel, Sie laufen ja wie wahnsinnig!“

„Ja sind Sie denn nicht voraus gewesen?“

„Ich? Nein! Ich hatte Ihnen doch durch den Soldaten, den Sie schickten, sagen lassen, daß Sie immer gehen möchten, ich käme nach.“

„Ich hatte aber dem Kerl aufgetragen, nachzusehen, ob Sie schon fort wären, und er hat uns bestellt: ja.“

„Dann hat er Sie oder mich mißverstanden. Ich war noch zurückgehalten, weil ich noch einen Träger miethen wollte. Als ich aufbrach, sah ich Sie mit Ihren Leuten ein Stück vor mir, aber bald waren Sie mir aus den Augen. Dann ließ ich stärker gehen, und als ich Sie immer noch nicht einholte, glaubte ich schließlich, das ginge nicht mit rechten Dingen zu; denn den Weg verfehlt hatte ich nicht.“

Damit war nun diese Hezjagd aufgeklärt. Es möge bei der Gelegenheit bemerkt werden, daß, so viele Seitenpfade auch abgehen mögen, die Karawane doch nie getrennt werden kann, selbst wenn die Leute noch so weit auseinander sind, wenigstens nicht so lange

man noch eine Spur von Weg sieht. Der vorausschreitende Ortskundige trägt stets einige frisch gebrochene Zweige im Arm; kommt ein Seitenweg, so wirft er ein Reis auf denselben, er „schließt“ ihn, wie die Leute es nennen, so daß die nachfolgenden stets den Weg sehen.

Sobald die Leute sich aufgeschlossen hatten, ging es weiter, durch dichten Palmenwald, wo wir weder den Himmel über uns, noch den Pfad unter uns sahen; wir selbst hörten uns nur noch. Endlich wurde es lichter, und wenige Minuten darauf hörten wir Geräusch vor uns: es war im Ort Dállawe, wo wir um acht Uhr anlangten. Dort schlugen wir unser Zelt auf, zur Seite des Ortes, und bald flackerten an zwanzig Lagerfeuer auf, um die sich die schwarzen Gesellen, ihr Mahl kochend, scharten. Die Leute leben fast ausschließlich von der kartoffelartig schmeckenden Jamswurzel und Mais, den sie entweder halb reif und roh essen, oder geschrotet; hin und wieder kauften sie sich Hühner, Früchte und dergleichen.

Dállawe gehört ebenso wie schon Algome zur Landschaft Towe, welche im vorigen Jahre deutsch geworden ist. Dem alten Häuptling Powi ließen wir unsern Gruß bringen, und er ließ mit Dank antworten, er wolle am Morgen kommen und uns besuchen. Indessen den alten Dorfschulzen plagte wohl zu sehr die Neugier, die ersten weißen Männer zu sehen, die seinen Ort je betreten, und so kam er noch am Abend. Mit Dorfschulze bezeichnet man diese Männer noch am zutreffendsten; nichts ist lächerlicher, als sie König zu nennen, deshalb, weil aus mangelnder Kenntnis des Englischen sich die einheimischen Ortsvorsteher King nennen. Wenn jetzt sogar einige dort sich den Späß machen, bei wachsender Kenntnis des Englischen, von dem Worte King zu folgern, daß sie eigentlich doch „His Majesty the king Soundsso“ seien, so kann man diesen ohnmächtigen Schulzen das Vergnügen lassen: Weiße aber, die einen Lawson oder Mensa König nennen, geben sich der vollständigsten Lächerlichkeit preis.

Der alte Powi, ein Mann von ziemlich sechzig Jahren, kam zitternd heran; als wir ihn aber freundlich einluden, nahm er platz und trank ein Glas Bier mit uns, augenscheinlich das erste in seinem Leben, das ihm auch garnicht zu munden schien. Berdenken kann man es ihm freilich nicht; denn dieses lauwarne, garnicht gut schmeckende Bersandbier ist weit von gutem deutschem Bier entfernt, und niemand trinkt es zuerst gern. Schulze Powi machte, ehe er nippte, erst einen Fetisch: drei Tupsen mit dem in das Bier getauchten Finger auf den linken Arm, dann eine kleine Spende für die Götter durch Ausgießen der ersten Tropfen — wie bei den Griechen. Da wir müde waren, so verabschiedeten wir den Alten

sehr bald, nachdem er ein kleines Geschenk von Rum und Tabak bekommen hatte. Die Lagerfeuer brannten allmählich herunter, stiller und stiller wurde es, langsam schritt der Posten auf und ab, während Blaima noch halb singend leise sein Abendgebet verrichtete. Dann war alles still. Der Schlaf kräftigte uns nach einem anstrengenden Tage.

Um dem Leser ein Bild zu geben, wie man in Afrika reist, möge hier eine Schilderung eines Reisetages folgen, wie er sich mit großer Regelmäßigkeit uns wiederholte. Es ist früh halb sechs und Dämmerlicht. Einige von den Leuten, die um unser Zelt herum schlafen — die meisten haben sich bei Bewohnern einquartirt — wünschen sich guten Morgen, während Blaima abseits sein arabisches Frühgebet singt. Ich stehe von der Erde auf, welche das Los mir, wie gewöhnlich, für die vergangene Nacht als Lager angewiesen hatte, während Herr Grade wieder das Glück gehabt hatte, sich das Feldbett zu erlösen. Rund herum im Zelt stehen unsere Koffer, ferner die Kasten, welche Rum und Tabak enthalten, sowie unsere Waffen. Ich öffne die Zeltthür und rufe hinaus: „Ajéto! Ajéto me wa wa g bonje.“ Das heißt: „Ajete, Ajete komm her zu mir.“ Herr Grade brummt, daß ich so früh schon Lärm mache; er hat gut schlafen auf seinem Feldbett! Ich bin übrigens an kurzen Schlaf gewöhnt. Aber es hilft nichts, Ajéte klettert schon in das Zelt, fleischt freundlich „Guten Morgen“ — denn er lernt bei mir deutsch. Der kleine Feldtisch wird beiseite gerückt und auf einen der Feldstühle eine „Kalabass“, das heißt Schale voll Wasser gestellt, zum Waschen. Es hat sich gut getroffen: das Wasser ist zwar lehmig, aber riecht wenigstens nicht übel. Auch die Gläser sind damit gefüllt, und ich lasse es mir als Morgentrunk wohl schmecken; das bisschen Lehm schluckt man mit hinunter. Sorgfältig hat Ajéte währenddessen Handtuch, Seife, Zahnbürste, Kamm und einen kleinen Spiegel aus dem Koffer geholt und mir bereit gelegt; die Toilette beginnt, so gut wie sie nur in Eurova gemacht werden kann. Nur die Stiefel müssen auf Wächse verzichten und sich mit Fettschmiere begnügen. Nachdem der Junge die Füße auf Sandflöhe untersucht hat — wobei das Ergebnis diesmal glücklicherweise Null ist, werden die Stiefel angezogen. Unterdessen macht Herr Grade mit einem Satz in die Höhe die Entdeckung, daß es die höchste Zeit zum Aufstehen sei und ruft aus Leibeskräften Abalu, seinen Leibburschen. Aber einer kann im Zelt nur sich ankleiden, und wohl oder übel muß Herr Grade noch warten, bis ich die Sacke angezogen, den Helm aufgesetzt, Karten, Papiere, Feder, Tinte und mein Maximal- und Minimal-Thermometer genommen habe. Das letztere ist mein wahres Schmerzenskind: kaum lasse ich es ein-

mal aus der Hand, und es wird Herungeworfen, daß es Kopf steht, worauf ich mich stundenlang abqualen kann, bis ich wieder alles Quecksilber unter den Stiften habe. Nun trete ich aus dem Zelt; der Posten faßt stramm das Gewehr an, die Leute kommen und wünschen gdji, das heißt „Guten Morgen“, oder sagen auch auf Englisch „Good morning, Massa!“. Mjéte holt, während ich den Leuten zurufe, es gehe sofort weiter, den Tisch und einen Stuhl, und ich mache mich über die Karten her. Wir sind am Abend zuvor erst spät ins Lager gerückt, und ich habe die nachmittags gemachte Kartenskizze noch nicht in Reinschrift herstellen können. Während ich zeichne, tritt auch Herr Grade heraus und ruft die Leute zusammen: es ist grade Löhnungstag. Unterwegs bekommen die Leute nur täglich drei Pence „Subsistence“, das heißt Verpflegungsgeld, den Rest gibt es erst daheim, damit sie nicht davon laufen. „Antreten!“ Mit einem Satz stehen die Soldaten in zwei Gliedern, Sumánu, der Gefreite auf dem rechten Flügel. Jede Rotte empfängt nun einen Schilling, als Subsistence für zwei Tage. „Gewehr auf! Wegtreten!“ Mit einer strammen Kehrtwendung, bei der die gesamte neugierige Einwohnerschaft vor Angst davonläuft, treten die Soldaten weg. Unterdessen sind auch die Träger allmählich zusammengetreten, diesmal etwas schneller, als sonst, weil es Geld gibt. Sie stellen sich je vier Mann hintereinander, wie ihnen einzufür allemal befohlen, und jede Rotte bekommt ihre zwei Schilling. „Monsieur, ce monnaie non soit bon,“ tönt es aus Mechónu's Munde, der in Groß-Popó seine Heimat hat, wo er dies hochfeine französisch gelernt. Er zeigt den empfangenen Schilling, ein älteres Stück von Georg III., und wird zurechtgewiesen, daß der „monnaie“ doch „bon“ ist. „Excusez, monsieur, mille fois pardon,“ sagt er darauf ganz richtig; denn er hat es täglich oft genug gehört, und mit wahrhaft feiner Aussprache. Die Gwé-Sprache besitzt nämlich den Nasallaut und hat auch im übrigen vollständig den Tonfall des französischen, das diese Leute daher stets vorzüglich aussprechen. Fünf unserer Leute konnten leidlich französisch. Während ich noch zeichne und Herr Grade löhnt und ordnet, höre ich plötzlich die Worte: „Alle Schafsnase!“ Das konnte Hr. Grade nicht gesagt haben; aber da wiederholt schon der Soldat Daudu, ein Stod-Houfa, der kein Wort Englisch versteht, dieselben Worte zu einem Kameraden, der mit dem Gewehrverschluss nicht fertig wird, weil er die Kammer öffnen will, während der Sicherungsflügel hinübergedreht ist. Daudu hat vom Polizeimeister „Soso“ so oft einen Verweis mit Hinzufügung obiger Worte bekommen, daß er sie sich gemerkt hat und sie nun einem Rekruten gegenüber anwendet.

Hinter mir steht der stets melancholische Koch Nássá, ein hübscher Junge von etwa achtzehn Jahren, Sklave, schon mit dem Morgenbrunf, Cacao, in unseren zwei Gläsern, die gleichzeitig als Tassen dienen. „Abló elle?“ frage ich in der Landessprache. „No Kinke live!“ antwortet er stolz auf englisch. „Ist keine Kinke da?“ — „Keine Kinke lebt.“ Kinke wird von den Eingeborenen, bis einige Meilen von der Küste entfernt, aus Maischrot, das durch Zusatz von Palmwein gesäuert wird, in Form von breitgedrückten Klößen, welche in Blätter gehüllt werden, auf Kohlenfeuer gebacken. Es ist dies eine mangelhafte Nachahmung des europäischen Brotes, und daher weiter landeinwärts nicht zu finden. Man muß sich erst an diese zähe Speise gewöhnen, dann schmeckt sie ganz gut, und nachdem wir wochenlang im Innern alles Gebäck entbehrt hatten, jubelten wir bei der Rückkehr auf, als es die erste Kinke wieder gab. Diesmal war also keine Kinke auf dem Tische, aber es war noch etwas gekochtes Huhn vom Abend übrig. Das wird nun aufgetragen, ich räume die Karten fort, und das Frühstück beginnt. Regelmäßig in diesem Augenblicke gab einer von uns das Commando: „Zelt abbrechen!“ Dies Commando gilt den Soldaten, welche stets das Aufschlagen und Abbrechen des Zeltes zu besorgen haben. Wenige Augenblicke, und das Zelt ist verschwunden, nur Kisten und Kasten in einem engen Kreise deuten noch an, wo es gestanden. Schnell wird unser Gepäck von den Jungen in Ordnung gebracht, und nun soll es fortgehen. Aber die Leute sind noch nicht alle zusammen; schon ist es fast 7 Uhr, und noch durchstreifen sie den Ort, um Einkäufe zu machen. Wir lagerten gewöhnlich in Ortschaften, entweder mitten in einem Gehöft oder auf dem großen Platz, einmal allerdings auch im Urwald. Das Auffuchen der Ortschaften war nöthig wegen der Verpflegung der Leute, für die wir nur einen kleinen Nothvorrath an Reis mitgenommen hatten. Endlich stehen die Leute bereit, aber da sagt der Führer, den wir bis zum nächsten Ort mitnehmen wollen, er habe noch etwas zuhause vergessen und wolle es holen; wieder wird gewartet, die Träger fangen wieder an, sich heimlich fortzumachen, endlich schicken wir den Schneider, der als beständiger Bote und gelegentlicher Knopffannäher und Flicker wahrhaft geplagt ist, nach dem Kerl zu sehen. Der Schneider kommt nach einer Weile zurück, lächelt und berichtet: „Master, he chop“, er isst noch! Dabei nicht zu fluchen, erfordert allerdings die Geduld, die man bei diesen Negern, die die Zeit nicht kennen, lernen muß. Inzwischen scharen sich aber alle Kranken und Wunden des Ortes um uns und bitten um Arznei. Da wird denn der Medicinkasten geöffnet und wir haben alle Hände voll zu thun, die Leute zu verbinden. Zuerst nahmen wir von unserer

eigenen Watte und Carbolöl, als aber beides allzu bedenklich abnahm, mußten die Leute stets Baumwollflocken und Palmöl mitbringen, in das wir Carbolsäure träufelten. Wir ließen ihnen dann, je nach der Wunde, mehr oder weniger noch zu späterem Verband zurück. Sehr häufig kamen Leute mit übergesprungenen Sehnen, für welche Massage verordnet wurde. Die Geschwüre und Wunden, die wir manchmal zu verbinden hatten, waren gräßlich, da die Leute unglaublich nachlässig damit umgingen. An Dank fehlte es für unsere Mühe fast nie: Hühner, Eier, Bananen, Kokos wurden uns als Geschenke gebracht, und einmal lief ein Mann, dessen etwa zehnjährigen Jungen ich verbunden hatte, athemlos der Karawane nach, um mir ein Bündel Bananen zu bringen.

Immer noch kommt unser Führer nicht zurück.

Endlich will einer von uns den Mann selbst herbeiholen, aber da wird er schon in der Ferne sichtbar, noch kauend. Nun geht es daran, abermals die Leute zusammen zu trommeln, die wieder in den Gehöften am Feuer sitzen, sich Jams rösten und aus vollen Backen kauen. Der Schneider muß unterdessen den Führer festhalten und wir treiben mit Hurrah und gelegentlichen Puffen die Leute hinaus. Endlich steht alles bereit, je zwei Mann an der Hängematte. Diesmal steige ich gleich am Morgen hinein, zur Strafe für den einen Träger, der unordentlich gewesen war. Die acht Hängemattleute lösen sich stets so ab, daß je vier an einem Tage die Matte nehmen, während die anderen vier ihr eigenes wie das Gepäck der vier diensthuernden Leute tragen. Ich hatte außer dem „großen Christoph“, Akueite, noch einen ausgezeichneten Hängemattträger, ganz klein und zart von Gestalt, mit einem hübschen und, wenn ich eine Dame wäre, würde ich sagen interessanten Gesicht; das war der Nitewi, das heißt „Klein-Nite“. Ich hatte ihn, ehe ich ihn kannte, von der Hängematte als zu schwach fortgewiesen und ihm, außer anderen leichten Sachen, meine Büchse gegeben. Eines Tages aber, als wir wieder im Sturm vorwärts gingen, und ich in der Hängematte Karte aufnehmend lag, wundere ich mich, daß die Matte so sanft geht, und daß mir der Bleistift nie quer über das Blatt fährt, wie es sonst oft geschah. Ich richte mich mühsam auf, was garnicht leicht ist, wenn man nicht die Träger aus dem Gleichgewicht bringen will, blicke mich um, und sehe da, es trägt heimlich hinten mein zarter Nitewi. Mit der einen Hand hält er, wie es stets geschieht, den Bambus-Tragbaum im Gleichgewicht, die andere Hand fuchtelt lustig in der Luft herum. Seitdem war Nitewi mein bester und ausdauerndster Hängemattträger. Nun soll es also fortgehen. Die Träger, auch die Hängemattleute, rollen ihre Toga, die ihnen nachts als Decke dient, zu einem Knäuel zusammen, das sie unter der Last

auf den Kopf legen. „Na nu vorwärts!“ ruft es hier und da, wie die Leute von Herrn Grade gelernt haben. „Na munter, munter!“ rufen andere, was sie wieder von mir gehört haben. So geht es nun endlich gegen acht Uhr von dannen, mit Gruß, den wir den Ortsbewohnern zurück rufen. Durch einige ganz kleine Orte geht es ohne Aufenthalt; denn wenn die Leute erst im Gange sind, dann laufen sie unaufhörlich; man hat an ihnen lebendige Beispiele für das Beharrungsgefeß: erst muß man sie durch einen Stoß in Bewegung bringen, dann aber laufen sie ohne Aufhören. Gegen 1 Uhr verkünden Hahnschrei und Binsendächer die Nähe eines größeren Ortes, wo wir zwei Stunden rasten wollen. Die Mahlzeit macht uns schon Sorge: ewig nichts als Huhn, oder gelegentlich einen Hammel, der dann für drei Tage vorhält; kein Cacao mehr, Thee und Kaffee sind vergessen, keine Rinke, kein Schiffszwieback mehr. Halt, es ist ja noch ein kleines Stück Erbswurst da, für diesmal sind wir versorgt, und was morgen oder am Abend geschieht, bekümmert uns noch nicht. Bis die Mahlzeit bereitet ist, sitzen wir nicht müßig; getreu meines alten Universitätslehrers Kiepert Rath befolgend, bringe ich gleich die Vormittagskizze ins Reine, dann wird, wie am Morgen und Abend, „Kriegsrath“ gehalten, die zurückgelegte Strecke besprochen, Erkundigungen eingezogen, bedacht und erwogen, nach welcher Richtung es weiter gehen soll. Während wir noch unsere Erbsuppe essen, kommen die Leute und bitten, daß wir weitergehen: es sei kein Wasser zu haben. Die Einwohner hätten wohl für sich genug, aber nicht, um einer so großen Karawane abgeben zu können, und der nächste Bach sei über eine Stunde entfernt. Uns ist es schon recht: desto schneller kommen wir vorwärts. Diesmal sind die Leute auch sehr eilig; denn der Durst treibt sie. Trotzdem munter und guter Dinge, eilen sie singend vorwärts, um frühzeitig das Nachtquartier zu erreichen und ihren Durst zu stillen. Wir selbst hatten nach langer Berathung eine Flasche Salzbrunner Kronenquelle, deren wir etwa ein Duzend mitgenommen, angerissen; aber mehr als ein kleines Glas gab es nicht; denn wir konnten nicht wissen, was uns der Abend brachte. Nun waren noch drei Flaschen vorhanden, und diese hatten wir beschlossen um keinen Preis zu verbrauchen, sondern für den Krankheitsfall aufzubewahren. Endlich gegen Dunkelwerden liegt das Dorf vor uns, in das die Leute mit fröhlichem Rufen einziehen. Ist es fremdes Gebiet? Ist es englisch oder gar Dahome? Eine schnelle Erkundigung, während die Soldaten das Zelt schlagen, gibt uns Sicherheit darüber. Die Bewohner umringen uns neugierig ängstlich, werden aber bald, da sie unsere friedlichen Absichten bemerken, zutraulicher. Da kommt der Schneider mit dem Degen vom Häuptling zurück, und mit ihm Boten des letzteren. Sie brin-

gen Gruß und als Sinnbild des Willkommens Wasser zum Waschen in einer, und Wasser zum Trinken in einer andern Schale. Der Sprecher trinkt einen Schluck daraus, dann reicht er sie uns, und wir trinken desgleichen. Das Wasser ist gut, und nach Landesbrauch mit etwas Maisschrot gemischt. Gleich darauf kommt ein anderer Bote, der vom Häuptling einen großen Widder als Geschenk bringt; noch einer bringt zwei Hühner von des Häuptlings Sohn, Weiber legen Früchte uns zu Füßen, kurz das ganze Füllhorn dieser wahrhaft homerischen Gastlichkeit wird über uns ausgeschüttet. Unsere Gegengeschenke, Tabak, Gin, auch wohl etwas Garn dazu, geben wir der Sitte entsprechend erst beim Abschied. Und nun ist Freude am ganzen Ort, Lachen und Singen; denn die weißen Männer sind gut und friedlich. Jetzt kommt auch der Häuptling selbst mit seinem Stabträger, er hat eine Weile gebraucht, bis er sich in den üblichen Staatsanzug geworfen hat. Er begrüßt uns niederhockend mit den herkömmlichen Formeln; dann steht er auf, bedeckt wieder die entblößten Schultern mit der Toga und nimmt auf unsere Einladung am Tische platz, und zwar auf einem Koffer, da nur zwei Stühle vorhanden sind. Das Gespräch dreht sich um die uns wissenswerthen Dinge: wie weit es bis zu dem und dem Ort ist, welches Gebiet nach dieser und jener Richtung liegt, wobei denn jedesmal der Compass, den wir um Rath fragten, dem guten Schulzen eine unheimliche Angst einflößte. Nun belehrt uns das Erscheinen eines der Jungen, daß gedeckt werden soll; denn die eben erst geschlachteten Hühner sind fertig gekocht. So verabschieden wir denn den Alten und machen uns über die Mahlzeit: ewig Huhn, morgens, mittags und abends! Der einzige Trost sind die diesmal reichlich vorhandenen Früchte. Wir nehmen die Mahlzeit beim Schein einer sehr ursprünglichen Lampe ein; da unsere paar Lichte längst verbraucht sind, so haben wir etwas Baumwollgarn auf eine zer Schlagene Untertasse gelegt und Palmöl darauf gegossen: so brennt der kleine Funzel mit einem unsagbaren Geruch. Sobald aber das Mahl beendet ist, lassen wir diese Musterlampe auslöschten und sitzen noch im schwachen Licht des zunehmenden Mondes vor dem Zelt. Die Kokospalmen wehen langsam zu unseren Häuptern ihre langen Blätter und die Feuer flackern in der erquickenden Nacht. Oben am Himmel jucht das Auge in den Sternen — keiner am vertrauten Platze, fast alle fremd. Dort leuchtet das südliche Kreuz, dort Spica und Arcturus, und dort, tief tief am Horizont, Ursa Eta, die Schwanzspitze des Großen Bären. Da klingen einförmige Mollweisen von den Leuten herüber, die sich zusammenscharen. Möglichen kommt einer der Träger und bittet um Erlaubnis zum Tanzen. Heut sind sie fröhlich; denn da alle ordentlich waren, hat es eine Nation Tabak

und Gin gegeben. Und nun dürfen sie gar tanzen. Schnell ist der Kreis geschlossen, und unter tactmäßigem Klatschen und Singen beginnt das Gliederverrenken. Wir schauen eine Weile zu, was die Leute zu noch tollerem Ausgelassenheit anspornt. Endlich um zehn Uhr gebieten wir Ruhe; die Leute breiten ihre Matte am Boden aus und hüllen sich in ihren Mantel. Auch wir legen uns nieder, fest eingehüllt in die wollene Decke; denn die Nacht ist kalt: am Morgen zeigte sich die Minimaltemperatur + 16 C. Noch ein paar Worte, Gedanken ans ferne deutsche Vaterland, eine Gute Nacht, und der Schlaf erquickt uns nach des Tages Hitze. Draußen geht der Posten auf und ab.

Vierter Abschnitt.

Von Dällawe bis Bolú; die Landschaft; nach Kéwe-Ga.

Der Häuptling von Dällawe, der alte Powi, kam schon in aller Frühe, um sich für die musterhafte Ordnung zu bedanken, welche unsere Leute gehalten; sie hätten alles gut bezahlt und gute Zucht und Sitte bewiesen. Als es endlich gelungen war, die Träger zum Aufbruch zu bringen, war es gegen neun Uhr. Wir mußten diesmal schon nachsichtig sein; denn der Marsch des vorhergehenden Tages war inderthat anstrengend gewesen. Nun ging es durch üppige Palmenpflanzungen, bei Maisfeldern vorbei, nach Sewié, einem kleineren, zu Lowe gehörigen Ort, wo man uns mit großem Mißtrauen empfing, vielleicht aus Furcht, vielleicht auch, weil der ganze Ort von dem mürrischen Häuptling angesteckt war. Deshalb gingen wir ohne jeden Aufenthalt weiter und waren schon zur Mittagsstunde in Bolú Wi. Auch hier fürchteten sich die Einwohner, aber sie nahmen uns sehr freundlich auf. Der Ort liegt ganz im Walde. Kokos, Bananen und Ananas, Mais, Yams, alles war in der Nähe in Culturen zu finden. Unser Zelt schlugen wir in einem verfallenen Gehöft auf, wo einige noch halb stehende, natürlich dachlose Lehmwände, Reste der Hütten, uns ein sehr behagliches Heim gaben; eine Ecke wurde zur Küche ernannt, eine andere zum Studirzimmer, in einem dritten Bau schlugen wir unser Zelt als Schlafstube und Empfangszimmer auf. Denn wir hatten bereits beschlossen, dort zu bleiben, da wir nothwendigerweise noch einige Träger gebrauchten und sonst noch mancherlei für den Weitermarsch zu ordnen hatten. Es war der kürzeste Marsch auf der ganzen Expedition gewesen.

Unser Gehößt stieß unmittelbar an dasjenige des freundlichen, ziemlich jungen, aber inanbetracht seiner Würde sehr wohlbeleibten Häuptlings an, mit dem wir sogleich in freundschaftlichen Verkehr traten. Nachdem wir die ersten nothwendigen Anordnungen getroffen und gespeist, machten wir uns in den Wald, dessen dichte, schier undurchdringliche Blätterwände und Palmendach den Trockensten hätten poetisch stimmen müssen. Welche Vorstellungen hat man doch oft von Afrika! Als ob Afrika nichts als die reine Sahara wäre, Flugsand und höchstens einmal ein paar Cactus.

Die Landschaft im Togogebiet ist eine fortdauernd wechselnde: bergauf, bergab, halb eingeschlossen von dickem Gebüsch, welches die Aussicht versperrt, halb von Bergeshöhen meilenweit überschaubar. Der größte Theil des Landes ist unbebaute Savanne mit hohem Gras, dickem Busch und einzelnen Bäumen bestanden; unterbrochen wird diese stets in der Nähe von Wasser durch dichte Urwald-Bevegetation, welche, namentlich an den größeren Flüssen, überaus üppig steht. Das Laub, die gewaltigen Luftwurzeln, die Lianen, welche sich von Ast zu Ast schwingen, sind so dicht verwebt, daß selbst zur Mittagszeit der Fluß durch geheimnisvolles Dunkel rauscht. Weiter aufwärts winden sich die Flüsse zwischen steilen Felswänden hindurch und rauschen über mächtige Blöcke; oben im Gebirg stürzt das Wasser in prächtigen Fällen in die Tiefe. Wenn der Wanderer den krystallhellen Gebirgsfluß durchwatet hat und wieder aus dem Urwald heraustritt, dann kommt er zu freundlichen Culturen: Mais, Jams, Bananen, Manioc und andere heimische Culturgewächse stehen auf gut gepflegten Feldern und geben reichlich Frucht. Die Ortschaften liegen fast immer in der Nähe der fließenden Gewässer, wie die natürliche Entwicklung es mit sich bringt. Hier und da sieht man in der freien Savanne die hohe Fächerpalme, Agobi dort zu Lande genannt, mit ihrem eigenthümlich gestalteten, nach oben stärker werdenden Stamm. In Agotime ist dieser Baum so häufig, daß er der ganzen Landschaft ein eigenartiges Gepräge gibt. Die Wege sind im allgemeinen nicht mehr als einen Fuß breit, grade für einen Menschen gangbar, und wenn man zwischen dem fünf Fuß hohen Grase wandert, so ist es genau so, als wenn man auf einem schmalen Steig daheim in Deutschland zwischen hohem Korn geht. Aber die Wege sind im deutschen Gebiet bedeutend besser gepflegt, als in Liberia, dessen Zustände, wenn man das Gesunkene von Parlament mit dem rechten Namen Palaverbude benennt, weit hinter mittelmäßiger Niggerwirthschaft zurückstehen. In Lowe und den weiter nördlich gelegenen deutschen Landschaften machen die Wege den Eindruck sorgsamer Pflege, die ihnen nur durch Gemeinbearbeit zutheil werden kann; sie sind schmal, wie es für das

Bedürfnis des Negers anreicht, aber wohlgeebnet; bisweilen zeigte sich auf größere Strecken der Weg zu beiden Seiten frisch abgestochen, und die losgestochene Erde glatt auf dem Wege verbreitet.

Die ersten Nachmittagstunden benutzten wir zum Kartenstudium und Berathung, nachdem ich die Vormittagskarte fertiggestellt. Dann gingen wir in den Busch. Da machten wir denn zuerst beim Durchschreiten des Ortes die Beobachtung, daß die Bewohner sich ganz und gar auf die Töpferei geworfen haben; im weiteren Verlauf unserer Expedition fanden wir Orte, wo die Schmiedekunst, noch andere, wo die Weberei blühte. Die Umgegend von Bolá hat vorzügliches Töpferthon, und das hat die Leute zu ihrem Gewerbe geleitet, das sie im großen betreiben. Wohin das Auge blickte, standen Töpfe und Schalen, gebrannt und ungebrannt, bemalt und roh; mächtige, urnenartig geformte Gefäße von einem Meter Höhe und Dicke mit engem Hals, wohl zum Aufbewahren des Kornes bestimmt, bis hinunter zur kleinsten Schale und zum Medicintöpfchen von Fingerhutgröße. Alles höchst geschmackvoll, um nicht zu sagen kunstvoll geformt. Am meisten überraschte es aber, als wir in einer Werkstatt im Hofe die Leute, Männer, Weiber und Kinder, namentlich aber Weiber, bei der Arbeit fanden und sahen, daß sie die Töpferscheibe nicht kennen, sondern alles freihändig formen. Nachdem der Boden je nachdem glatt oder als Kugelschnitt geformt ist, wird ein Streifen nassen Thones mit den Händen zurecht gewirkt und oben angefügt; der Thon ist so fett und bindig, daß durch leichten Druck sich eine feste Fügung herstellen läßt. Dann wird gedrückt und geformt und die Wand verdünnt, bis es schön gerundet erscheint. Bei kleinen Gefäßen arbeitet nur die immer wieder in Wasser getauchte Hand, bei großen nehmen sie eine gleichfalls in Wasser getauchte Holzkelle zuhilfe, mit der der Thon rund herum festgeschlagen wird. Es wurden Gefäße so kunstvoll von Thon hergestellt, daß sie mit jedem auf der Scheibe gearbeiteten europäischen Gefäß wetteifern könnten. Nachdem die Gefäße an der Luft getrocknet sind, werden sie auf Holzkohlen-Feuer gebrannt und dann gefärbt: roth oder braun, auch mit zierlichen bunten Linien. Das Rothholz gibt die Hauptfarbe; es wird geraspelt und der Farbstoff durch Aufgießen von Wasser herausgezogen. Das Gefäß dieser „Wilden“ von Bolá Wi geht weit in das Land hinein und nach der Küste in Handel. Man bringe den Leuten die Töpferscheibe, und sie sind Meister ihres Handwerks.

Der Weg durch den wilden Wald führte uns auch wiederholt zu Blöcken von Eisenstein, die jedoch nicht an diesem Orte zur Gewinnung von Eisen verwendet werden. Vor den Schuß kam uns in diesem dichten Walde nichts; denn die wilde Taube hält sich nur in

freiem Busch, und von vierfüßigem Wild war keine Spur. Gäbe es doch nur im deutschen Gebiet Leoparden, der Jäger würde sie gern knurren hören, aber leider fehlt es daran. Elephanten und Löwen erst vierzig bis fünfzig Tagereisen nordwärts; keine Riesenschlange, keine Klapperschlange, nicht einmal die gute *Boa constrictor*; die Centipedes, um von kleinem Gewürm zu sprechen, selten, Scorpione mit der Laterne zu suchen. Das einzige sind also schwarze Ameisen, Muskitos und Sandflöhe — eine armselige Plage für den kühnen Abenteurer, der käme, um mit *Hippopotamis*, *Elephantis Afr.* und *Felibus leon.* anzubinden.

Raum waren wir, kurz vor Dunkel, zurückgekehrt, als unsere Leute herumsprangen und jubelten: „Atá, Atá, Akueite.“ Nichtig kamen die beiden, die wir so lange erwartet hatten, uns noch nach. Sie hatten von Ort zu Ort unseren Weg erfragt, und hätten wir nicht zufällig dort einen halben Tag Rast gemacht, dann wären sie vermuthlich immer eine Tagereise hinter uns geblieben und hätten sich einen Tag nach unserer Rückkehr in Klein-Popo zur Stelle gemeldet. Entschuldigung gab es natürlich: sie hätten noch, wie befohlen, Leute miethen wollen, endlich aber, da sie keinen fanden, wären sie nachgekommen. Atá, der Dickkopf, war der Verführer gewesen, der gute Akueite, mein großer Christoph, hatte sich verleiten lassen. Sie waren, statt nach Porto Seguro zu gehen und von dort über Wasser uns in Abobo zu treffen, gemächlich nach Klein-Popo gegangen, hatten dort eine Gelbabweisung, die sie im voraus bekommen, erhoben und das Geld verkneipt. Die Strafe blieb nicht aus: bei der Heimkehr wurde dem Atá ein Pfund vom Lohn abgezogen, Akueite, als dem minder Schuldigen, ein halbes Pfund. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie gern der Neger eine verdiente Strafe auf sich nimmt; Atá ließ den Kopf zwar betrübt hängen, schließlich aber bat er, wenn Massa wieder einmal in den Busch ginge, das heißt landeinwärts, dann möchte er gern mit, wolle auch dann ganz gewiß nicht wieder unpünktlich sein.

Nunmehr verstärkt um zwei baumstarke Leute, brachen wir am folgenden Morgen früh auf, über das nur eine Viertelstunde entfernte Bolú-Ga nach Anokuegbe. Der strobende Pflanzenwuchs, acht Fuß hohes Gras, der fette Humus mit reichen Culturen, die Nähe der Ortschaften, alles deutete schon auf irgend etwas neues, das unser wartete. In Anokuegbe erfuhren wir denn auch, daß wenige Minuten entfernt im dicken Urwald der Sió-Fluss zu überschreiten sei. Die Ueberraschung war eine große, nicht nur, weil es der erste größere Fluss war, den wir im dicken Urwald überschritten, zu dem Reiz der Neuheit kam vielmehr auch die wilde Schönheit dieser Stelle, mit welcher sich nicht viele im Gebiet messen können. Der Uebergang der

Karawane dauerte über eine halbe Stunde; denn selbst für den Unbelasteten ist derselbe mit Gefahr verknüpft. Die ganze Breite des Flusses ist an der Uebergangsstelle über vierzig Meter, aber eine kleine Insel gibt in der Mitte einen Stützpunkt für die mächtigen Bäume, welche in Höhe von etwa zehn Metern über dem Wasserspiegel als Brücke dienen. Macht schon das Hinaufkriechen auf die Baumriesen am Ufer Schwierigkeit, welche für die Träger nur dadurch überwunden werden konnte, daß die Lasten hinaufgereicht oder mit Bastseilen hochgezogen wurden, so war die Gefahr thatächlich groß beim Schreiten auf dem Baumstamm. Wir beide kamen glücklich am jenseitigen Ufer an, einige der Leute aber, die nie von der Küste ins Innere gegangen und an solche Akrobatenkunststücke nicht gewöhnt waren, gerietben mit ihren Lasten ins Schwanken und konnten kaum durch eiliges Niederducken und Fassen des Baumes sich vor dem Sturz retten, der ihnen, bei dem felsigen Grund des Flusses, verhängnisvoll geworden wäre. Fröhlich aber sprangen die Leute, als sie glücklich hinüber waren, die steile Uferwand hinunterkletternd ins Wasser, das an dieser Stelle über ein Meter tief war. Unterdessen hatten wir ein unangenehmes Palaver. Palaver, um es an dieser Stelle zu erwähnen, gehört dem Kreu-Englisch an, stammt aber von dem spanisch-portugiesischen palabra, das heißt Wort. Man versteht darunter zunächst eine Unterredung, Unterhandlung, und da diese stets irgend einen vorausgegangenen Handel zum Grunde hat, auch jede Angelegenheit, Verwickelung und dergleichen. „Es ist nicht mein Palaver“ bedeutet also: das geht mich nichts an. Das Palaver, das wir nun hatten, drehte sich um ein angeblich von einem unserer Soldaten im Ort gestohlenen Stück Zeug. Etwa sieben oder acht Ortsbewohner mit Flinten und ein Duzend mit Schwertern und Messern — natürlich nur, um im Nothfall sich zu vertheidigen, nicht etwa um uns anzugreifen — waren gefolgt und baten uns, ihnen das Gestohlene wieder zu verschaffen; aber sie konnten uns den Dieb nicht angeben, und so fertigten wir sie, da uns das Ganze eronnen schien, um etwas Geld zu bekommen, bald ab. Auf dem Weitermarsche fand sich aber thatächlich das Stück Zeug bei dem Haussa Daudu, dem ältesten — er ist über dreißig Jahre — und wachsamsten unter den Soldaten; wenn Daudu Posten stand und die ganze Nacht nicht abgelöst wurde, so ging er nicht vom Platz, um die Ablösung zu wecken, setzte sich auch nie, wie es die anderen machten, sondern marschirte mit Gewehr über die ganze Nacht, von abends acht bis morgens sechs Uhr. Deshalb kam er auch, nachdem wir das gestohlene Zeug ihm abgenommen und dem Besitzer zurückgeschickt hatten, mit einer Strasypredigt und der Drohung davon, wenn er wieder stehle, solle er aufgehängt werden.

Der Sió rauscht an dieser Stelle schon durch die Landschaft Réwe, welche an Schönheit und Güte, sowie Anbau des Bodens Löwe übertrifft. So kamen wir, den dicken Wald im Thal des Flusses durchschreitend, dann durch üppige Savanne und wiederum durch Wald wandernd, bald nach Mittag zu einem ganz kleinen Orte Tawánné, der nur aus höchstens fünf kleinen Gehöften bestand. Dort rasteten wir, um abzukochen. Zu haben war wenig für die Leute, die glücklicherweise etwas Vorrath an Yams mitgenommen hatten; wir selbst hatten noch ein paar Stücke Rinke und ließen dazu, weil wir bald weiter wollten, ein Stück Erbswurst zu Suppe bereiten. Glücklicherweise bot der nicht allzuweit entfernte Sió und ein Bach genügend Wasser, und die Bewohner hatten sogar so viel in ihren Gefäßen vorrätzig, daß wir nicht danach zu schicken brauchten. Wir trieben auch etwas Palmwein auf, der, wenn er frisch ist, einen köstlich labenden Trunk bietet, fein säuerlich, an Moselwein erinnernd; hat er aber einen halben Tag gestanden, dann ist, wie es auch dort in Tawánné der Fall war, sein Geschmack faulig. Palmwein ist der Saft der Delpalme, welcher in reichen Mengen fließt, wenn man die Delpalme abhackt und ausfließen läßt. Von unserer Erbswurstsuppe gaben wir dem braven Blaima ab, der sie sich vortrefflich munden ließ; erst jetzt, da ich es erzähle, kommt mir in den Sinn, daß wir ihn, ohne daß er es wußte, zum Uebertreten der von ihm streng befolgten Vorschriften des Koran verleitet hatten; denn die Erbswurst enthielt Stückchen von biederem deutschem Schweinespeck — und Muhamed verbietet doch seinen Gläubigen den Genuss des Schweines.

Gegen Abend zogen wir, damals 61 Köpfe stark, in Réwe. Wi ein, wo uns eine überraschend herzliche Aufnahme zutheil ward. Die Einwohnerzahl dieser Orte läßt sich immer nur annähernd schätzen, und so veranschlage ich diese denn auf etwa 600. Der Häuptling kam sogleich selbst, uns zu begrüßen und reichte uns Knien in einer Schale das Wasser, wovon sein Stabträger den ersten Schluck kosten mußte. Zum Geschenk brachte er sogleich auch eine große Schüssel Kauri-Muscheln, wohl sieben bis acht Liter. Eine unternehmende französische Firma hat es schon vor Jahrzehnten verstanden, diese Kauri-Muscheln von Sansibar aus einzuführen und als Kleingeld in Umlauf zu setzen. Ganze Schiffsladungen wurden damals nach der Küste gebracht, und die Firma verdiente ungeheurere Summen. Der Werth der Kauris ist allerdings nicht groß, und an der Küste bedeutend geringer als im Innern. In Réwe entsprechen 1000 Stück der kleinen Muscheln 3 Pence englisch, also 25 Pf. deutsch: die Neger haben ja reichlich Zeit zum Abzählen. Es war nicht nur der Häuptling, der uns Geschenke brachte, sondern bald gab es einen

fröhlichen Wettstreit unter allen Bewohnern: Haufen von Bananen, Ananas und Jams wurden uns zu Füßen gelegt, so daß wir selbst im Ueberflus hatten und noch einen großen Theil der Leute mit Jams versorgen konnten. Das Zelt schlugen wir in einem Hofe auf, der von hohen Kokospalmen überschattet war, und als in der Abendkühle der zunehmende Mond am klaren Sternenhimmel stand und durch die langen Palmenwedel blickte, da war es ein Bild, so märchenhaft schön, wie die Einbildungskraft es sich wohl von einer tropischen Nacht entwirft.

Der nächste Morgen, es war der vierundzwanzigste August, führte uns, nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Leuten, nach dem Knapp eine Stunde entfernten Kewe-Ga, nachdem wir ein kleines Flüsschen — vielleicht einen Zufluß zum oberen Lauf von Kapitän Firminger's Ma — überschritten hatten. Wir trauten unseren Augen kaum, als wir bei der Annäherung an den Ort an hohem Flaggenstock die deutsche Flagge wehen sahen. Der Häuptling, ein würdiger, hagerer Alter von fast siebenzig Jahren, hatte schon am Abend vernommen, daß wir in Kewe-Wi angelangt waren und deshalb uns zum Gruß die deutsche Flagge schon früh am Morgen gesteckt. Er hatte sie ein Jahr zuvor infolge der Expedition Falkenthal-Randad empfangen. Der Alte bat uns sogleich um Hilfe gegen einen dem Angló-Stamm angehörigen Räuber, über den wir schon an anderen Orten Klage gehört hatten. Dieser, Pôgo mit Namen, hatte in Kewe-Ga selbst sein Gehöft, wo er mit etwa zwanzig Spießgesellen hauste. Keck ging er umher, obwohl er in der letzten Zeit vier Morde begangen und zwölf Männer gefangen und als Sklaven verkauft hatte: die erschlagenen vier hatten ihre Freiheit verteidigt. Wir versprachen, sofort einzuschreiten; Sumanu und zwei Soldaten sollten zu seinem Hause gehen und ihn fangen. Aber der Einwohner, der das Haus zeigen sollte, fürchtete sich und so machte Herr Grade sich denn selbst auf den Weg. Ich ließ unterdessen die übrigen Soldaten antreten und laden, um, wenn Schüsse fielen und sich ein Gefecht mit der Räuberbande entwickelte, sofort nachzurücken. Die Bewohner hatten sich dicht um mich geschart und athmeten sichtlich froher bei dem Gedanken, daß ihnen Hilfe werden sollte. Die Griffe der Soldaten, das Commando, die festgerichteten Glieder, alles erregte ihr Erstaunen und sichtlich auch Angst. Aber es fiel kein Schuss und nach kurzer Zeit kam Herr Grade zurück, nachdem er festgestellt hatte, daß Pôgo schon bei unserer Annäherung an den Ort mit allen seinen Leuten geflüchtet war, nach welcher Richtung, konnte niemand sagen. Ein Absuchen der Umgegend wäre vergeblich gewesen; denn in der Nähe war der Menschenräuber sicher nicht geblieben. Er muß gute Geschäfte

machen: rechnet man für jeden Sklaven nur vier Pfund, so ergibt das schon für die geraubten zwölf Reweleute tausend Mark. Ursache, sich über den Sklavenraub zu beklagen, haben die Leute eigentlich garnicht; denn sie selbst kaufen ganz gern anderwärts geraubte Sklaven; wenn die Reihe der Versklavung aber an sie selbst kommt, dann ist der Jammer groß. Die deutsche Verwaltung, die eben den allerersten Schritt ins Innere thut, wird auf die Unterdrückung des Menschenraubes ihr Hauptaugenmerk richten.

Es ist hier, zum näheren Verständniß der gesamten socialen Zustände nöthig, einige genaueren Nachrichten über das Volk der Ewé zu geben.

Fünfter Abschnitt.

Das Volk und seine socialen Zustände. Sitze und Stämme.
 Menheres. Kleidung, Schmuck, Waffen. Haus und Hof, Geräth.
 Speisen und Getränke. Armuth und Reichthum.
 Angló- und Dahome-Leute. Moral: Trunksucht, Lüge, Diebstahl,
 Mord, Grausamkeit gegen Thiere; Sittlichkeit, Ehe.
 Religion: Unsterblichkeit; böse und gute Götter, Götterbilder;
 heilige Stätten; Priesterschaft. Christliche Mission und Islam.
 Dichtung und Musik. Stellung der Sklaven und Frauen.
 Verfassung und Recht.

Die gesamte Bevölkerung des deutschen Gebietes gehört dem Ewé-Volke an, welches, in zahlreiche Stämme gespalten, westlich an der Küste, bis über Abda hinaus, östlich bis in die Gegend von Lagos, nach Norden bis jenseit des Gebirges reicht. Vielleicht darf man von dem Namen des Ewé-tu, das heißt Ewé-Gebirge, schließen, daß nicht weit von dort die ethnographische Grenze liegt; bis zum Ewetú, also in ganz Gbèle, wird Ewé gesprochen, weiter westlich, bei Viati, greift die Sprachgrenze sogar weit über das Gebirge hinaus. Auch die Dahome-Leute, sowie die Angló gehören dem Ewé-Volke an. Die letzteren hatten ihren Sitz ursprünglich an der Nordseite der Quittah-Lagune, sind aber von dort von den Engländern wegen ihrer Räubereien vertrieben und hausen nun größtentheils im deutschen Abábe und verstreut, als Geißel der Bevölkerung, in anderen Theilen des Gebietes.

Das Volk ist wohlgebildet, von mittlerer Körpergröße, Kaffeebraun, nicht sehr kräftig, aber zäh ausdauernd, namentlich im Schleppen von Lasten auf dem Kopfe, der einzig üblichen Art des Transportes. Die Schädelform ist nicht der ganz entschiedene Langschädel, neigt aber zu diesem. Die Lippen sind im allgemeinen nicht als eigentliche Wulstlippen zu bezeichnen, welche nur vereinzelt vorkommen, während andererseits auch die schmalen Lippen der Europäer bisweilen zu finden sind. Auch die Nase zeigt nicht den Nigger-Typus, sondern ist bei mäßiger Stärke meist gerade, zuweilen etwas adlerartig, und setzt sich ohne tiefe Einbiegung am Stirnbein an. Griechischer Typus findet sich zuweilen, am stärksten ausgeprägt war er bei einem etwa zwölfjährigen bildschönen Knaben in Bokú-Ga. Die Ohren zeigen eine wohlgebildete Muschel. Das Haar ist stets wollig bei Männern und Weibern und wird meist kurz geschoren. Bartwuchs ist spärlich, aber es finden sich gelegentlich auch schöne Vollbärte. Solche werden häufig, wie beispielsweise vom Häuptling Powi in Dállawe, an der Kinnspeise zu einer Art Zopf gedreht. Der ganze Körper zeigt durchaus dieselben Verhältnisse, wie beim Europäer; nie finden sich zu lange Arme. Namentlich zeigt das Verhältnis der Schultern zur Hüfte das schönste Ebenmaß. Die Wadenbildung ist kräftig und schön, auch der Fuß ist von angenehmer Form, Plattfüße sind nur als Ausnahme zu finden. Der Gang ist frei, inderregel mit großen Schritten, bei Ermüdung mit gekrümmten Knien, sonst fest. Das Auftreten mit dem vollen Fuß oder gar zuerst dem Hacken ist bei Ermüdung gleichfalls die Regel, sonst treten thatkräftige, namentlich jüngere Leute mit dem Vorderballen auf. Die Gebärden sind lebhaft, lautes, herzliches Lachen nicht selten, und die Gesichtszüge verzerren sich dabei nie unangenehm. Schmerz drückt sich durch Emporziehen der Oberlippe und Stirnrunzeln aus, das von langgezogenem o-u oder a-u begleitet ist. Bei der Bejahung wird der Kopf rückwärts gelehnt und dazu unserem „hm“ entsprechend die Interjection „ä“ oder die Bejahungspartikel „msi“ ausgesprochen. Die Verneinung geschieht durch einmaliges Schütteln des Kopfes seitwärts, wie bei uns, und die Partikel „o“. Bei Betheuerungen legt der Gwe nicht selten die Hand aufs Herz. Die Leute sitzen in hochender Stellung, zuweilen mit Benutzung eines niedrigen Stuhles; die Hände legen sich dabei ineinander. Im Schlaf liegen sie fast nie auf dem Rücken, sondern ein wenig zusammengekauert auf der rechten Seite. Entstellungen des Körpers werden selten vorgenommen; die Circumcision ist an manchen Orten Sitte, ohne jede rituelle Bedeutung und lediglich aus sanitären Gründen, ist aber durchaus nicht Stammesbrauch; muhamedanischer Einfluss waltet dabei kaum, da gerade die den nordwärts woh-

nenden Muhamedanern näher liegenden Stämme dieselbe weniger üben. Häufiger ist schon das Ausbrechen der unteren Zahnreihen zu einem sägenartigen Gebiß, während das Färben der Zähne nicht vorkommt. Die Durchbohrung der Nasenwand oder Lippen kommt nie vor, hingegen bei Männern und Weibern die Durchlochung der Ohren, in welchen Gold- und Perlschmuck, auch Zähne von Alligatoren und anderen Thieren getragen werden. Die Frauen zeigen seltener anmuthige Gestalten, vielleicht weil sie frühzeitig unter dem Druck der überwiegend auf ihnen lastenden Arbeit verkümmern. Auch ist die frühe Eheschließung wohl nicht ohne Einfluss auf die Körperbildung. Keineswegs werden aber die Ehen so früh geschlossen, wie man vielfach annimmt, und wie es auch bei anderen Negervölkern Sitte sein mag; bei den Gwé-Negern liegt zwischen der Reife-Erklärung, welche meist um das zwölfte Jahr erfolgt, und der Heirat immerhin noch ein Zeitraum von oft fünf Jahren und darüber.

Die Kleidung ist je nach dem Wohlstande und landschaftlich verschieden, gerade an der Küste, trotz einzelner europäischer Stücke, ärmlischer als im Innern. Als Untergewand dient beiden Geschlechtern ein kleiner Schurz, welcher bei Kindern und Heranwachsenden für gewöhnlich die einzige Bekleidung bildet. Ebenso trägt der Mann bei der Arbeit stets nur den Schurz. Während an der Küste die Männer außerdem ein europäisches Hemd, eine Jacke oder bloße Weste als Bedeckung des Oberkörpers tragen, ist weiter im Inneren, vor allen Dingen in Ngotime die lange Toga aus vorzüglichem einheimischem Gewebe üblich. Sie findet sich, außer ganz weiß, auch mit blauen, rothen und gelben Streifen oder Quadraten, die nicht eingefärbt, sondern eingewebt sind; schlechter europäischer Kattun ist selten anzutreffen. Verheiratete Frauen tragen im ganzen Gebiet die Toga, welche bei ihnen aber nicht die Schultern bedeckt, sondern unter den Armen beginnt und auf der Brust zusammengeknötet wird, was ein gut Theil zu der Hässlichkeit der Körperform beiträgt, welche den verheirateten Frauen durchweg eigen ist. Hinten bildet die Frauentoga eine Art Beutel, in welchem sie die kleinen Kinder tragen: dieselben sitzen, von den ersten Wochen ihres Daseins an, rittlings auf dem Rücken der Mutter, nur Kopf und Arme sehen aus dem Beutel heraus; so trägt die Mutter sie überall mit sich herum, auch bei der schwersten Arbeit. Dies, verbunden mit der Nachlässigkeit beim Anlegen der Nabelbinde, ist die Ursache der erschreckend großen Zahl von Nabelbrüchen: an dreißig bis vierzig auf Hundert unter den Kindern leiden daran, manche dermaßen, daß die Nabelgegend in Breite von 8 bis 10 cm um 6 bis 8 cm heraustritt. Anmuth der Bewegungen findet sich wohl auch bei jüngeren Frauenzimmern, ist aber in höherem Maße den Männern eigen.

Fußbekleidung ist wohl vorhanden, aber fast nur für den Fall von kranken Füßen auf Reisen üblich. Es sind Ledersandalen, die Sohle der Form des Fußes entsprechend geschnitten, und gehalten von einem Kreuzriemen, dessen Bund zwischen der großen und ersten Zehe liegt. Auch Kopfbedeckung ist selten. An der Küste tragen die Männer viel abgelegte Hüte und Mützen, lieben auch, wo sie europäische Hose und Hemd tragen, eine weiße Mütze mit schwarzem Schirm. Im Inneren aber gibt es kaum eine andere Kopfbedeckung, als bei den Häuptlingen als Zeichen ihrer Würde die europäische Spille oder Frauenhaube mit darübergesetztem Cylinder. Diese herrschen selbst bei den Häuptlingen an der Küste; nur Lawson in Badji bei Klein-Popo trägt, wenn er in Gala geht, völlig europäische Tracht mit Oberhemde, weißer Weste und Cylinderhut. Zuweilen finden sich im Innern aus Bast geflochtene Hüte mit überhängender Krämpe.

Schmuck ist bei Männern fast mehr zu finden, als bei Frauen, was sich aus der gedrückten socialen Stellung der letzteren erklärt. Der gewöhnlichste Schmuck sind Ringe einheimischer Arbeit aus Gold, Silber, Elfenbein, Messing, Eisen; sie werden nicht nur an den Fingern, sondern auch an den Zehen getragen. Ohrschmuck ist seltener. Dagegen sind Arm- und Fesselringe überaus beliebt; sie sind oft nicht geschlossen, sondern spiralförmig in zwei bis drei Dvalen gewunden; das Tragen an den Fußgelenken scheint nur bei Reicheren vorzukommen, welche sich ganz der Arbeit enthalten können. Bei Frauen und Mädchen sind Perl- und Korallenschnüre beliebt, die um den Hals, die Hand- und Fesselgelenke getragen werden. Jüngere Mädchen, die nur den Schurz tragen, führen eine solche Schnur auch als Gürtel um die Hüfte; ärmere Frauen und Mädchen tragen oft als einzigen Schmuck ein paar Kauris an einer Schnur auf der Brust. Von einer besonderen Haartracht kann man nicht sprechen; denn die Frauen scheren es fast durchweg, ebenso wie die Männer ganz kurz. Männer lassen öfter an einer Seite des Vorderkopfes ein sehr kleines Büschelchen stehen und scheren den übrigen Kopf ganz kahl. Auch findet man in den entlegensten kleinen Dörfern hier und da Leute, welche die Haare lang wachsen und zu einzelnen bindfadenartigen Zöpfchen drehen, die den ganzen Kopf umhängen. Mädchen hingegen scheren häufig den Kopf rundherum, so daß grade dort die Haare stehen bleiben, wo bei den Ordens-Geistlichen die Tonsur ist. Völlig unbekleidet haben wir auf unserem ganzen Wege nur vereinzelt ganz kleine Kinder von vier bis fünf Jahren gefunden, und dann schien es, als ob sie nur aus kindischer Neugier im Augenblick der Hütte entlaufen waren; denn fast stets wurden sie sogleich von den Müttern zurückgeholt. Die Kleidung ist daher im ganzen Gebiete als durchaus ehrbar zu bezeichnen.

Auf Körperpflege wird bei dem ganzen Volk sehr viel gegeben. Wo sie genügend Wasser finden, baden sie täglich, selbst mehre Male. Sie bedienen sich dabei ihrer einheimischen Seife, die sie aus Palmöl und selbst bereiteter Potasche herstellen. Die Zahnpflege ist eine sehr sorgfältige; nach jeder Mahlzeit reinigt man sich die Zähne mit einem vorn etwas aufgesplitterten Stückchen Holz, etwa von der Länge und Dicke eines Bleistifts.

Die Waffen, welche die Männer tragen, sind wenig brauchbar. Pfeil und Bogen, welche in der Hand der Haussa-Neger gefährliche Waffen sind, hat dieses Volk fast ganz beiseite gelegt und nur vereinzelt finden sie sich. Das kurze Schwert, etwa zwei Zoll breit und zwei Fuß lang, zum Stechen und Hauen brauchbar, würde kaum zur Verwendung kommen, da die Geweute den Kampf scheuen. Die allgemeine Waffe ist das von den europäischen Kaufleuten massenhaft eingeführte Steinschloßgewehr schlechtesten Art. Man kann sich die Brauchbarkeit ungefähr vorstellen, wenn man bedenkt, daß bei einem Verkaufspreis von acht bis zwölf Mark über dreißig Procent verdient werden. Es ist in der Regel fünf bis sechs Fuß lang, mit rob geschnittenem Schaft, der Lauf wohl nichts als altes Gasrohr, das nur durch die Eisenringe überhaupt die Pulverladung aushält. Diese wird sehr reichlich bemessen, aber von jener schlechten Sorte, welche als „Negerpulver“ in europäischen Fabriken hergestellt wird. Meist wird aus diesen Gewehren nur bei Todesfällen blind geschossen, um die bösen Geister zu vertreiben. Zum Ernstgebrauche setzt man auf das Pulver gehacktes Blei, Eisen und dergleichen. Im allgemeinen haben die Leute vor ihrer eigenen Waffe größere Angst, als sie ein Gegner zu haben braucht; sie feuern fast nie mit Anlegen an die Schulter, sondern setzen den Kolben an die Hüfte und feuern, ohne zu zielen, ja selbst mit abgewandtem Gesicht. So ist diese Waffe denn in der Hand der Leute eine ziemlich harmlose, wengleich eine Ladung Rehpusten, gut daraus gefeuert, ihre verherende Wirkung haben müßte. Ihre Flinten, von den Kaufleuten „Dänenflinten“ genannt, tragen sie auf der Schulter, mit dem Kolben nach hinten; die Munition in kleinen, europäischen Mustern nachgebildeten Patronentaschen aus Ziegenfell an einem Riemen ober am Gürtel; Schwert und Messer stecken in Lederscheiden einheimischer Arbeit und hängen an der linken Seite, meist ziemlich hoch. Der so ausgerüstete Krieger nimmt sich recht mackerisch aus, ist aber wenig fürchterlich.

Man wird sich fragen, woher es kommt, daß keine anderen Schusswaffen als diese schlechten Steinschloß-Gewehre, die massenhaft in Deutschland gefertigt werden, dort Eingang finden. Zunächst deshalb, weil es fast durchweg Grundsatz der Kaufleute war, den

Negern keine besseren Waffen zu liefern. Heute freilich, wo der Wettbewerb über diesen Grundsatz sich hinwegsetzt, würden sehr wohl andere Waffen eingeführt, wenn die Eingeborenen sie nur nehmen wollten. Sie fühlen zu wohl, dass sie alsdann mit der Munition vollständig von dem augenblicklichen Wohlwollen der Weißen abhängen, auch sind Präcisionswaffen und deren Munition zu theuer. Jetzt ist es ein Billiges, größere Mengen von Pulver in Fässchen vorrätzig zu halten, von denen ein ganzes, mit dem man weit über hundert Schuss feuert, nicht theurer wird als ein Duzend Metallpatronen. Häuptlinge bekommen manchmal bessere Waffen, Hinterlader, von den Kaufleuten geschenkt; auch Lefaucheur-Doppelflinten sieht man vereinzelt. Aber sie sind in beständiger Verlegenheit wegen der Munition.

Das Volk lebt in kleinen vierseitigen, bingengebundenen Lehmhütten mit niedrigen Thüren und oft ganz ohne Fenster. Vorn hängt das Dach, das aus leichten Sparren gebildet und mit Binsen gedeckt ist, weit über und wird nicht selten zur Herstellung einer kleinen Vorhalle benutzt, in der man bei großer Sonnenhitze angenehmen Schatten findet. Diese Vorhalle ist zu den Seiten meist durch die Hauswände eingeschlossen — in antis — auch bei längeren Fronten durch eine oder mehre Holzstützen getragen. Selten nur fällt bei ganz kleinen Hütten armer Leute das Dach einseitig ab, fast immer ist es Giebeldach. Der Fußboden wird durch festgestampften Lehm gebildet.

Fast nie sind die Hütten länger als zehn bis fünfzehn Fuß, bei sechs bis acht Fuß Tiefe. Die Thür wird nachts gewöhnlich durch eine geflochtene Matte geschlossen, in den besseren Gegenden, wie zum Beispiel in Agotime, durch Holzthüren, von guter Arbeit, und mit Schloß versehen. Dort sind auch einstöckige Häuser nicht selten, die, unverkennbar nach dem Vorbild der Factoreien, mit Veranda versehen sind. Der König von Agotime bewohnt zu Agotime-Pétu ein solches recht stattliches Haus, aber des Ortschaftshäuptlings Wohnung an demselben Platze ist noch schöner, sonst dem Königshaus aber ganz ähnlich. Die Treppe für das obere Stockwerk führt, den Factoreien nachgebildet, von außen auf die Veranda. Sie ist bei den genannten Häusern massiv, das heißt aus Holz und Lehm gebildet. Hoch in den Bergen, wo kein Lehm in der Nähe ist, finden sich auch Hütten, deren Wände mit bloßem Mattengeflecht ausgefüllt sind. Die Leute wohnen in Gehöften, so dass um den Hof herum sich die Häuser gruppiren. Der Hof ist dabei von sehr verschiedener Größe; oft, wo die Natur des Landes Einschränkung gebietet, nicht größer als ein europäisches Zimmer, oft auch an hundert Schritte im Geviert. Reiche Leute haben dann eigene Häuser für die Frauen und eigene für die Kinder,

anders also, als die altgermanische Sitte in Norddeutschland war, wo alles unter einem Dach hauste, selbst das Vieh. Die Gwe-Bauordnung entspricht vollständig der altskandinavischen, die sich noch bis auf den heutigen Tag in Island erhalten hat, wo zahllose kleine Hütten, jede mit einer besonderen Bestimmung, einen Hof bilden. Oft auch verbleibt die Familie der folgenden Generation im Gehöft und baut sich neue Häuser an. In Haus und Hof herrscht peinliche Sauberkeit, ebenso auf den Straßen. Daher liegen auch die Viehställe immer vollständig getrennt von den Wohnhäusern, oft sogar außerhalb des Gehöftes, wiederum genau der altskandinavischen Hofanlage entsprechend, wo auch die Viehställe einen besonderen Hof bildeten, das *úti hús* oder *úti búr*. Das Gehöft ist, wo keine Häuser die Wand bilden, durch ein Gehege aus Matten umgeben, durch welches eine Pforte hinein führt. Dass das Vieh — Hühner, Schafe, Ziegen und Schweine — auch den Hof bevölkert, ist allerdings nicht zu vermeiden. Die Feuerstelle befindet sich im Hofe unmittelbar vor dem Hause. Sie wird gebildet durch einen etwa einen Fuß hohen und innen eben so weiten Lehmring, der an einer Seite etwas geöffnet ist, um dem Feuer Luft zu geben; gegenüber dieser Oeffnung steht auf dem Lehmrand eine kleine Erhöhung. Gegen diese wird nun der Topf gelehnt, so dass das unten flackernde Feuer ihn von allen Seiten umspielen kann. Mit Holz zu sparen, haben die Eingeborenen keine Ursache; denn schon die Savannen, ganz abgesehen vom Urwalde, geben ihnen überreichlich Brennholz. Nicht weit vom Herde steht die Schrotmühle: ein Lehmherd, etwa ein Meter im Kubus, oben an der einen Seite eine beträchtliche Vertiefung, gegenüber, eingelassen, ein rauher Stein, über tellergroß. Auf diesen wird nun Maiskorn aufgeschüttet; die Hand ergreift einen zweiten Stein und das Schrot beginnt nach der Richtung der Vertiefung, so dass das Schrot in dieselbe hineinfällt. Endlich steht nicht weit vom Hause noch der Stampfkübel, ein niedriger ausgehöhlter Klotz, in welchem namentlich Yams zu einer beliebigen, ähnlich wie Quetschkartoffeln schmeckenden Speise verstampft wird. Es möge nicht unerwähnt bleiben, dass die Aborte sich stets außerhalb des Dorfes befinden.

Was die Nahrung betrifft, so hat der Neger wenig Sorge; die Natur lässt reichlich das mit wenig Mühe Gepflanzte lohnen. Yams, entweder in der beschriebenen Weise verstampft, oder einfach, wie Kartoffeln, in Wasser abgekocht oder auch durch Hineinlegen in glühende Kohlen oder Asche geröstet, bildet die Hauptnahrung. Mais isst man oft, wenn er noch grün ist, ungekocht gleich vom Kolben, und er schmeckt dann den Erbschoten ähnlich; auch wird Maischrot, wie schon erwähnt, zu *Ablo* oder *Kinke* verbacken, auch zu

Brei verköcht. Das Salz, als nothwendige Würze, beziehen die Leute von der Küste. Reis wird im Innern selten gegessen, mehr an der Küste, wohin es von Europa gebracht wird. Im Norden des Gebiets wird aber Reis in beschränktem Maß angebaut. Von Früchten bilden Bananen, Pisang, Pawpaw, Wassermelonen, Kokos, Ananas und Apfelsinen die gewöhnliche Nahrung; die Apfelsine ist zwar groß, aber strohig, wenn auch stark zuckerhaltig. Fleischnahrung liebt der Gwé-Neger wohl, aber er genießt sie nicht häufig, namentlich der Nermere nicht. Es werden Hühner, Schafe, Ziegen und Schweine geschlachtet, die durchweg kleiner sind, als ihre europäischen Verwandten. Die Hühner legen ziemlich reichlich, so daß auch Eier viel genossen werden. An der fischreichen Lagune kommt als sehr leckere Speise der Fisch auf des Negers, wie Europäers Tafel; dergleichen ist, in Folge der sich mehr dort verbreitenden Rinderzucht, auch Rindfleisch zu haben, wie auch Milch beliebt. Man sieht, des Negers Tisch ist reich besetzt. Auch mannichsache Getränke kennt er. In der Landschaft Togo, wie auch in Löwe und einem Theil von Kéwe ist gutes Trinkwasser schwer zu erlangen, da fast nur das schlammige und lehmige Wasser der Gruben sich findet, in welchen zur Regenzeit das Wasser gesammelt wird. In den wasserreichen nördlichen Gegenden ist das Wasser aber gut, und im Gebirge krystallklar. Die Kokosnuß bietet ein erfrischendes Getränk, das allenthalben beliebt ist, ebenso die Delpalme, welche den Palmwein, Deha genannt, liefert, von dem schon die Rede war. Von künstlichen Getränken fertigen die Gwé-Leute aus Mais ein garnicht übel schmeckendes Bier, das Lihä genannt wird und unserem Dünnbier gleichsteht; sehr beliebt ist aber Uha, Alkohol, der von den Factoreien bezogen wird. Wie dieser Alkohol fabricirt wird, davon schweigt man besser; der Neger-Gin oder Rum entfernt sich vom einfachen Spiritus nur durch den Zusatz von Wasser, dessen mildernde Eigenschaft durch Bitriol und Schwefelsäure wieder wett gemacht wird. An der Küste trinken die Leute dieses von der Hölle gewürzte Getränk ganz rein, glücklicherweise sind sie von Natur nicht zu Trunksucht geneigt, so daß es kaum viel Schaden anrichtet; im Inneren ist ihnen der Trank doch zu scharf und sie setzen Wasser zu. Mäßigkeitsapostel haben immerhin daheim ein größeres Feld für ihre Mission, als bei den Gwé-Leuten.

Es war ein paar Mal vom „Tisch“ des Negers die Rede, und das braucht nicht nur bildlich verstanden zu werden. Wenn auch die Nahrung gewöhnlich in hochender Stellung mit den Händen gleich aus dem Topf zum Munde geführt wird, wobei die ganze Familie aus demselben Topf isst, so findet sich doch auch der Tisch, einheimischer, wie auch europäischer Art. Auch Stühle sind nicht

unbekannt, aber da man die hochende Stellung liebt, so ist auch der Stuhl niedrig. Er wird theils nach unserer Art gefertigt, so daß er einem Kinderstuhl an Größe gleichkommt, theils hat er auch die einheimische Form: vier niedrige Beine und eine Mittelstütze tragen oben ein stark ausgeschweiftes Brett, in welchem man recht bequem sitzt, wenn man sich an die geringe Höhe von einem halben Fuß gewöhnen kann. Geht es zum feierlichen Palaver, so versammeln sich die Großen und Weisen des Ortes, jeder seinen kleinen Schemel unter dem Arm herbeitragend und den Hausschlüssel an einem Finger, wo eben verschließbare Häuser vorhanden sind.

Treten wir einmal in die Behausung einiger dieser deutschen Neger ein; wir wählen das Haus eines Armen und eines Reichen. Der Hof des ersteren ist klein, nur zwei kleine Hütten stehen daran, er hat kein Schaf und keine Ziege, braucht also auch keinen Stall; denn das halbe Duzend Hühner sucht sich bei Regen eine Zuflucht unter dem überhängenden Dach. Wir treten in den von Matten umgebenen Hof; jede der beiden Hütten hat nur zur Hälfte eine Vorderwand, so daß die Thür unter Dach liegt. Der geschlossene Raum enthält nur, auf Klößen ruhend, ein Rohrgeflecht, das als Lager dient; darauf wird höchstens zur Nacht noch eine Matte gelegt, unter den Kopf ein kleines Bündel, das ist das Bett. So schläft auch der Reiche; denn der Neger liebt sein althergebrachtes hartes Lager. Ganz allmählich erst kaufen die reichsten Leute an den Seeplätzen europäische Betten und lassen sich Bettgestelle zimmern. An der Wand hängt dort über dem Lager das wohlgeputzte Steinschloßgewehr, Patronentasche, Schwert, Messer und auch ein Köcher und Bogen, welchen der Onkel noch geführt, der grade unter der Lagerstätte begraben ist, und von dem der jetzige Besitzer, nach Herkommen, geerbt hat. In dem offenen Vorraum steht allerlei Geräth: Kalebassen aus Fruchtschalen, gusseiserne Töpfe, die vom weißen Mann gekauft sind, Hacken, auch ein Hammer und dergleichen. Im anderen Häuschen — es ist auch nicht länger als zehn Fuß und ebenso tief — ist auch eine Lagerstätte und mancherlei Geräth, im Vorderraum ein paar große Lehmkübel voll Mais, der Ertrag der Ernte. Denn der Besitzer ist ein freier Mann, er hat ein Stückchen Land, wo er sich Mais und Yams baut; dazwischen hat er ein paar Duzend Bananen gepflanzt. Auch einige Kokospalmen stehen im Hofe. Der Mann hat nur eine Frau, mehr kann er weder kaufen noch ernähren, und deshalb muß er auf dem Acker tüchtig mitarbeiten; aber doch sieht er oft genug zu, wie die Frau sich quält und plagt, während er gemächlich seinen Yams kocht. Nun fehlt es aber an mancherlei Geräth im Hause, auch Gin möchte er gern trinken, wie die Reichen, und den guten Tabak rauchen, der beim weißen

Mann zu kaufen ist, und einen Spiegel haben, wie ihn der reiche Mann hat. Da macht er sich denn eines Tages auf nach der Küste; er hat keine Palmkerne mitzunehmen; denn soviel Acker hat er nicht, um Del zu bauen, er will gehen und auf der Factorie arbeiten oder als Träger einen Verdienst suchen. Drei Tage sind es zwar nur bis zur Küste, aber er geht über zwei Wochen: es schlenbert sich so schön, wenn man Zeit hat. Speise gibt es hier und da bei den Leuten, unterwegs pflückt man sich irgendwo Bananen, Mais und Ananas, und abends plaudert es sich so angenehm beim Feuer mit den Leuten im Buschdorf. Endlich kommt er unten an der Küste an. Da geht es nicht so gemächlich mehr; die starken Krümmungen rollen Fässer, zimmern und hötchern früh und spät, rudern hinaus in die brandende See, das ihm angst wird, und alle Leute, die Schwarzen mit langen Hosen, sehen ihn über die Achsel an und schimpfen ihn „Buschmann“. Mit dem guten Essen und Trinken hat's schon gar gute Weile: hier wächst keine Ananas und Banane mehr am Wege, hier gibt's nur Sand und Arbeit. Endlich hat er Arbeit gefunden und greift frisch zu. Es gibt zwar zuerst manchmal Giehe, wenn er den weißen Herrn nicht verstanden hat, der in der fremden Sprache redet, und wenn er statt zu arbeiten, auf das blaue Meer gestarrt hat, wo ein rauchendes Ungethüm liegt, das so hungrig ist und viel Palmkerne frisst, wie er in seiner poetischen Sprache daheim erzählt, aber drei Wochen, und er versteht alle Befehle. Und nun gibt es den klingenden Lohn, blanke Schillinge, und da fängt er an zu kaufen, allerlei schöne Sachen: Kattun, Pulver, auch einen kleinen Spiegel; dazu auch Tabak und Gin; aber er trinkt nicht mehr, als kaum eine halbe Flasche die ganze Woche. Plötzlich eines Tages, als er wieder Lohn empfangen, theils in Waaren, theils in Geld, kauft er auf der andern Factorie eine ganze Kiste Gin mit acht Flaschen und noch sechs „Kopf“, das heißt Bündel, Blättertabak dazu. Der Herr gibt ihm noch einen Befehl für den nächsten Morgen; denn der dumme Buschmann ist einer der anstelligsten Jungen in der Factorie geworden, hat sogar etwas Kochen gelernt, weil er sich gern abends beim Koch nützlich machte; er sagt auch „All right, Massa“, als dieser ihm den Befehl gibt, fünf Minuten später aber trollt er sich schon in voller Dunkelheit davon, die Kiste Gin und die Kattun-Päckete und all' die schönen Sachen auf dem Kopf, und in drei Tagen ist er daheim bei seiner schwarzen Frau, die nun auch ihr Theil Kattun abbekommt, ebenso wie die Kinder. Nun hängt auch zwischen der Glinte und dem Bogen der kleine Spiegel an der Wand, den er vom weißen Mann mitgebracht hat, und die Kinder gucken verwundert hinein.

Beim Reichen sieht es anders aus. Der Hof ist groß, nicht weniger als fünf stattliche Häuser umgeben ihn, zwei davon mit hübscher Halle und geschlossener Thür; ein offener Schuppen ist mit vielfachem Geräth gefüllt, der ganze Hof zierlich sauber. Draußen grade gegenüber dem Thor des Gehöftes steht ein runder niedriger Bau mit hohem Binsendach: es ist der Schafstall, der an dreißig Thiere birgt. Die Schweine haben zwar auch ihren Stall, aber sie laufen fast immer wild herum, und der Mann weiß selbst nicht, ob er jetzt zwanzig oder dreißig besitzt. Für die Hühner ist ein Platz im Schuppen am Hofe vorbehalten; denn sie haben das Recht, auf dem Hofe zu sein. Nun treten wir in das Haus des reichen Mannes. Ein kleiner Raum empfängt uns, vollgepfropft von europäischen Sachen: da ist ein großer Mahagonischrank, der noch ganz gut aussieht, ein Tisch, Stühle, ein Toilettenspiegel, eine Photographie Kaiser Wilhelm's und Bismarck's, ein paar bunte Bilderbogen von Gustav Kühn aus Neu-Ruppin, ein Revolver und dergleichen mehr, alles aber in guter Ordnung. Das Schlafzimmer daneben aber ist ganz nach heimischer Weise eingerichtet. So sieht es auch in dem anderen verschlossenen Hause aus, in welchem ein erwachsener Sohn wohnt. Für die Frauen ist ein eigenes Haus da, und zwei für die Sklaven. Der reiche Mann hat sieben Frauen und gar neun Sklaven, die in den großen Delpflanzungen vor der Stadt arbeiten und Kerne und Del zur Küste bringen. Aber die Sklaven sagen alle „Vater“ zu ihm, wie allgemein; denn die Sklaven werden auch meist so gut gehalten, wie die Kinder im Hause.

Da sitzt nun der reiche Mann von morgens bis zur Mittagszeit unter der Halle vor dem Hause und raucht aus seiner Thonpfeife, isst auch von Zeit zu Zeit dazwischen. Dann legt er sich schlafen, und spät nachmittags geht er zu seinem Nachbar oder dieser und anderer kommen bei ihm zum Besuch. Nun hocken sie auf der Erde, begrüßen sich immer wieder feierlich zehn Minuten lang, wenn ein neuer Besucher kommt; dazwischen erzählen sie und scherzen und lachen und trinken Gin. Nun lassen sie die Leute tanzen, und unter jubelndem Gelächter der Sklaven tritt der „Vater“ auch in den Kreis und tanzt; aber er verrenkt nicht so die Glieder, wie sie, er deutet die Bewegungen nur an. Um neun Uhr aber machen sich alle davon und schlafen wieder die liebe lange Nacht herum. So geht es einen Tag und alle Tage, das ganze Jahr, das ganze Leben.

Was ich geschildert, ist das Anwesen eines reicheren Mannes in Agotime-Pegame.

Das Volk, mit wohlklingender, grammatisch scharf durchgebildeter Sprache, ist ein durchaus sesshaftes, ackerbauendes. Nomadirende Stämme gibt es im deutschen Gebiet nicht. Aber der Charakter der

einzelnen Stämme weicht doch stark von einander ab. Die Anglo-Leute sind die einzigen fortdauernd zu Kampf und Raub geneigten, alle anderen sind durchaus friedliebend, fast furchtsam zu nennen. Doch haben die Agotime-Leute, unter Führung ihres gegenwärtigen Königs Agbowi, einmal Krieg gegen die Asantes (Aschantis) geführt. Was die Dahome-Leute betrifft, deren Dialekt nicht allzu stark abweicht, so beruht deren Furchtbarkeit mehr auf Legendenbildung, als auf Thatfachen. Der König von Dahome hat es lange Zeit verstanden, durch Sklavenfängen auf Raubzügen, die dort Krieg genannt werden, die umwohnenden Stämme in Schrecken zu halten. Wenn er plötzlich mit einigen Hundert seiner Leute in ein friedliches Land einfiel, so war natürlich an Widerstand nicht zu denken, weil alles sogleich den Kopf verlor und den sich Behrenden in Abome der Kopf abgeschnitten wurde. In neuester Zeit, wo die umwohnenden Stämme an die Dahome-Legende nicht mehr recht glauben, hat der König von einem nördlich wohnenden Stamme gehörige Schläge bekommen, und seine vielgerühmte Weibergarde bekam das Ausreißen, als die Pfeile wirklich flogen und die Flinten knallten. Diese Weibergarde, fünfzehnhundert „Mann“ stark, bildet den Kern des Heeres. Man glaube aber nur nicht etwa an Amazonen, tapfer, wie sie in der griechischen Sage geschildert werden: es sind Nigger-Weiber, weiter garnichts, und zwar des Königs Weiber, die er unter der Fuchtel hält, und welche er schlauerweise zur Leibgarde gemacht hat. Der pöfliche König von Dahome weiß ganz genau, daß seine Männer so faul sind wie alle Nigger, daß er aber mit den armen Weibern, welche die Allerwelts-Packesel sind, umspringen kann. Er hält auch Manöver mit seinem Kriegsheer ab, wozu die Männer auch heran müssen. Man spricht von Infanterie und Artillerie des Königs von Dahome; das heißt weiter nichts, als daß außer den üblichen Steinschloßgewehren und ein paar Hinterladern aller möglichen Systeme auch einige alte Berggeschütze vorhanden sind, aus denen man Kartätschschüsse abgeben kann.

Der Sklavenräuber von Dahome weiß ganz gut, daß sein letztes Stündlein geschlagen hätte, wenn eine europäische Macht einmal dreihundert Matrosen landete. Deshalb bleibt er auch unter dem portugiesischen Protectorat, das Dahome sich klugerweise erwählt hat; durch den Schein der Schutzherrschaft ist nun das Einschreiten europäischer Mächte gehindert, und um das ohnmächtige Portugal kümmert sich kein König von Dahome. Nur könnte jetzt der für die Portugiesen unangenehme Fall eintreten, daß der Raubkönig einmal auf französischem oder deutschem Gebiet, die seit kurzem nahe daran stoßen, seine Sklavensjagd ausdehnte, und dann würde man den braven Portugiesen aufgeben, Genugthuung für die Grenzverletzung zu geben. Der englische General Wolfelen hat den Asantekrieg 1873 mit

wenigen Hundert Mann englischer Truppen geführt, das ist der ganze große Asantekrieg, den die Engländer ad majorem Britanniae gloriam so gewaltig aufbauschen: mehr als Asante ist Dahome auch nicht.

Was die Moral betrifft, so könnte man nicht sagen, daß an diesem Volke irgend welche Laster besonders hervorträten. Rausch ist selten, und sinnlose Trunkenheit fast nie anzutreffen. Die Leute lieben es wohl, sich durch Alkoholgenuss etwas anzuheltern, aber sie wissen Maß zu halten, und ihr Rausch äußert sich mehr in Ausgelassenheit, als in Rohheit. Lüge und Diebstahl sind, wie bei allen Negern, alltäglich. Der Mord ist nicht häufig, er tritt aber, dem feigen Charakter des Volkes entsprechend, mehr als heimlicher Giftmord, denn als Gewaltthat auf; die Sühne wird durch Blutrache genommen, aber die Familie des Mörders nimmt, wenn dieser von der Blutrache erreicht ist, wieder Rache, und so geht das heimtückische Umbringen hin und her, so daß oft die Familien der Beteiligten sich vollständig gegenseitig ausmorden.

Gegen Thiere und deren Leiden verhalten sich diese Neger völlig theilnahmslos: sie binden Hühnern die Füße zusammen und hängen sie an die Last, welche sie auf dem Kopfe tragen; so laufen sie den ganzen Tag und kümmern sich um das klägliche Schreien der Thiere nicht, die aus der Erschöpfung und halbtodtem Zustande nur aufgerüttelt werden, wenn es durch wilden Busch geht, und Aeste und Dornen sie verwunden, daß die Federn fliegen. Einer unserer Soldaten, übrigens Christ, der ganz gut französisch parlierte, fing eine Schildkröte, die er flugs mit dem Panzer auf ein Häufchen dürres Gras legte, das er anzündete; natürlich reichte das nicht aus, um das Thier zu tödten, und selbst beim zweiten und dritten Wiederholen des Scheiterhaufens zuckte das Thier noch. Endlich verzehrte dieser christliche Neger die Schildkröte halb gebraten mit Stumpf und Stil; nur die Schale blieb übrig. Selbst der Hund erscheint dort nicht als der treue Gefährte des Menschen, sondern läuft verwildert umher.

Was Sittlichkeit anlangt, so leben die Ewe-Leute durchaus nicht so ungebunden, wie es ein Schriftsteller erscheinen läßt, der über Togo geschrieben. Beruht ja auch das eheliche Verhältnis seltener auf vorausgegangener Zuneigung, obwohl dies auch vorkommt, und wird auch die Frau stets gekauft, so wird die Ehe doch im allgemeinen streng gehalten. Mädchen verheiraten sich inderregel nicht jünger als mit fünfzehn bis sechzehn Jahren, oft auch später. Ihr Los als Frau ist nach europäischen Begriffen nicht gerade beneidenswerth, aber sie fühlen sich nicht unglücklich dabei, weil sie es nicht anders

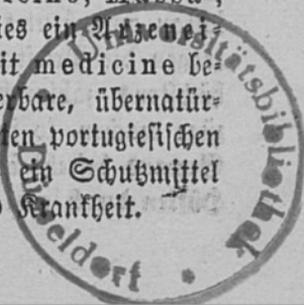
kennen. Sie rauchen und klatschen des Abends so lustig wie die Männer.

Die Religion der Gwe-Neger wird nach herkömmlicher Weise als Fetischismus zu bezeichnen sein. Man würde aber sehr fehl gehen, wenn man glaubte, daß etwa Klöße und Lehmklumpen von ihnen thätlich als Götter angebetet würden. Wieviel Völker gibt es denn überhaupt auf Erden, bei denen dies der Fall ist! Der Mensch kommt zur Herstellung eines Götterbildes nur durch das Gefühl, daß es eine höhere Macht gibt, als er selbst: diese versinnbildlicht er. Nun gibt es selbstverständlich allenthalben Massen, welche nicht imstande sind, sich unter dem allgemein verehrten Bilde etwas wahrhaft Hohes zu denken, und so gibt es auch sogar solche, die in vollständiger Gedankenlosigkeit dem Götzenbilde opfern. Ist es im gebildeten Europa denn principieel anders? Besteht nicht eine Riesenkluft zwischen demjenigen, in dessen Kopf sich ein erhabenes Bild der waltenden Gottheit gebildet hat, eines rein geistigen und ethischen Wesens, und demjenigen, der vor dem Marienbilde kniet und glaubt, fest glaubt, daß es ihm gnädig zugelächelt hat? Es ist sehr leicht, die Religion anderer Völker kurz mit dem Worte Götzenbienererei abzuthun; schwerer ist es, den Geist und die Empfindungen solcher Leute zu verstehen. Ich will im folgenden darstellen, was ich von der Religion der Gweleute verstanden habe.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist ungewisselhaft und ein einziges unserer Erlebnisse ist ein vollgiltiger Beweis dafür. Wir kamen in einen Ort und ließen dem Häuptling unseren Gruß bringen. Unser Bote kam zurück und meldete vom Stabträger, daß der Häuptling unseren Gruß erwidere. Gleich darauf kam ein Bote, der uns einen Widder und Früchte als Geschenk vom König und nochmals dessen Gruß brachte. Als nun der Stabträger erschien, um uns selbst zu grüßen, fragten wir, ob der König nicht auch komme. Da sah der Stabträger den Dolmetscher an, es gab ein kurzes Gespräch zwischen beiden, und endlich übersetzte der Dolmetscher, der König komme nicht, er habe den Stabträger beauftragt, uns freundlich zu empfangen. Wo denn der König sei, fragten wir. Da deutete der Stabträger nach oben und sprach wenige Worte, welche der Dolmetscher so wiedergab: der König sei schon eine Weile todt, er schicke aber seinen Gruß und das Geschenk aus dem Himmel; der Widder sei von seinem Gehöft, aber er schicke ihn doch aus dem Himmel. Nachfrage bei anderen Leuten ergab, daß sie alle glauben, ihre Seele lebe nach dem Tode fort. Auch das Mitgeben von Getränk für den Todten bei der Bestattung deutet darauf. Die Todten werden begraben, nachdem sie in Tücher gehüllt und mumienartig eingenäht sind. Dann wird im Hause — denn dort bekommt der

Todte sein Grab, nur der Schuldner draußen vor der Stadt — das Grab ausgehoben, der Todte hineingesenkt, grüne Blätter auf sein Haupt gestreut und eine Flasche Gin zu Häupten gesetzt, aus welcher jeder der Anwesenden zuerst einen Schluck getrunken. Man darf sich nicht versucht fühlen, in der Mitgabe von Schnaps eine Rohheit zu sehen: Alkohol ist dem Neger das edelste Getränk, wie uns der Wein. Dieses gibt man ihm auf die Reise ins Jenseits mit. Beim Zuschütten des Grabes wirft jeder drei Hände Erde auf den Todten. Ist dies europäisch-christlicher Einfluss? Die Leute hoch im Gebirge, wo nie vor uns ein Weißer war, sagten auf Befragen: so sei es immer bei ihnen gewesen, und so sei es bei ihrem ganzen Volk. Europäischer Einfluss ist aber doch nicht ausgeschlossen; er kann schon Jahrhunderte alt sein und sich von der Küste weiter ins Innere verbreitet haben. Man kann ohne weiteres schon aus dieser Seelenlehre vermuthen, dass eine derselben entsprechende Theologie besteht. Der Ewe-Neger glaubt an viele Götter, namentlich an einen guten Obergott Mawu und zahlreiche niedere gute und böse Geister. Es ist eine Art Spiritismus. Wenn, wie selbst ein jahrelang dort schon wirkender Missionar behauptete, der Neger nicht über das Götzenbild hinaus dächte, warum würde dann bei den Voll- und Neumondfesten von den Priestern ein feierlicher Umzug die ganze Nacht hindurch gemacht und dabei mit trichterförmigen Schellen von einem Fuß Länge geklappert, dazu getrommelt und geheult, hundegleich und an den Pforten der Häuser geheimnisvolle Zeichen gemacht? Ich habe wiederholt gefragt, auch Priester, und bekam die Antwort, „um die bösen Geister zu verschrecken.“ Warum fängt alles bei einem Todesfall an zu schießen? Die Antwort lautete in Nord und Süd allenthalben, „um die bösen Geister zu verschrecken.“ Es gibt also böse Geister. Nun dürfte es auffällig erscheinen, dass so viel von bösen Geistern die Rede ist; aber die Ewe-Leute glauben auch an einen guten Gott. Ich fragte danach, ob denn diesem nicht geopfert werde, da doch den bösen Geistern so viele Spenden gebracht würden. Da antworteten sie: „Mawu, der gute Gott, ist so hoch und so freundlich, dass er garnicht Opfer von den Menschen haben will; das ist grade seine große Güte; aber die bösen Geister wollen immer durch Opfer versöhnt werden.“ Wie dabei noch von Klobanbetung die Rede sein kann, ist unerfindlich. Es scheint übrigens, dass doch auch dem guten Geist oder guten Geistern Dankopfer gebracht werden. Ist ein Mensch von schwerer Krankheit genesen, so legt er ein kleines Dankopfer, inderregel eine Taube oder Huhn, auf ein Brettchen am Kreuzweg vor dem Orte. Ob man dabei aber nicht an den bösen Geist Abosâ denkt, der aufgehört hat zu plagen, will ich nicht behaupten.

Die Welt, Götter und Menschen sind nach der Vorstellung der Ewe-Leute von Mawu geschaffen, welcher zu hoch steht, als daß er sich um die kleinen Angelegenheiten der Welt und Menschen kümmern könnte. Dazu schuf er die Edrö, Untergötter, welche thät- sächlich Naturkräfte darstellen, gute und böse. Diese also sind die Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen. Für den Ewe ist nichts in der Welt unbeseelt, überall ist lebendiger Geist, und namentlich der Luftraum, Checheme, ist von Geistern durchschwirrt. — Nun aber die Götterbilder, die Fetische aus Lehm und Holz. Das sind zwar nicht Figuren, „deren schöngestalte Glieder droben im Olympus blühen,“ aber doch zuweilen nicht übel gearbeitet. Meist aus Thon oder Lehm gefertigt, werden sie stets in sitzender Stellung gebildet, plump, aber doch mit ausdrucksvollem Gesicht, und zwar stets den Zügen älterer Männer; sie benennen auch diese Bilder mit dem Worte Edrö. Nach dem vorausgeschickten ist es schon klar, daß diese Figuren nicht Anfang und Ende der religiösen Vor- stellungen sind, sondern nur Sinnbilder. Aber natürlich begnügt der Gedankenlose sich mit dem Bilde, ebenso wie die schlichte Glaubenseinfalt bei uns das Jesus- oder Marienbild lächeln sieht; der Denkende weiß, daß es Sinnbilder sind. Und der Europäer möge nur nicht glauben, daß bei diesen Negerstämmen von mehr oder weniger Denken nicht die Rede sein kann: das ist genau, wie bei uns. Die Götterbilder sind meist über meterhoch in ihrer hocken- den Stellung, und demnach über menschengroß; sie werden unter Schutzbächer von Binsen gestellt, die auf vier Pfählen ruhen. Die Aufstellung geschieht namentlich am Eingang zum Ort, auf den öffent- lichen Plätzen und vorzüglich am Eingang zu den Gehöften. Dieser wird, namentlich in Kewe und Agotime, durch ein Thorgebäude dar- gestellt, ein binsenbedachtes Haus mit zwei gegenüberliegenden Thüren. Tritt man durch dasselbe, so hockt links und rechts ein Götterbild. Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß es sich um Penaten, Hausgötter, dabei handelt, nicht aber um eine Versinn- bildlichung der bösen Geister. Diese Penaten treten demnach sowohl als Gemeinde- wie auch als Familienschutgötter auf. Auch an per- sönlichen Schutz durch Amulette glaubt man; wenn man einen etwas englisch verstehenden Eingeborenen fragt, was er dort am Halse trage und er antwortet: „This be my medicine, Massa“, so hüte man sich vor dem Mißverstehen, daß dies ein Arznei- mittel, selbst vielleicht ein zauberhaftes, sei. Mit medicine be- zeichnen die Leute, wie schon erwähnt, alles wunderbare, übernatür- liche, also genau das, was wir mit dem entstehenden portugiesischen Worte Fetisch nennen. Solch ein Amulet ist ein Schutzmittel gegen vielerlei: Thiere, Gift, Unfall, natürlich auch Krankheit.



Eigentliche Tempel, in denen das Volk die Gottheit verehrt, gibt es nicht, obwohl Fetische bisweilen in eigenen Häusern stehen. Wohl aber gibt es geweihte Plätze: eine Stätte in der Savanne, die von Gras freigehalten wird und zu der ein breiter, grasfreier Weg führt; ein dicker Busch und Bergeshöhen. Es empfiehlt sich für den Reisenden, die religiösen Gefühle der Bewohner nach Möglichkeit zu schonen, nicht nur um unangenehme Palaver zu vermeiden: wollen wir doch auch, dass uns durch keinen Fremden angetastet wird, was uns heilig ist. Es ist ja für den wissenschaftlichen Forschungsreisenden schwer, diesen Rath immer zu befolgen: er müsste dann oft auf Bergmessungen verzichten, weil die meisten Bergspitzen als heilig und unbetretbar gelten: der Gwe-Neger sucht auch in der Höhe das Göttliche, so gut wie der alte Grieche auf den Höhen des Olympe, der Germane und der Christ.

Es gibt Priester und Priesterinnen bei dem Gwe-Volk. Sie bilden keine eigene Kaste, wohl aber sind sie die Ueberlieferer von Mytherien, in die ihre Zöglinge durch lange Lehrzeit eingeweiht werden. Das Urtheil mancher jüngeren Europäer an der Küste, dass die Priesterinnen auch praktische Dienerinnen der Venus seien, hat mich nicht überzeugen können, obwohl es möglicherweise Wahrheit enthält. Beweise dafür hat man nicht beibringen können. Den Priestern liegt es ob, an den Festtagen — Mondwechsel — die feierlichen Umzüge um den Ort zu machen. Die Sonnenwenden werden nach meiner Kenntnis nicht besonders gefeiert: sind sie doch in diesem Himmelsstrich, wo die Sonne stets fast scheinrecht steht, kaum merklich und für die Jahreszeit nicht von der ungeheuren Bedeutung, wie beispielsweise bei den alten Germanen: wach ein gewaltiger Widerstreit zwischen Julfest und Mittsommer! Dort lange, dunkle Nacht, Eis und Schnee, hier die hellen Nächte, in welchen der Schein des Taggestirnes rund um den Gesichtskreis wandert, bis nach wenigen Stunden dieses selbst wieder aufsteht. Die Priester der Gwe-Leute haben auch außer dem eigentlichen Kultus noch mancherlei Dienst und Einfluss; sie machen Diebe und Mörder ausfindig — angeblich durch Zauber — und bezeichnen auch Menschen als Urheber von Krankheiten. Das Gottesurtheil, durch Greifen in siedendes Del ausgeführt, spielt dabei eine große Rolle. Dass der Glaube an das Geheimwissen der Priester von den letzteren auch schlaue ausgebeutet wird, ist leicht erklärlich. Im gewöhnlichen Leben tragen die Priester eine kaum von andern Leuten verschiedene Tracht, höchstens zahlreichere Amulette; wenn sie aber ihre feierlichen Umzüge machen, so sind sie ganz und gar mit diesen behängt, und ihr Gewand besteht in einem regelrechten weißen Unterrock, der um die Hüften durch eine Schnurre gehalten wird.

Für Verbreitung des Christenthums arbeitet im deutschen Gebiet nur ein schwarzer Wesleyaner, welcher bisher seine Zöglinge für Her Majesty the Queen of England beten lehrte, auch in die englische Geschichte einführte. Die Bremer Mission, welche zu Quittah und landeinwärts in Ho sitzt, hat sich nicht entschließen können, im deutschen Gebiet zu arbeiten, sondern sucht jetzt vielmehr mit Umgehung desselben nördlich einen geeigneten Platz innerhalb des Ewe-Sprachgebietes. Die deutschen Missionare haben die Bibel und Kirchenlieder in die einheimische Sprache übersetzt und gedruckt herausgegeben. Die Fortschritte der Mission scheinen nicht bedeutend zu sein, und wo der Islam sich mit seinen Aposteln zeigt, schlägt er leicht seinen christlichen Nebenbuhler aus dem Felde. Es mag die bestehende Vielweiberei und Sklaverei wohl der triftigste Grund dafür sein; auch durch die Circumcision berühren sich viele Negerstämme mit dem Islam. Es ist eine Thatsache, daß der Islam, von Salaga aus vorrückend, sich mehr und mehr der Küste nähert.

Ueber die Kunstfertigkeit der Ewe beim Hausbau ist schon an anderer Stelle gesprochen; es erübrigt noch, über Dichtung und Musik ein Wort zu sagen. Erkundigungen ergaben, daß epische Lieder höchst wahrscheinlich nicht vorhanden sind, höchstens kleine balladenartige Dichtungen. Wohl aber liegen den Gesangsweisen lyrische Ergüsse zugrunde, welche in einfach rhythmischer Form gehalten sind. Die Missionen haben geistliche Lieder nach europäischen Rhythmen und Melodien abgefaßt. Was die Musik betrifft, welche von der Dichtung nicht getrennt erscheint, so sind die Weisen im allgemeinen in Moll gehalten: einfache Modulationen mit leichten Intervallen, welche in zahllosen Variationen sich zu kleinen musikalischen Sätzen aneinanderreihen. Ein beliebtes Intervall ist namentlich die Octave, die einzelnen Sätze klingen stets mit langgezogenen Fermaten aus. Als Beispiel diene das folgende vielfach verarbeitete Thema:



Die Variationen dieses Themas würden sich unabänderlich in F-moll halten und sich daher bestimmt sowohl von der klassischen Musik, wie auch Richard Wagner unterscheiden. Beethoven stellt zum Thema stets ein Seitenthema, er schafft eine Mannichfaltigkeit der Stimmungen, während diese Negermelodie die Stimmung festhält. Sie verarbeitet auch nicht das Thema, wie Wagner, in verschiedenen Tonarten mit kühnen Uebergängen in Dur, sie variiert nur. Sonach kennzeichnet sich diese Gesangsweise als eine einfache und auf dem Boden erster Entwicklung noch verbliebene;

wie die schottischen Nationalweisen sich nur in fünf Tönen bewegen, so auch hier: es sind in unserem Thema nur die Accordtöne: Grundton, kleine Terz, Quinte in Ober- und Unterlage und Octave vertreten; denn das E in der oberen Lage ist nichts als eine Verzierung des vorausgegangenen F. Es sei noch bemerkt, daß die Botenleute, wenn sie glücklich durch die Brandung bis zu einem draußen liegenden Schiff gekommen sind, den letzten Ruderschlag, der sie breitseit führt, mit einem zweistimmig gesungenen „ha“ begleiten, das sie lang ausziehen; die Töne sind stets Quinte und darunter liegende kleine Terz.

Das beliebteste Intervall ist stets Octave und kleine Terz. Die Octave tritt auch bei jenem eigenthümlichen Glockeninstrument auf, das namentlich von den Priestern bei den Mondfesten, doch auch im profanen Leben, gebraucht wird. Zwei Glocken von völlig trichterförmiger Gestalt und ungleicher Größe liegen aneinander; die größere etwa einen Fuß lang und am Mundstück drei Zoll weit, aus dünnem Eisen geschmiedet, die kleinere auf gleiche Weise gearbeitet, etwa halb so groß, ist genau auf die obere Octave zur größeren Glocke gestimmt. Der Anschlag wird mit einem kleinen Hammer von außen gemacht, während das Instrument auf dem linken Unterarm ruht. Der Ton ist sehr klar und fein, und klingt wie von einer Glasharmonika. Von anderen Instrumenten gibt es Trommeln, deren Kasten die Form einer Sanduhr hat, so daß auf den beiden Bodenflächen das Fell gespannt ist; die Trommel wird auf beiden Seiten geschlagen. Es gibt auch Standtrommeln, deren Kasten aus Zöpferthou hergestellt ist; der Ton ist aber wegen der geringeren Resonanz dieser Art Topf kein besonders starker. Auch das Tambourin findet sich bisweilen, namentlich aber ein Lärminstrument, das man Schüttelklapper nennen könnte. Eine etwa einen halben Fuß im Durchmesser haltende Hohlkugel — Fruchtschale — mit Handgriff ist innen mit Holzstücken gefüllt und außen mit kleineren Hohlkugeln, gleichfalls Fruchtschalen, behängt, welche ihrerseits wieder mit Klapperstücken gefüllt sind. Wenn bei größeren Festen hunderte von diesen Klappern geschüttelt werden, so entsteht ein wahrhaft betäubender Lärm, der aber dem Neger bei seinem ausgelassenen Tanz wohlbehagt. Saiteninstrumente sind fast garnicht bekannt; eine Art Harfe kommt, doch sehr selten, vor, deren Resonanzboden durch die gleiche Hohlkugel hergestellt ist, wie bei der Schüttelklapper; die Saiten sind aus Darm und nur für eine Octave ausreichend. Auch ein cithertartiges Instrument findet sich dann und wann, wobei die Saiten aus Bast hergestellt waren. Die Vorliebe für Musik prägt sich übrigens in dem ganzen Tonfall der Sprache aus, welche in manchen Dialekten fast bis zum Singen gelangt ist; dies gibt sich besonders

heim feierlichen Sprechen in der Volksversammlung kund. In der Spruchweisheit zeigt sich der unverfälschte Geist des Volkes am besten, und deshalb mögen hier einige Sprüche folgen, welche ich J. B. Schlegel's Schlüssel zur Ewe-Sprache entnehme:

Die Baumfrucht fällt unter den Baum. Der Hahn kräht nicht in der Einöde. Eine Palmmuß verderbt alle Palmmüße. Baumäste abhauen, nicht Winde bewegen. Menschenkind weiß nicht Todestag. Zwei Könige sitzen nicht in der Stadt. Niemand ißt Cactus. Kleid ist Mensch, Geld ist Mensch. Ein Baum macht nicht den Wald. Arm und Reich geht nicht zusammen. Die Ratte kommt nicht hervor am hellen Tag. Der Bucklige schläft nicht auf dem Rücken. Einer erlegt den Elephanten, viele Städte essen davon. Der Stock, der zurhand ist, mit dem schlägt man nach der Schlange. Geht man zum Vater, ist man vom Gang zur Mutter frei. (Wenn nämlich der Knabe heranwächst, siedelt er aus der Hütte der Mutter, welche stets getrennt liegt, in diejenige des Vaters über; von dort aus steht ihm die Welt offen. Darauf geht auch das folgende Sprichwort: Geht der Knabe weg vom Vaterhaus, ist das Gehen zum Mutterhaus unmöglich.) Wendet der Mensch sich zurück, sieht er doch nicht, was auf seinem Rücken ist. Der Schlange Vater (das ist Gott) macht Füße, doch weiß sie gar wohl, daß er keine Füße gemacht hat der Schlange. Städte sehen — Dinge sehen; geht man nicht in die Stadt, sieht man nicht Dinge. Macht der Asantikönig etwas, geht der Dahomekönig zu sehen; macht der Dahomekönig etwas, geht nicht der Asantikönig zu sehen (das heißt also: der letztere ist schwächer als der Dahomekönig). Geht ein Dorn in den Fuß, zieht die Hand ihn heraus; geht ein Dorn in die Hand, zieht der Fuß ihn nicht heraus.

Mit der Vorliebe für Sprüche geht bei den Eweleuten diejenige für Räthselfragen handinhand. Solche werden abends, wenn man um das Feuer hockt, mit Vorliebe gestellt. Von größtem Interesse aber dürfte es sein, daß die Thierfabel vorhanden ist, kleine Geschichten, welche dem Leben der Thiere abgelauscht sind, die nun menschengleich sprechend auftreten.

Von den gesellschaftlichen Zuständen wird der Leser aus vielen Einzelheiten sich schon ein Bild gemacht haben, das durch folgendes vervollständigt werden möge. Der Unterschied zwischen Freien und Sklaven ist kein so tief einschneidender, wie im alten Rom. Man kann eigentlich nur von voller und beschränkter Freiheit reden. Sklaverei entsteht durch Gefangenschaft und Verkauf, sie wird aufgehoben durch Freilassung und Loskauf. Nie ist Sklaverei erblich, die Kinder des Sklaven sind stets freie Leute. Daraus ergibt sich, daß die Sklaven irgend einmal durch Gewaltthat in ihre sociale

Stellung gebracht wurden, durch Menschenraub, der in jener Gegend, wie schon erwähnt, von den Anglo-Leuten im großen betrieben wird. Sie verkaufen die Sklaven zu vier bis fünf Pfund englisch. Die Sklaven sind, wie die altgermanischen, Hausklaven und werden fast ohne Ausnahme gut und freundlich behandelt. Ihre Stellung wird am besten durch die schon erwähnte Thatsache deutlich, daß sie ihren Herrn „Vater“ nennen. Sie haben die Arbeit in Haus und Hof und auf den Feldern, wie im Delwald zu verrichten. Häufig verbinden sich Unfreie mit Bewilligung ihres Herrn anderwärts, besonders an der Küste auf den Factoreien. Sie sollen dann ihrem Herrn einen Theil ihres Lohnes bringen, oft aber unterbleibt dies, während anderseits sparsame Jungen auch eine größere Summe aufbringen, mit der sie sich loskaufen. Manchmal kaufen auch die Missionen verklavte Knaben auf, welche sie erziehen und zu Handwerkern ausbilden; selbstverständlich sind diese dann freie Männer, die gehen, wohin sie wollen. So sitzt in Agotime-Péto der Zimmerer und Tischler Pavo, ein sehr tüchtiger und vielbeschäftigter Arbeiter, der auf der Mission in Quittah gekauft und gebildet ist. Neger bleibt freilich Neger; als wir durch Agotime kamen, legte Pavo Hobel, Meißel und Säge beiseite und ging mit uns als Träger ein Stück durch die Welt.

Es wäre politisch unklug, wenn man deutscherseits diese milde Form der Frohnarbeit gewaltsam unterdrücken wollte; das würde unnützerweise böses Blut machen. Gegen den Menschenraub einzuschreiten, ist das beste Mittel, um die Sklaverei thatsächlich zu beseitigen, noch dazu ein bei allen Stämmen, außer den räuberischen Anglos, populäres Mittel, das allseitige Unterstützung fände.

Ueber die Stellung der Frau ist schon gesprochen. Sie ist Besitz des Mannes, so gut wie der Sklave, wird wie dieser gekauft, auch gut behandelt und ist, wie dieser, ein Gradmesser für den Wohlstand des Mannes; denn sie ist eine dauernd schaffende Arbeitskraft. Mehr als ein Weib zu haben, ist immer schon ein Beweis für den Wohlstand; reiche Leute haben daher oft ein Duzend Weiber und darüber. Die Art des Erwerbes der Frau ist aber doch wesentlich verschieden von derjenigen des Sklaven; der letztere wird nur als Arbeitskraft gekauft, die erstere aber gleichzeitig zur Begründung der Familie; Sklaven hält nur der Wohlhabende, eine Frau auch der Arme. Der Sklavenkauf wird nur geschäftlich abgeschlossen, der Erwerb der Frau ist ein Freudenfest für den Käufer wie für die Familie der Frau. Ist auch der Frauenkauf nicht etwa nur eine Rechts-handlung, wie im altgermanischen Recht das Loskaufen aus der Mundschaft, sondern inderthat ein Entgelt für die der Familie verlorene Arbeitskraft, so bleibt immer doch der thatsächliche Unter-

schied der Sklaverei gegenüber. Ich kann nicht sagen, ob die Ehe auch durch Verkauf der Frau gelöst werden kann; verschenken scheint stattzufinden. Dagegen ist die Lösung der Ehe durch Willenserklärung des Mannes zulässig, wenn auch, bei dem wirtschaftlichen Kapitalwerth der Frau, kaum oft geübt. Damit fällt die Frau in die Mundschaft ihrer Familie zurück. Durch Willenserklärung der Frau aber kann die Ehe nicht gelöst werden, selbst nicht, wenn die Familie eine Rückkaufsumme anbieten wollte. In diesem Falle ist die Lösung nur durch doppelseitige Willenserklärung möglich. Die Witwe bleibt im Gehöft des Erben und tritt in gleiche Rechte mit dessen Frauen.

Ob Geschwisterehe vorkommt, vermag ich nicht zu sagen, ebenso wenig ob eheliche Gemeinschaft in aufsteigender und absteigender Linie als Verbrechen gilt; ich zweifle daran.

Die Stellung der Frau ist, wenn sie auch arbeiten muß, doch oft genug eine sehr einflußreiche, und alte Frauen werden im Volke geehrt. Was ich von Dahome weiß, kenne ich nur aus zuverlässigen Berichten, aber fast will es mir scheinen, als beruhe die Macht des Königs dort auf der großen Zahl seiner Frauen. In demselben Sinne, wie wir sagen: „Geld ist Macht“, kann man bei den Ewe-Leuten zutreffend sagen: „Frauen sind Macht.“

Die Verfassung ist eine Art Lehnswesen mit beschränktem Königthum. Die Gemeinde ist die kleinste politische Einheit. Wenn man den Unterschied zwischen Stadt* und Dorf (Koffi) macht, so bezieht dieser sich weder auf die Bauart noch das Erwerbsleben, sondern nur auf die politische Stellung und höchstens die Größe. Die Dörfer haben auch einen Ältesten, aber dieser ist nur die ausführende Hand seines Stadthäuptlings. In der Stadt nimmt der Häuptling ungefähr die Stellung eines Dorfrichters ein: er schlichtet Streitigkeiten und sitzt als Vollstrecker des Gewohnheitsrechtes zu Gericht. Dieses Recht ist im allgemeinen nur sociales, das Strafrecht wird ja, wie schon für den Mord erwähnt, in schärfster Form, ohne Urtheil, von den Familien geübt. Für andere Schädigungen verhängt der Häuptling, entsprechend dem Gewohnheitsrecht Bußen, Wehrgeld. So beispielsweise werden Körperverletzungen durch Zahlung gebüßt, welche in Vieh besteht, Schafen oder Hühnern. Es ist mir nicht bekannt, ob auch Versklavung durch Rechtsurtheil eintreten kann, die Möglichkeit will ich offen lassen. Das Erbrecht ist so geordnet, daß nicht der Sohn, sondern der Nefse, und zwar der Sohn der Schwester erbt. Nicht nur die fahrende Habe, sondern auch der gesamte Grund und Boden, selbst der unbebaute, gilt als fester Besitz. Irgend jemand nimmt stets das Besitzrecht für jedes Stück Grund und Boden inanspruch, wobei Gemeindebesitz vom Ver-

fasser nicht nachgewiesen werden konnte. Es scheint, als stände man da, wo Keiner Besitzrecht nachweisen kann, dieses dem Häuptling zu. Die Macht desselben wird durch die Volksversammlung beschränkt, welche bei allen wichtigen Fragen auf dem Hauptplatz am Gerichtsgebäude zusammentritt. Es geht trotz der tagelang dauernden Verhandlungen stets ordnungsmäßig her; der Redner, welcher das Wort hat, erhebt sich stets und alles lauscht in völliger Ruhe. Laute Beifallsäußerungen und Tadel aber unterbrechen den Redner; die Zustimmung wird durch allgemeines „Ahá“ oder „há“, Widerspruch durch „o!“ (nein) kundgegeben. Die Geweute, namentlich in Agotime und Agóme, sind äußerst gewandte Redner: bald bedächtig und schlau, bald breit, pathetisch und bilderreich, dabei nicht viel, aber ausdrucksvoll gesticulirend, namentlich verschiedene Erwägungen an den Fingern zählend. Feurige junge Redner haben stets großen Beifall, aber die ruhigen Erwägungen der Alten bringen doch durch. Bei den Volksversammlungen, in denen selbstverständlich nur die Freien zu reden haben, sind auch Weiber und Kinder im bunten Durcheinander zugegen, aber es gilt der Grundsatz: *mulier taceat in ecclesia*. Ueber den Häuptlingen steht vielfach ein Oberkönig, so namentlich in Agotime, wo er auch thatsächlich eine kräftige Regierung ausübt. In dieser Beziehung allein gibt es ein wirkliches Königthum im deutschen Gebiet. Das größere oder geringere Ansehen des Oberkönigs hängt im wesentlichen von seiner Persönlichkeit ab, ob er ein geistiges Uebergewicht hat oder nicht. Er pflegt die Ortschaftshäuptlinge zusammenzuberufen und mit ihnen zu berathen, aber auch ohne sie Entschlüsse zu fassen. Agowí, der König von Agotime, ist oft auf Reisen, um selbst Anordnungen zu treffen, und sein Land ist von allen zum deutschen Gebiete gehörigen das am besten geordnete.

Ueberblicken wir in der Gesamtheit die gesellschaftlichen Zustände, Recht und Verfassung, so ergibt sich eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den gleichen Zuständen bei den Homerischen Griechen und fast noch mehr mit den altgermanischen. Die Staatsverfassung hat große Aehnlichkeit mit der altgermanischen, wie auch das Recht mit seinen Bußen und Wehrgeld und die Sklaverei. Die Gastlichkeit, von der wiederholt die Rede war, erinnert aufs lebhafteste an die Griechen Homer's, nur ist das Heldenthum diesem Stamme fremd, das bei Homer und den alten Germanen im Vordergrunde steht. Nachfragen nach den früheren Zeiten und Thaten des Volkes fanden stets verneinende Ergebnisse: epische Lieder sácinen daher nicht vorhanden zu sein, obwohl die Lyrik dem Volke nicht fremd ist. Es wäre also falsch, aus der Aehnlichkeit der gesellschaftlichen und Rechtszustände mit dem heroischen Zeitalter der Griechen und Germanen den Satz ableiten zu wollen, daß die Gewe-Neger sich

in einem heroischen Zeitalter befänden; dazu fehlt eben das eigentlich Heldenhafte. Möglich ist es aber, daß bei den Anglós dieser Zug stärker hervortritt, auch vielleicht in Poesien; Menschenräuber waren auch die Griechen Homer's, und die Anglólente brauchen deshalb durchaus nicht gemeine Spitzbuben zu sein.

Den Weißen erkennen die Gwe-Neger als ihren natürlichen Herrn an; sie fühlen ihm gegenüber ihr eigenes Bedürfnis, sich von ihm leiten zu lassen, obwohl sie seine Schwächen kennen und bespötteln. Bei Streitigkeiten überlassen sie oft dem Weißen das Schiedsrichteramt. Als Untergebene sind sie fast durchweg geduldig und dienst-eifrig, so lange sie eine gewisse Leitung fühlen; doch veranlaßt sie ihr Wankelmuth oft zu plötzlichem Davongehen. Nur in diesem Sinne ist der Neger treulos; für einen gerechten Herrn beweist er Liebe und Anhänglichkeit, selbst Opfermuth, und hält es für selbstverständlich, daß er selbst leidet und sich müht, um seinem Herrn Schwierigkeiten zu ersparen.

Sechster Abschnitt.

Von Kewe-Ga nach der Heinrichshöhe. Ein Verbrecher und Strafvollzug. Blick von der Heinrichshöhe über das Gebirge; der Adakú und Agutó. Nach Batóme. Agbowi, der König von Agotime.

Der Zwischenfall mit dem Angló-Mann, dem Menschenräuber Pógo, hatte Veranlassung zu einer zusammenhängenden Darstellung der Culturzustände des Gwevolkes gegeben. Da das Ziel der Expedition nicht verrückt werden durfte, und die politischen Verhältnisse zu schnellem Vorgehen drängten, so mußte die Ergreifung Pógo's verschoben werden. Wir machten am Orte noch einen Angló ausfindig, der zwar nicht zu Pógo's Truppe gehörte, aber doch seine Schlupfwinkel kannte. Diesem wurde aufgetragen, dem Räuber mitzuthelken, daß, wenn die geraubten zwölf Kewe-Leute nicht zurückgeschafft würden, der „Yaman commandanti“ kommen würde, um sein Gehöft niederzubrennen, und ihn selbst, wenn er ihn faßte, zu hängen. Dann zogen wir weiter, schon um einen halben Tag verspätet durch diesen Vorfall. Zur Mittagszeit waren wir in dem kleinen Dörfchen Aki, wo wir abkochen ließen. Die Landschaft wird hier immer reicher, der Boden ist humusreicher Sand und Lehm. Auffällig ist in dieser Gegend die bedeutende Höhe der übrigens im

ganzen Gebiet vorkommenden Termitenhäufen: der höchste, den ich hier sah, war gegen sieben Meter hoch. In Akti hatten wir dieselbe Noth mit den Leuten, die uns so oft zu schaffen machte: sie wollten nicht weiter, weil angeblich der nächste Ort nicht mehr vor Abend zu erreichen war. Nun hatten wir aber erst knappe vierzehn Kilometer zurückgelegt, und ein Blick in die Landschaft lehrte uns, daß hier die Ortschaften dicht liegen mußten, weil die Natur dazu einlud. Durch alle denkbaren Winkelzüge wußten die Leute uns mit dem Abmarsch, den wir anordneten, immer mehr hinzuhalten, bis es drei Uhr war. Nun hofften sie, daß es zu spät wäre, aber da hieß es trotzdem vorwärts, doch erst nach abermals einer halben Stunde hatten wir dem letzten der Leute Beine gemacht. Es ist wahr, der Weg wurde schwierig: bergauf, bergab, durch Dorn und Dickicht, und über einen kleinen Fluss in Breite von etwa drei bis vier Metern, doch wasserreich, vermuthlich den mittleren Lauf des auf Mr. Firminger's Karte verzeichneten Aká; aber um fünfseinhalf Uhr schon hatten wir das Dorf Agowé erreicht. Man fragt sich bei solchen Gelegenheiten, aus welchem Grunde dieselben Leute, die tags zuvor lustig und ausdauernd gelaufen sind, plötzlich nicht weiter wollen. Die Antwort ist: aus gar keinem Grunde, nichts als jene plötzlich hervorbrechende Faulheit; sie lagen und wollten nicht aufstehen, das war der ganze Grund. Zu essen hatten sie gehabt, zu trinken auch gefunden, nun gefiel ihnen das süße Nichtsthun. Agowé zählt nur wenige Hütten, doch thaten die freundlichen Bewohner alles, was sie konnten, schleppten Wasser herbei und verkauften Yams, so viel sie nur hatten. Umsomehr brachte es uns auf, daß wir am nächsten Morgen, als wir aus dem Zelt traten, die Nachricht bekamen, daß derselbe Soldat Daudu, welcher in Anokuegbe das Zeug gestohlen, hier in der Nacht zwei Hühner ohne Geld gekauft hatte. Nun war ihm bei dem ersten Diebstahl angedroht, daß er im Wiederholungsfalle gehängt werden solle. Als wir den Soldaten befohlen, einen Strick zu bringen, da machte Daudu ein ernstes Gesicht; als ihm aber die Schlinge um den Hals gelegt wurde, befiel ihn ein vorübergehendes Zittern, doch er sagte nichts und bat nicht. Willig führten die Soldaten den Befehl aus und führten ihn an einen Baum; auch da machte der Kerl keinen Versuch, seinem Schicksal zu entgehen — er hatte die stoische Ruhe des Muhamedaners und den Muth des echten Kaukas. Innerlich mag ihm vielleicht doch bange gewesen sein. Nun wurde er aber begnadigt, wenn er auch nicht mit dem bloßen Schreck davon kam: er wurde zu Prügel verurtheilt. Das machte einen sichtlich tieferen Eindruck auf ihn, als die Aussicht, bald mit dem Propheten zusammen bei den Houris zu

sein; er mußte sein Baumwolltricot abziehen und wurde nun mit den Armen fest um einen Baum gebunden. Dann wurden alle Bewohner und Träger davon gejagt; denn wenn der Soldat gestraft wurde, sollten nur Soldaten zugegen sein; und nun verabreichte ihm der Soldat Samuel, einer der zuverlässigsten Jungen, mit einer langen Ruthe die zudickirten zehn Hiebe auf den Rücken. Der Junge hat nicht schlecht gehauen; denn Daudu machte verzweifelte Anstrengungen, den tausenden Hieben zu entgehen, und war, als er losgebunden wurde so von Schmerz erschöpft, daß er fast zusammenbrach; mehre Nächte hindurch schlief er auch auf dem Bauch liegend; denn die dicken Striemen auf dem Rücken schmerzten. Ich muß gestehen, daß ich mich an solche Strafvollstreckung erst gewöhnen mußte, in Afrika muß man sich eben an vieles gewöhnen; aber die Folge hat mich gelehrt, daß diese Art der Behandlung die einzig richtige ist. Was soll man mit den Leuten machen? Ins Gefängnis stecken? Sie langweilen sich ja nicht einmal und brauchen dann nicht zu arbeiten und nicht zu exerciren. Hungern lassen? Das wäre wirklich barbarisch. Vor Prügel aber haben sie gewaltige Angst, und wenn die Prügel eine verdiente war, werden sie nie Rache nehmen, weder an dem Richter noch an dem Vollstrecker. Daudu und Samuel waren an demselben Tage noch die besten Freunde, Samuel half ihm sogar, das Hemd auf den wunden Rücken ziehen; das beste aber war, daß Daudu nie wieder gestohlen hat. Er war, wie schon früher erwähnt, der pünktlichste Soldat, namentlich als Posten, nun war er auch vom Stehlen curirt, wenigstens auf lange. Einmal, als er später vor dem Zelt Posten stand, fragte ich ihn deutsch — ich hatte ihm ein paar Worte beigebracht, weil er nur die mir gänzlich fremde Haussa-Sprache redete —: „Na, Daudu, willst Du wieder stehlen?“ Dabei machte ich die Gebärde des Stehlens. „Om, nix, nix, Massa,“ antwortete er fest; denn er hatte recht gut verstanden, was ich sagen wollte. Dort in Ugowé hatte ich mir einen kleinen Freund erworben, einen kleinen Stöpsel von 3 Jahren. Am Abend schon hatte ich ihn an der Tictack horchen lassen, und das Ding hatte ihm närrische Freude gemacht, so daß er garnicht fortwollte. Die Weiber hatten viel darüber gelacht, wie der weiße Mann mit dem kleinen wollköpfigen Schwarzen spielte; denn der schwarze Mann spielt nicht mit Kindern. Als wir am Morgen zum Frühstück bei Tisch saßen, guckte etwas darauf — es war mein kleiner schwarzer Junge, und er stand so lange bettelnd da, wollte auch garnichts weiter, als die schnurrige Tictack hören, und da mußte ich sie schon wieder herausholen und ihm bald rechts, bald links ans Ohr halten. Da lachte er so glücklich, und die Weiber riefen beim Abschied, als ich das „mia chome“ („ich gehe nachhause“, der übliche

Abschiedsgruß) sagte, immer wieder: „Dónolo, dónolo, uisalo!“ Das heißt ungetähr: Danke, danke, für dein Kommen, oder auch „komm wieder“.

Der 25. August führte uns in ein neues Land, das schöne, fruchtbare und wohlgeordnete Agotime. Wer einmal allmählich sich einem Gebirge genähert hat, als Wanderer zu Fuß, der kennt gar leicht aus kleinen Anzeichen, wann er an die Berge kommt, auch wenn diese noch verdeckt sind. So ging es an jenem Morgen. Einzelne Felsblöcke hatten zwar schon tagelang zuvor sich gezeigt, auch waren wir beständig gestiegen, aber erst an diesem Morgen war es gewiß, wir waren nahe an den Bergen. Die Aussicht war in der leicht ansteigenden Savanne vor uns durch Bäume verdeckt, so daß wir, nach knapp einstündigem Marsch plötzlich einen breiten felsigen Grat vor uns sahen, nicht ein halbes Kilometer entfernt. Er war etwa fünfhundert Meter lang und nicht mehr als dreißig oder vierzig Meter vom Fuß bis zur Spitze, aber schroff und kahl. Ich benannte ihn, da die Leute keinen Namen dafür wußten, Ziegenrück, wegen seiner Form. Der Weg führt südlich um diesen kleinen Bergrücken herum, und dort erblickt das Auge zwei andere Erhebungen: die eine niedrigere und kleine südlich benannte ich Vogelsberg, die andere nördlich, den höchsten Punkt, nach barometrischer Messung fünfzig Meter über der Thalsohle, Heinrichshöhe. Wir bestiegen alle zusammen die höchste Spitze, neben welcher der Weg südlich vorbeiführt, auch sämtliche Träger und Soldaten erstiegen die steile, kahle Felshöhe. Wenn man sagt, der Neger kenne Naturfreude nicht, so ist dieser Satz in seiner Allgemeinheit falsch. Die Leute jubelten, als sie auf der Höhe waren, und viele sahen zum ersten Mal das Gebirge. Dort von der Heinrichshöhe erblickt das Auge bei klarem Wetter südöstlich die See, und nordwestlich umfaßt der Blick die weite Gebirgswelt von dem majestätischen Adaklá bis zum Agutó und darüber hinaus. Als mächtiger Ke gel, fast so großartig, wie der Pic von Teneriffa, steigt der Adaklá in einer Entfernung von etwa fünfzig Kilometern auf, sein stolzes Haupt in Wolken hüllend oder über dieselben hinausblickend. Der Agutó, obwohl bedeutend näher, nimmt sich wie ein winziger Hügel dagegen aus. Es ist mir nicht bekannt, ob schon eine Messung des Adaklá vorgenommen ist, ich mußte auf dieselbe wegen einer augenblicklichen Unordnung am Theodoliten verzichten. Ich schätzte ihn auf dreitausend Meter Meereshöhe, so gut eben das Augenmaß bei einer so großen Entfernung schätzen kann. Unsere Leute waren durch den großartigen Blick über das weite Gebirge und das dazwischen liegende gewaltige Thal sichtlich ergriffen, und wir verweilten wohl über eine Stunde. Dann stieg die lange Frage auf, ob wohl das Land bis

an die Berge noch nicht für schwarz-weiß-roth verloren sei. Vorwärts, vorwärts, hieß es dann, wir mußten eilen, so herrlich auch der Blick sein mochte. Nun ging es wieder bergab, tief bergab durch wilde baumreiche Savanne zu den kleinen Dörfchen Agohome und Lowe, dann weiter durch großartigen wilden Palmwald nach Niagoukoffi, aber auch von dort unaufhaltsam weiter nach Batome, wo wir zur Mittagsstunde anlangten. Als wir den Ort betraten, fielen uns die stattlichen Häuser mit ihren verschließbaren Thüren und die veinliche Sauberkeit auf. Wir wollten weiter mit kurzer Rast und erst am Abend abkochen. Da hieß es, der König sei anwesend. Das kümmerte uns nun nicht viel, und wir schickten, wie immer, den Schneider mit Gruß. Dieser brachte uns denn auch den Gegengruß und meinte, wir müßten doch wohl dem König einen Besuch machen. Das geschah nun niemals sonst, und wir sagten dem Schneider, daß der Häuptling zu uns kommen könnte, wenn er uns sprechen wollte. Da antwortete der Schneider aber zögernd: Master, he never be the chief of the town, he be the big king of the country. Also der Landeskönig, das änderte die Sache, der Großkönig von Agotime, der den Asantes Truz geboten. Sofort gingen wir zu ihm: er war auf einer seiner Reisen, die er oft durch sein Land unternahm. Unsere Diener mußten die Schirme über uns halten; denn es war eine sengende Glut, über 43 Grad C., und grade Mittag. Der Schneider ging mit, und auch Blaima.

Wir fanden den König Agbowi, welcher trotz der nach europäischen Begriffen dörflichen Umgebung einen wahrhaft königlichen Eindruck machte, auf niedrigem Stuhl vor einem zierlichen kleinen Hause unter dem Schutzbach sitzen. Das Haus stand in einem kleinen, ganz sauberen Hofe und ist, wie ich hörte, des Königs Eigenthum. Der König stand, als wir uns näherten, auf, wir reichten uns die Hände und tauschten die üblichen Grüße, dann setzten wir uns. Im Laufe des Gespräches hatte ich Zeit genug, den fürstlichen Greis näher insaugenzufassen. Er ist über mittelgroß, schön und ebenmäßig gewachsen, und jede Bewegung ist anmuthvoll und doch ungesucht. Durch seine Form fielen mir namentlich die Hände auf, an deren einer, der linken, er lange wohlgepflegte Nägel trug. Das Haar des Königs ist stark ergraut, das Gesicht zeigt die Züge des nahenden Greisenalters — ich schätze den König auf sechszig Jahre — und die hohe Stirn mit ihren eigenartigen Falten könnte man eine Philosophenstirn nennen. Von dem, was man sich bei uns unter Negertypus denkt, hat der König keine Spur; und wäre seine Haut nicht kaffeebraun, so gliche er einem freundlichen deutschen Greis. Er trug eine schneeweiße, schlichte Toga, welche bei der Begrüßung wie von selbst von der Schulter sank; er verstand es, wie ein

Fürst wohl vor seinem Lehnsherrn, die schuldige Ehrfurcht zu erweisen, ohne doch sich seinen Leuten gegenüber etwas zu vergeben. Sein Schmuck war äußerst einfach: eine Kette von schwarzen Perlen hing um den Hals auf die hohe Brust herab, die er auch während des Gespräches entblößt ließ, und an jedem Handgelenk wie um die Fußknöchel eine Schnur mit weißen Perlen. Und doch König vom Scheitel bis zur Sohle! Von allgemeinen Fragen ging es bald zu einem politischen Gespräch, wo er dann ganz beiläufig auch seines Asantekrieges gedachte und bemerkte, er möchte doch, wenn auch die Engländer Feinde der Asantes seien, doch um keinen Preis englisch sein: er sei glücklich, die deutsche Flagge zu führen. Dann fragten wir, ob sein Land bis an die Berge reiche. „Dort nicht,“ meinte er, mit der Hand nach Nordwest und Nord deutend, „aber dort,“ und dabei wies er nach Nordost. Wir wußten genug, als er noch hinzugefügt hatte, daß wir nach Nordwesten noch zwei Tagemärsche in seinem Land sein würden. Die Weiber des Königs, einige ganz jung und wirklich schön, andere bejahrt, sahen neugierig dichtgedrängt durch eine Pforte, die in einen Nebenhof führte: es waren ihrer wohl sechs oder sieben dort. Nun kamen wir wieder auf allgemeine Dinge, und da entpuppte sich der alte König als ein echter Rüdiger; wenn ich künftig an diesen denke, wird mir der alte Negerkönig von Agotime stets wieder in den Sinn kommen. Wir sollten über Nacht bleiben, aber wir lehnten ab. Da lachte der Alte, sah mich an und fragte, wie ich heiße. Ich nannte ihm nun nicht meinen europäischen Namen, sondern meinen Negernamen, den ich selbstverständlich schon bekommen hatte, und unter dem man mich nun überall kennt: Batja, das heißt „der allzu Lange“. Da lachte der König noch mehr, klatschte in die Hände und sagte, er ließe „den mit dem dicken Bart“ — das ist Herrn Grade's Landesname — und „den Allzulangen“ nicht fort. Nun stimmte die ganze Umgebung, Männer und Weiber, in das fröhliche Lachen ein, aber wir lehnten wieder ab: wir hätten Eile. Doch der König ließ sich nicht abweisen mit seiner von Herzen kommenden Gastlichkeit; durch alle möglichen Gründe suchte er uns zum Bleiben zu bewegen: es sei so heiß und die weißen Männer nicht daran gewöhnt; die nächste Stadt sei weit, und unsere Träger möchten auch einmal Ruhe haben; er freue sich so sehr, uns bewirthen zu können, und glaube wohl nicht, daß wir beide so bald zusammen wiederkämen. Das mußten wir nun zugeben. Da sagte ihm aber Herr Grade, es ginge doch nicht; er habe große Botschaft im Namen des großen, alten Kaisers in Berlin, der schon ein Kriegsheld gewesen, als er, der König, noch ein Kind war. Da wurde der König ernst und meinte, dann freilich, wenn es im Dienst des alten Kaisers sei, müsse er uns ziehen lassen.

So nahmen wir denn Abschied von dem gastlichen alten König, der uns seinen Sohn mit dem Königsstab als Führer mitgab.

Siebenter Abschnitt.

Von Batôme durch die beiden Königsstädte Agotime-Pétu und Pegame bis Tuwi. Neue Gebietserwerbung.

Wenn man erst eine Weile in Afrika gereist ist, so kann leicht einmal ein sorgloser Augenblick eintreten, ein Gefühl der Sicherheit, das Schaden bringt. So ging es beim Abmarsch von Batôme. Sehen die Träger, daß die Karawane wirklich im Gange ist, dann fehlt es ihnen nicht an Eile. Es war mir glücklich gelungen, meine Abtheilung zusammenzubringen, und um den übrigen Leuten zu zeigen, daß es fort ging, stieg ich in die Hängematte und ging, ohne auf die Führer zu warten, Herrn Grade noch ein „Auf Wiedersehen!“ zrufend, mit lautem „Vorwärts!“ davon. Ich gerieth aber auf einen falschen Weg. Zuerst führte der Steig nach Nordwest, also ganz in der Richtung, in welcher wir gehen mußten; dann bog er aber ziemlich scharf nach Nordost und gleich darauf entschieden nach Nord. Nun gewöhnt sich der Reisende allerdings in Afrika auch an solche absonderlichen Wege, die etwa nach West führen sollen und doch grade östlich das Dorf verlassen. Diese entschiedene Wendung aber, lange nachdem wir den Ort verlassen und ohne daß ich irgend eine Schwierigkeit des Bodens sah, welche den Umweg veranlassen konnte, wurde mir verdächtig und ich befahl, umzukehren. Schon nach wenigen Minuten war mir zur Gewissheit geworden, daß ich gut daran gethan hatte; denn von der anderen Hängematte mit dem Rest der Karawane war keine Spur zu sehen. So ging es denn zurück bis Batôme, wo man uns den rechten Weg zeigte. Es begann nun eine gleiche Hezjagd, wie wir sie schon einmal erlebt hatten, nur daß diesmal die Rollen getauscht waren: Herr Grade, überzeugt, daß ich voraus sei, hatte seine Träger aufs äußerste angespornt, um mich einzuholen, und hatte dabei einen Vorsprung von über einer halben Stunde. Ich ahnte wohl, daß dieser Irrthum waltete, und trieb deshalb auch meine Träger an. Es war schade, daß bei all' dem Antreiben und Kartezeichnen mir so wenig Genuß von der Landschaft blieb, die bei der untergehenden Sonne in aller tropischen Pracht sich entfaltete. Die Agó-Palmen standen dicht auf der fruchtbaren Savanne, und dazwischen ging es wieder durch üppigen wilden Urwald. Während die Sonne schon purpurroth sich zum Untergang neigte, schwebten hoch oben im Zenit

am zartblauen Himmel glänzend weiße Wölkchen. Es läßt sich dieses Farbenspiel weder beschreiben, noch könnte der Pinsel des Malers es wiedergeben: nie habe ich weder daheim noch in südlichen Ländern, Italien und Südfrankreich diese Farbengegenätze gesehen. Auch schimmerten diese Wölkchen nicht nur wie Silber, sondern: wie blankes Silber. Das ganze Schauspiel dauerte nur wenige Minuten, dann war's vorbei und alles dunkel; nie wieder habe ich etwas ähnliches gesehen. Endlich gelang es mir, die flüchtige Karawane einzuholen, wenige Minuten vor unserem Nachtquartier Ugotime-Péto.

Was uns sofort noch trotz der Dunkelheit in dieser Stadt auffiel, das waren die vorzüglichen Gewänder: alle Leute, die uns umgaben, selbst die heranwachsenden Kinder waren in langwallende Togen von einheimischem Gewebe gehüllt. Frühzeitig suchten wir nach der sehr erschlaffenden Hitze des Tages und dem anstrengenden Marsch unser Lager auf. Am Morgen machten wir einen Gang durch die Stadt. Dort fesselte unseren Blick zunächst einer der Schmiede, welche in Ugotime vorzügliche Arbeit liefern. Wir fanden den Mann bei seinem Werk: ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, vollständig den Typus des Schmiedes tragend wie er sich allen Jüngern des Hephästos aufprägt. Die Schmiede befand sich unter einem von Holzpfälern gestützten Dach; dort kniete der Meister neben einem großen Steinblock, der als Amboss diente, und holte sich aus dem Feuer ein schon halb geschmiedetes Stück Eisen, das sich als Klinge kennzeichnete: ob Schwert oder Buschmesser, war noch nicht zu erkennen. Das Schmiedefeuere war ein Holzkohlenfeuer, das durch einen Blasebalg von äußerst sinnreichem Bau geschürt wurde. Ich will eine Beschreibung versuchen. Man denke sich einen hohlen Cylinder aus Thon, von etwa einem halben Meter Durchmesser; von diesem geht seitwärts ein Ansaßrohr ab, das nach vorn spitz zuläuft und dort mit einer kleinen Oeffnung versehen ist, wovon das Feuer brennt. Der aufrecht stehende Cylinder ist mit einem Bocksfell luftdicht geschlossen, das jedoch nicht straff übergespannt ist, wie bei einer Trommel, sondern vielmehr weiten Spielraum hat. Oben an diesem Bocksfell sind zwei kurze hölzerne Handgriffe befestigt. Mit diesen letzteren nun arbeitet der Geselle schnell auf und nieder, so daß der erzeugte Wind aus der Mündung des Ansaßrohres gerade in das Feuer strömt. Die Wirkung des Blasebalges war eine bedeutende. Wenn der Meister sein Eisen wieder in die Flammen legte und in diese hineinschaute, dann wurde man wohl an Immermann's westfälischen Hofschulzen erinnert, wie er achtsam in sein großes Feuer blickte. War nun die Klinge wieder drachenroth, dann griff der Meister zu dem schweren Eisenhammer; mit der Zange — einheimischer Arbeit — faßte er das glühende

Stück, und dann ging das Hämmern an, daß die Funken lustig flogen. Wir haben dem biederen Meister lange bei der edlen Arbeit zugeschaut. Die Schmiede sind ja schon hochgeehrt von Anbeginn, und der das erste Schwert gefegt, war wohl ein rechter Mann.

Fast glaube ich selbst, geträumt zu haben, wenn ich an die Königsstädte von Ngotime denke. Aber da steht es nicht nur mit Worten in meinem Tagebuch, sondern auch in Zeichnungen, die ich Strich für Strich genau aufgenommen habe; da steht auch eine Skizze des Königshauses, das ich nun beschreiben will. Durch ein Thorgebäude, in dem rechts und links nicht übel geformte Fetischbilder sitzen, tritt man in ein weitausgedehntes Gehöft, das mit seinen zahlreichen Häusern, die nicht nur rund herum, sondern überall verstreut stehen, den Eindruck einer ganzen Ortschaft macht. Mitten, gegenüber dem Thor steht das große Wohnhaus des Königs mit Erdgeschoss und Obergeschoss. Das Haus ist von quadratischem Grundriß, und die Länge jeder Wandseite etwa acht bis neun Meter; die Wände sind in der üblichen Weise aus Holzwerk und Lehm hergestellt, aber mit gut geglättetem Bewurf, der hier mit der ausnahmsweise gelben Farbe des Lehms erschien. Das Untergeschoss ist noch von einer Halle rundherum umgeben, die außer von den vier Pfeilern auf den Ecken noch von einem Zwischenpfeiler getragen wird. Die Pfeiler, aus Holz mit Lehmbewurf, quadratisch, lassen einen etwas aufgehöhten Gang von einundeinemhalben Meter rundherum, und tragen, in Höhe von drei Metern, eine Galerie, die Veranda, wie man es bei den Factoreien heißt. Im oberen Stockwerk, das rundherum Fenster zeigt, setzen sich die Pfeiler der unteren Halle als Holzträger fort und stützen das Dach. Dieses, aus hohem Stuhle gebildet, ist in der üblichen Weise gedeckt. Der Haupteingang befindet sich unten, in der Vorderfront, wenn man in das ganze Gehöft eintritt, während an den anderen Seiten Fenster liegen. Die Treppe zum Obergeschoss ist auf der entgegengesetzten Seite und ist aus Holz und Lehm gebaut. Dort ist auch, von der Veranda aus, die Thür zum oberen Stockwerk. In das Innere des Königshauses sind wir nicht eingetreten, da es in der Abwesenheit des Fürsten verschlossen war, und wir nicht allzulange bleiben mochten. Eine Frau des Königs, eine freundliche Matrone, welche ein starkes Regiment zu führen schien, bewillkommnete uns zwar auf's freundlichste und wollte uns das Innere öffnen, aber wir lehnten es doch mit Dank ab. Da zeigte sie uns denn noch die anderen Gebäude im Hofe: dort Häuser für Frauen, dort für Sklaven, Wirthschaftsgebäude, und dort zur linken, einen eigenen kleinen Hof umschließend, zwei Häuser und einen Schuppen des Königssohnes,

welche an Feinheit des Baues alles übertrafen, was wir sonst gesehen haben. Es waren Häuser nur mit Erdgeschoss, aber spiegelblank war der Bewurf und mit feinem Schwarz gemalt, so dass die darüberstreichende Hand eine glatte Schiefertafel zu fühlen glaubte. Die kleine Erhöhung unter dem überhängenden Dach, vor der eine kleine Wasserrinne sich befand, war gleichfalls mit dieser feinen schwarzen Farbe gemalt und so blank und unbenutzt, dass man daraus schließen könnte, dass jedesmal beim Betreten und Verlassen des Hauses eine Matte gelegt wird. Die Holzthüren, mit guten einheimischen Schlössern versehen, waren durch aufgenagelte zierliche Leisten hübsch gegliedert und hellgelb gestrichen, das überhängende Dach vorn ganz glatt geschnitten, so dass kein Hälmchen zu kurz oder zu lang war; kurz, die beiden Häuschen des Königssohnes waren, wenn auch nicht so groß, wie die des Vaters, diesen doch an Zierlichkeit weit überlegen und nach europäischem Maßstab wahre Schmuckkästchen. Als Farben zum Bemalen scheint für schwarz vielleicht Ruß, für roth Farbholz und für gelb Ocker verwendet zu werden; wodurch aber die Farben wasserfest werden, konnte ich nicht erfahren.

Dass dieses einstöckige Königshaus nach dem Muster der europäischen Factoreien erbaut ist, kann garnicht bezweifelt werden; ebenso sicher ist es aber, dass es nur von einheimischen Arbeitern hergestellt ist, und damit ist es ein Beweisstück für die nicht unerheblichen Fähigkeiten dieses Stammes.

Ein anderes einstöckiges Haus, das des Ortschaftshauptlings, war genau ebenso gebaut, aber noch neuer, und mit dem geschilderten Bewurf und feiner schwarzer Farbe überzogen; nur die Treppe — ohne Geländer — hatte gelitten und machte einen halbsbrecherischen Eindruck. Unser Rundgang führte uns auch in das Haus eines Webers, der grade an seinem kleinen Stuhl arbeitete und bewies, dass die Agotime-Leute nicht nur tüchtige Schmiede, sondern auch vorzügliche Weber sind: die reichen Gewänder hatten dieses schon vermuthen lassen. Auch dieser Weber hatte ein zierliches Haus mit europäischen Möbeln, ebenso wie ein anderer Reicher, in dessen Gehöft wir eintraten. Der Eindruck, den wir empfingen, war: allenthalben blühender Wohlstand, Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit, Kunstsinn und tüchtige Leistungen in mancherlei einheimischen Gewerben — die Zimmererei war früher nicht die starke Seite der Agotime-Leute, ist aber jetzt durch Bauleute, die an der Küste gelernt haben, gefördert. Damit habe ich eine nüchterne Zusammenfassung gegeben. An Ort und Stelle könnte man leicht für das Leben und Treiben dort schwärmen.

Diesmal war es unsere eigene Schuld, dass wir erst gegen zehn Uhr aufbrachen. In ein und einer halben Stunde beständigen Ab-

stieges erreichten wir den Todje-Fluss, der sich, zehn Meter breit und hier knapp ein Meter tief, mit der Schnelligkeit eines eben erst aus den Bergen herausgetretenen Flüsschens durch des Waldes Dunkel windet, ähnlich dem Sió. Dort badeten einige Landeskinder, und unsere Leute baten um Erlaubnis, auch zu baden. Als sich aber die ganze schwarze Gesellschaft so lustig im Wasser tummelte, faßten wir einen kurzen Entschluß und stürzten uns unter dem Jubel aller auch in die kühle Flut. Der Neger schwimmt nie auf dem Rücken, und auch nie mit den dem Frosch abgelernten Bewegungen, sondern er pudelt wie der Hund, ist aber der gefährlichsten Brandung gerecht. Als wir nun auf dem Rücken schwammen, da brach die Freude noch heller los und wurde geradezu stürmisch, als einige es uns nachmachen wollten und dabei unterplumpsten.

Wir mußten an diesem Tage erfahren, daß es auch manchmal mit dem besten Willen nicht vorwärts geht. Als wir zur Mittagstunde in Agotime-Pegame, der anderen Hauptstadt, anlangten, fand es sich, daß die meisten unserer Leute fußkrank waren. Blaima hatte tiefe Rinnen in den Fußsohlen, der Schneider hinkte zum Erbarmen, selbst der feste Akueite zeigte dicke Blasen unter den Sohlen; bei noch anderen waren die Füße ganz geschwollen. Da sahen wir denn wohl selbst, daß es an diesem Tage nur um den Preis weiter gegangen wäre, daß die Leute auf mehre Tage sich ganz unfähig gemacht hätten. Sie waren alle ihr Lebtag nur an den weichen, sandigen Boden der Küste, nicht aber an die spitzen Steine des Gebirges gewöhnt gewesen. So gaben wir ihnen denn einen halben Tag frei, den ich zuerst durch Kartezeichnen, dann durch eine Aquarellaufnahme des Hofes, in dem wir lagerten, und wir beide endlich noch durch eine Jagd ausfüllten. Jagd! Wenn man nämlich einen Spaziergang so nennen will, den wir antraten, erstens ausgerüstet mit dem guten Willen, das erste beste anstandshalber schießbare Thier umzubringen, und zweitens mit einer Büchse, beziehungsweise ich mit Büchse, welche je ein gleichzeitig als Spür- und Apportirköter dienender Schwarzer trug. Eine einzige armselige Gule kam uns im Dunkel vor den Schuß, auf die mit Kugel füglich nicht zu schießen war. So feuerte denn Hr. Grade aus seinem Schrotlauf — an Zielen war nicht mehr zu denken, weil kein Korn mehr sichtbar war — die Federn flogen auch, aber unsere Gule ging, statt zu fallen, gute Nacht und davon. Wir wanden uns nun durch Dick und Dünn am Fluss entlang, um die Jägerehre zu retten, aber St. Hubertus war uns nicht hold: wir sahen nichts mehr. Der Pfad entfernte sich dann vom Flusse und führte durch eine nasse Wiese mit zehn Fuß hohem Gras endlich wieder zurück zum Wasser. Wir wollten hinüber, um am anderen

Ufer zurückzukehren, da wir die nasse Wiese nicht noch einmal durchschreiten mochten. Da erschien auf dem schmalen Pfad jenseits, tief unten, ein Schwarzer, fast nackt, aber mit Schmuß und ausnahmsweise Bogen und Köcher gerüstet, und wir fragten nach dem Wege. Das Dunkel war vorzeitig hereingebrochen; denn es zog auf den Flügeln des Windes schwarzes Gewölk herauf. Dort stand nun drüben im zweifelhaften Dämmerlicht am rauschenden Fluss jene dunkle Gestalt, und die ganze Romantik der Jugenderinnerungen tauchte in uns auf. „Ist es nicht, wie in Cooper's Lederstrumpf-Erzählungen?“ Klang es wie aus einem Munde. Glückliche, glückliche Jugend! Hier standen wir auf einem Zuge, der ernste Mannesarbeit, kalte Ueberlegung, Klugheit und Beharrlichkeit, dazu wissenschaftliche Arbeit verlangte — — und die Romantik konnten wir trotz unserer dreißig und soundsoviel Jahre nicht hinweg klügeln. Wir hätten um alles in der Welt in diesem Augenblick nicht den Kostenanschlag zu einer Holzbrücke machen mögen, welche dieses Waldweben entweichte. So machten wir uns denn daran, die vorhandene „Brücke“ zu überschreiten, das heißt einen etwa drei Meter dicken morschen Baum, in den die Füße einbrachen, in Höhe von sieben bis acht Metern über dem Wasser. Wir waren auch schon glücklich hinüber, da brach zuguterleht mir noch ein morsches Stück unter den Füßen fort, und ich kam ins Rutschen, sieben bis acht Fuß hinunter, aber glücklicherweise aufs Trockene. Das Ungewitter stand in drohender Nähe schon; denn die tropischen Tornados brauchen von ihrem ersten Anzeichen bis zum Losbruch oft nur Minuten. In völliger Dunkelheit, über Baumwurzeln beständig strauchelnd, kamen wir endlich im Ort wieder an und erreichten das Gehöft, als grade der Sturmwind heulend durch die Kokospalmen flog, nachdem er einen Augenblick zuvor sich mit trommelndem Getöse angemeldet, dann fielen dicke Tropfen und gleich danach ein wahres Sturzbad. Schnell hatten wir noch befohlen, das Zelt abzubrechen, und die zwanzig oder dreißig Hände, welche zugriffen, brachten alles glücklich noch unter das gastliche Dach. Als das Unwetter schnell vorüber war, ließen wir das Zelt aufs neue schlagen; denn wir hatten uns so an unsere lustige Wohnung mit ihrer stets gleichen Einrichtung gewöhnt, daß wir sie auch da bezogen, wo man uns genügende Räume anbot. Es war unser wanderndes Heim, und ließ das ewige Wandern nicht so fühlbar werden. Den Abend nach dem Sturm brachten wir im Gespräch mit zahlreichen Männern des Ortes zu, welche kamen uns zu besuchen, und wir hörten manch wichtige Nachricht: daß die Engländer doch Pefi annectirt hätten, das gern unter deutsches Protectorat gegangen wäre, daß Agotime, außer dem Asantekrieg, auch Kämpfe gegen den Osten

geführt habe, und dass man von Dahome überhaupt nichts wüßte. Da gab es nun spät abends noch Berathung; denn die Pläne mußten wieder geändert werden, die vorhandenen Karten wurden geprüft, nichts stimmte mit den Nachrichten. Dann wurde nach den Aussagen der Leute eine selbständige Kartenskizze entworfen, und danach endlich Beschlüsse gefasst — wenn ich von Beschlüssen reden darf, wo ich nur zu rathen aber nicht zu beschließen hatte.

Am Morgen des siebenundzwanzigsten brachen wir früh bei kühlem Wetter und bedecktem Himmel auf: der Tornado hatte seine Wirkung hinterlassen und um acht Uhr zeigte das Thermometer nicht mehr als 19° C., auch das Maximum des Tages betrug nur + 27° C. Durch Podjahó zogen wir nach Supé und von dort nach kurzem Halt weiter. Immer üppiger und wilder wurde der Pflanzenwuchs, das Gras erreichte die Höhe von fünfzehn Fuß. So ging es erst bergauf, dann durch wilden Urwald wieder bergab nach Dubakope. Ueberall zeigte der Boden humusreichen Thon und schwarzen Humus. Weiter ging es dann ohne Aufenthalt über einen kleinen Bach nach Poduló und Adáme, wo wir spät nachmittags ankamen.

Adáme macht einen unfreundlichen Eindruck, der noch verstärkt wird durch die Erinnerung an das schöne Ngotime-Vétu und Pegáme. Aber wir fanden doch eine herzliche Aufnahme. Der Häuptling kam selbst sogleich, uns kniend zu begrüßen. Auffällig war uns eine Frau durch ihre Haartracht. Im allgemeinen kann man bei den Frauen des deutschen Gebietes, wie schon erwähnt, überhaupt nicht von einer Haartracht sprechen: der Kopfschmuck beschränkt sich auf einige hineingeknüpftete Schmuckstücke. Diese Frau aber ließ ihr Haar an den Schläfen lang wachsen und hatte es dort in zwei Zöpfe geflochten, die genau so hingen, wie die Ohrlocken bei den Revolutionsmännern von 1789. Man sieht die Kinder wenig spielen; fast ist es, als ob die Kindlichkeit und Einfalt bei dem wilden Aufwachsen nicht zur Geltung komme. Deshalb ist auch Spielzeug selten, wenn auch nicht ganz ausgeschlossen. Hier aber sahen wir das Bild eines spielenden Knaben, das uns überraschte: er hatte eine kleine Spielflinte, recht nach Buschmannsart, auf der Schulter und freute sich wahrhaft kindisch darüber. Die hatte ihm der Vater geschnitzt — sonst kümmert sich der Vater wenig um die Kinder. Das Spielzeug war zwei Fuß lang und ganz aus Holz, der Lauf wurde dargestellt durch einen geschälten Zweig, der mit Bastringen am Schaft befestigt war. Pulverpfanne und Hahn fehlten nicht, der letztere wurde durch einen kleinen Holzhammer angedeutet, der mit Bast festgebunden und beweglich war; auch der Abzug wurde durch einen kleinen Holzpflock dargestellt, der unten eingezapft war. Das ganze machte einen recht niedlichen Ein-

druck, und der Vater war nicht wenig stolz darauf, daß sein Werk unseren Beifall fand.

Schon von Supé an hatten wir zur linken eine Bergkette, zehn bis zwölf Kilometer entfernt und etwa 1500 m über dem Meeresspiegel. Der Gebirgskamm, mit einzelnen höher ragenden Kuppen, zog sich gleichmäßig neben uns hin und ist etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer lang. Es ist wohl zweifellos, daß er im Westen die Grenze von Agotime gegen Peki (Krepi) bildet.

Am Abend schickte der Häuptling uns zwei große Krüge Palmwein und sein Sohn einen; auch berichtete er uns, daß kürzlich ein Trupp englischer Hauffas gekommen wäre, daß er ihnen aber nachdrücklich gesagt, sie befänden sich auf deutschem Boden und sollten denselben räumen, worauf sie sich denn auch zurückzogen. Wir ließen dem guten Mann aus dieser Veranlassung eine deutsche Flagge zurück, mit der Anweisung, sie aufzustecken, wenn wieder Engländer kommen sollten. Solche kleinen Grenzverletzungen sind vorderhand, wo weder Grenzregulirung noch Grenzpfähle gemacht sind, unvermeidlich, wengleich diese Hauffas etwas sehr weit hinübergangen waren: über zehn Kilometer und noch dazu über den Fluß.

Diese Nacht brachten wir ausnahmsweise unter dem Dach der offenen Vorhalle eines Hauses zu, da der Hof, in dem wir das Lager errichtet hatten, sehr eingeengt war. Nur eine Nacht haben wir außerdem noch unter Dach geschlafen, sonst stets unter dem Zelt. Als wir am folgenden Morgen abzogen, winkte uns die Flagge schwarz-weiß-roth von dem Häuptlings-Hause den Abschiedsgruß. Nun ging es über leichte Bodenwellen und in ihren Mulden fließende Bäche, nordnordöstlich, immer bergab; am Morgen schon hatte ich im Tagebuche vermerkt: „Heute hoffen wir über die deutsche Grenze zu kommen.“ Der Weg führte uns zumeist durch dicken Busch und hohes Gras, so daß nur selten ein freier Ausblick zu gewinnen war. Dieser aber zeigte uns zwei in herrlichen Formen sich abhebende Gebirge: jenseit des Thales nordwestlich ein hoher Kamm mit mächtigen Kuppen, lang gestreckt, und nordöstlich, näher, ein kleines Gruppengebirge mit äußerst bezeichnenden Formen: es waren der Agomé-tu und der Agutó mit seinem kleinen Anhang südöstlich, dem Njabó. Gegen 1 Uhr erreichten wir Kloná bei einer wesentlich höheren Temperatur, als der Tag zuvor sie gebracht hatte: es waren 39,5 Grad C. An diesem Platze fiel uns die große Zahl der Rothköpfe auf, die sich sonst nur ganz vereinzelt finden. Die rothköpfigen Neger haben stets auch hellere Hautfarbe und röthlich graue Augen, sind also als Ansatz zur Albino-Bildung aufzufassen. Auch volle Albinos haben wir zu sehen bekommen. In diesem kleinen Grenzort von Agotime machte die Bevölkerung gleichfalls nicht den gestifteten Eindruck, wie

in den beiden Königsstädten. Auch hier bekam der Häuptling eine deutsche Flagge. Das deutsche Gebiet war hier zuende.

Nachmittags um 3½ Uhr brachen wir auf, um über die Grenze zu gehen. Wenige Kilometer hinter Klouä hatten wir ein hübsches Flüsschen zu überschreiten, das von einem der Leute, der in Agotime gelebt hatte, als Kolié bezeichnet wurde; der weitere Verlauf der Expedition zeigte uns aber, daß, wenn nicht eine Namensgleichheit vorlag, hier der Kolié nicht fließen konnte, sondern vielmehr jenseit des Gebirges, und daß dieses etwa sechs Meter breite Flüsschen ein Zufluss des Todjé, wahrscheinlich Nhosu genannt, sein müsse. Man steigt nun von dem Plateau eine starke Abdachung hinunter, während man etwas rückwärts den Agutó noch in Sicht hat, welcher, von dieser Seite gesehen, beträchtlich höher allerdings, dem Hochwald bei Salzbrunn auffällig ähnlich sieht. Abends fünf Uhr zogen wir in Tuwi ein, rund herum von Bergen umgeben. Als ich, der grade voraus war, in den Ort kam, traf ich zuerst auf einen Häuptling, Njassem, aus Kpandu, welcher auf meine Frage die Auskunft gab, daß Kpandu jenseit des Gebirges im Nordwesten liege und englisch sei. Als er gleich darauf hörte, wir seien Deutsche, behauptete er dreist, Tuwi gehöre zu Kpandu und sei demnach englisch. Ich hatte nicht übel Lust, ihm für die freche Lüge zu Leib zu gehen, unterließ es aber, um nicht die Eingeborenen abzuschrecken. Leider konnten wir am Abend den Häuptling nicht mehr sprechen, welcher uns durch seinen Stabträger begrüßen und sagen ließ, er wolle am nächsten Morgen zu uns kommen. Augenscheinlich wollte er sich erst mit den Ältesten seines kleinen Ländchens berathen.

Am nächsten Vormittag um 10 Uhr versammelten sich, mit Toga bekleidet und ihren kleinen Schemeln unter dem Arm, die Männer und Ältesten des Ländchens zum Palaver. Wir fühlten schon heraus, daß sie uns freundlich gesinnt waren. Auf einem weiten Platz bildeten sie einen wohl fünfzig Schritt Durchmesser haltenden Kreis, der Häuptling und sein engerer Rath vereint an einer Seite. Wir eröffneten die Sitzung nach gegenseitiger Begrüßung mit der durch den Dolmetscher Ventura gestellten Frage, ob das Land von irgend einem anderen Reich abhängig sei. Da erklärte der Häuptling, sie gehörten weder zu Kpandu, noch zu dem westlich liegenden Peki, noch zu Agotime, sondern seien völlig unabhängig. Doch schätzten sie den König von Agotime hoch, hätten immer gute Freundschaft mit ihm gehalten und machten politisch mit ihm gemeinsame Sache. Wir seien die ersten Weißen, die das Land beträten, sie hätten daher auch nie mit irgend einer europäischen Macht zu schaffen gehabt. Das Ländchen zähle außer der Hauptstadt Tuwi noch die Orte Abissá, Aweneme, Ahándju und Aki.

Wie bisher, so wollten sie auch ferner sich mit Agotime eng zusammengeschlossen halten. Der Dolmetscher erklärte darauf, daß der Deutsche Kaiser wohl auch über sie das Protectorat übernehmen würde, wenn sie ein Gesuch an ihn richteten, wie früher der König von Agotime. Sie müßten dafür den Deutschen aber jeglichen freien Verkehr, Handel und dergleichen gestatten. Steuern wollten die Deutschen aber von den Eingeborenen nicht erheben. Während sich nun die Häuptlinge zur Berathung zurückzogen, trat der Häuptling Kudjudé von Peki auf, welcher sich zufällig dort befand, und sprach zu unserer großen Ueberraschung: „Wir haben schon gehört, daß Ihr kommt. Ich sage Euch, daß wir Peki-Leute von den Engländern nicht die Flagge genommen haben. Peki ist zwar ein anderes Land, aber wir gehen stets mit Agotime.“ Wurde hierdurch einerseits klar, daß die Besittitel der Engländer auf Peki, das an Deutschland schon im vorigen Jahre einen Protectoratsantrag hatte stellen wollen, höchst bedenkliche sind, so wurde andererseits auch klar, wie weit der Einfluss und das Ansehen des Königs von Agotime reicht; die Peki-Leute müssen daher auch, da sie zwischen Agotime und Usante wohnen, mit Agotime vereint gegen die Usantes gekochten haben. Während die Häuptlinge sich noch berietthen, erzählte Ventura den Leuten, das Kaiser Wilhelm, der große Häuptling der Deutschen, der älteste Fürst in Europa sei, daß er zuerst viele Kriege geführt habe, und immer Sieger gewesen, und nun doch der friedfertigste von allen weißen Fürsten sei, deren Streitigkeiten er schon oft friedlich geschlichtet; er wolle, daß seine weißen Kinder hier im Lande ihren Vortheil haben, aber auch die schwarzen Männer sollten ihren Vortheil haben, und auch seine Kinder sein. Inzwischen kehrten die Aeltesten von der Berathung zurück und erklärten, daß sie um das deutsche Protectorat bäten, auch würden sie sogleich einen Boten zum König Agbowi schicken, um ihm mitzutheilen, daß sie nun auch die deutsche Flagge führten. Hierauf wurde der Protectoratsantrag in zwei Exemplaren in englischer Sprache ausgefertigt: We the undersigned Chiefs of Tuwí beg His Gracious Majesty the Emperor of Germany most humbly, to grant us His kind protection, and bind ourselves, never to forward the same request to any other European Power without the permission of His Majesty.“ Der Antrag wurde unterzeichnet von Hohodjá, dem Oberhäuptling des Gebietes, sowie den Häuptlingen Wis und Nyati. Als Zeugen setzten zu den Kreuzen der Häuptlinge noch ihre Unterschriften: der stellvertretende Commissar Herr Grade, ich selbst, die Dolmetscher Ventura und Blaima, der letztere mit arabischen Schriftzügen. Das eine der Exemplare verblieb in den Händen des Oberhäuptlings, das andere wurde sorgfältig

von Herrn Grade bewahrt, um Seiner Majestät vorgelegt zu werden.

Als die feierliche Handlung vollzogen, da klatschten Häuptlinge und Volksversammlung in die Hände und jubelten, und der Bote an König Agbowi mußte sogleich von dannen. Wir beide aber schüttelten uns die Hände, die letzte Flasche Moselwein wurde angebrochen, die Gläser gefüllt, und dann stießen wir an und sprachen — es war selbstverständlich: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm“! Der gute Schneider, der so tapfer geredet und gedolmetscht und so warm und lieb von unserem Kaiser gesprochen, schlich vorbei; da bekam er auch ein Gläschen und mußte auf deutsch sprechen: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!“ Denn englisch ging das doch nicht.

Die Protectoratsanträge wurden stets englisch ausgefertigt, damit bei etwaiger Ankunft der Engländer diese die möglichen Ausschreitungen ihrer Hauffas nicht damit entschuldigen könnten, sie hätten den Inhalt des Papiers, das ihnen wohl vorgelegt, nicht verstanden.

Das ganze Palaver bis zur Unterzeichnung der Actenstücke hatte nur eine Stunde gedauert, und schon vor ein Uhr waren wir auf dem Weitermarsche, mit dem frohen Bewußtsein, im Dienste des Kaisers Mehreres des Reiches geworden zu sein.

Achter Abschnitt.

Von Tuwi nach Agóme. Der fröhliche Gidegide. Neue Erwerbung. Ueber das Agóme-Gebirge in den Kessel von Tomegbé. Fehlschläge. Ein neuer Erfolg in Liati.

Es war am Montag, den 29. August, nachmittags 2 Uhr, als wir in Agóme-Pálmé einrückten. Der Häuptling Gidegide kam uns schon entgegen, bot uns heiter einen fröhlichen Willkommen und lud uns ein, es uns in seiner Stadt bequem zu machen. Wir aber wollten, da wir erfuhren, daß der Oberkönig in So, noch ein paar Stunden nördlich wohne, sogleich unseres Weges ziehen und forderten Gidegide auf, mit uns nach So zu kommen. Aber mit Gidegide wurden wir nicht so leicht fertig wie mit Agbowi. Er lachte aus vollem Halse und fragte, ob wir etwa dächten, daß in seinem Orte nicht Speise die Fülle sei und Palmwein. Wasser zum Waschen war uns schon gereicht, und nun ließ Gidegide auch se-

gleich einen Krug Palmwein holen. Er war inderthat köstlich, eben frisch gezapft, so fein und fast blumig, daß man wohl in unseren Nieren lesen mußte, wie wohl er uns schmeckte. Sid egide legte stolz sein Haupt zurück, als wollte er sagen: „Ja, meinen Palmwein müßt Ihr nur kosten, solchen bekommt Ihr nirgend wieder.“ Dann ließ er Bananen bringen, ganz kleine Bergbananen, aber nie, weder vorher noch nachher, haben wir Früchte von dieser feinen Würze gegessen, welche die Bananen von Teneriffa weit übertrafen. Wir merkten schon, daß es nicht leicht sein würde, von diesem freundlichen jungen Häuptling loszukommen, der übrigens unser Kommen schon vorher gewußt hatte, und sagten ihm, wir wollten gern bleiben, wenn er zum nächsten Morgen alle Häuptlinge des Landes zu seinem Orte schaffen könne. Das wolle und könne er, antwortete Sid egide, und sandte sogleich Boten nach den anderen Ortschaften. Sid egide ist ein Mann von dreißig Jahren oder wenig mehr, von mittlerer Größe und wohlgebaut; seine Gesichtszüge sind offen und freundlich, vertrauenerweckend. Er war geschmackvoll gekleidet mit einer doppelten Toga, die eine weiß, die andere mattblau. So blieb uns denn nun der Nachmittag frei, den wir zum Taubenschießen und einer Umschau nach dem Gebirge verwendeten. Genau nördlich von Palime liegt die höchste Erhebung des Agómegebirges, ein gewaltiger Bergkegel, dessen mächtige Ausläufer sich bis eine Stunde von dem Ort erstrecken. Ich habe diesen Berg Königsberg getauft; er erreicht eine Höhe von ungefähr 2300 m über dem Meeresspiegel. Nach Südwest senkt sich der Ramm erst etwas ab und bildet dann eine völlige Horizontale, welche ich „die Tafel“ benannte. Weiterhin nach Südwest springt ein Bergkopf scharf aus dem Ramm heraus, so daß er mit einer gegenüberliegenden niedrigeren Höhe ein Quertal bildet; diesen Kopf nannte ich Oberkopf, etwa 2000 m hoch; dann zieht sich das Gebirge ohne bemerkenswerthe Kuppen westlich, und dieses Stück benannte ich Agóme-Ramm im engeren Sinne. Endlich, und zwar dort, wo jedenfalls die Grenze von Agóme gegen Peki liegt, erhebt sich eine breite oben abgeflachte Kuppe, eher höher als niedriger als der Oberkopf, aus dem Ramm; sie empfing den Namen Plattenberg. Es ist wohl möglich, daß diese Bergspitzen auch einheimische Namen führen, in Erfahrung bringen konnte ich sie trotz mehrfacher Nachfrage nicht. Das Gebirge macht einen wahrhaft majestätischen Eindruck; die scharfen Linien und Ecken geben ihm einen überwiegend alpenartigen Charakter, namentlich, da in den höheren Regionen, wo das Gehölz aufhört, zwischen mächtigen Felspartien fastiggrüne Hochmatten liegen. Das Gebirge ist sehr reich an kurzen Quertälern. Empfindungen lassen sich nie zutreffend beschreiben

und deshalb verzichte ich lieber ganz darauf, von dem tiefen Eindruck zu sprechen, den diese großartige Gebirgslandschaft auf uns machte. Wenn man als Gebirgswanderer schon die Alpen nach Ost und West, Nord und Süd vielfach durchkreuzt hat, dann macht nicht jeder Hügel mehr einen Eindruck; das Bild dieses Gebirges reißt sich aber in meinem Gedächtnis unmittelbar zu den Alpen des Engadin, Berner Oberland, Zillertal und Innsbruck. Auf unserer Wanderung trafen wir auch zum ersten Male im ganzen Gebiet Reiskulturen, zwar nicht sehr ausgedehnt, aber lustig und saftig ins Kraut geschossen. Die Aussaat war drei Wochen zuvor gemacht, kurz vor Schluss der Regenzeit.

Als wir zu dem Gehöft zurückkamen, wo wir unser Zelt geschlagen, fanden wir Blaima, den Vielgewanderten, im heiteren Gespräch mit seinem alten Gastfreund Gidegide, und beide lachten und scherzten. Dem fröhlichen Gidegide die Hand zu geben, rathe ich nur dem, der sich darauf gefaßt macht, sie eine Viertelstunde von dem schwarzen Spatzvogel hin- und herschütteln und drücken zu lassen. Für Gidegide bedurfte es überhaupt keiner Frage, ob er das deutsche Protectorat annehmen wollte oder nicht, lieber würde er sich mit seinem Oberherrn überworfen haben. Aber dazu konnte es garnicht kommen, denn auch von hier blickte alles auf König Agbowi von Agotime.

Der folgende Dinstag-Morgen zeigte uns Gidegide von einer ganz anderen Seite: da war er der ernste, feurige Redner in der Volksversammlung, dem alle stumm lauschten. Um acht Uhr traten wir zum Palaver zusammen, an welchem der Oberhäuptling nicht persönlich theilnahm, sondern durch seinen bevollmächtigten Stabträger Saglagó. Außerdem war Agbussé, Häuptling von Koffumtá, Obom, Häuptling von Podji, und Gidegide selbst, als Häuptling von Paline, erschienen. Ventura eröffnete wieder mit einer kurzen Rede und Hinweis auf das deutsche Protectorat die Versammlung, dann führte Blaima des weiteren aus, was das Wesen des kaiserlichen Schutzes sei. Während dieser Zeit wechselten die anwesenden Häuptlinge und Aeltesten einige Worte, dann trat Gidegide als Redner auf. Sie brauchten, so führte er aus, sich garnicht erst zu berathen; denn sie seien zuvor schon entschlossen gewesen, um Protectorat und deutsche Flagge zu bitten. Die Nachricht, daß die weißen Männer kämen, sei diesen schon vorausgeeeilt, und sie hätten selbst schon den Wunsch gehabt, gleich ihren Freunden, den Agotime-Lenten, die deutsche Flagge zu nehmen. Sie hofften namentlich auch, daß die deutsche Verwaltung sie gegen den Räuber Pógo schütze, der auch in dieses Gebiet seine Räubereien ausdehne. Nachdem ihnen zugesagt war, daß man womöglich diesen Räuber

ganz unschädlich machen wolle, bat Sidegide namens der übrigen Häuptlinge, den Schußantrag auszufertigen. Das geschah und die Unterzeichnung wurde vollzogen, natürlich vonseiten der des Schreibens nicht kundigen Häuptlinge durch drei Kreuze. Damit war das Palaver zuende und es erübrigte nur noch, den Häuptlingen ein Geschenk zu geben, das diesmal ziemlich reichlich ausfiel. Agóme ist, wenn auch nicht an Größe, so doch an Werth Agotime völlig ebenbürtig und dürfte einmal noch eine große Bedeutung bekommen. Diese liegt in der bergigen Lage und der großen Mannichfaltigkeit des Bodens.

Wir verabschiedeten uns auf das herzlichste von den Häuptlingen und dem Volk, und Sidegide nahm mit dem ernstesten Gesicht von uns Abschied. Gegen zehn Uhr waren wir schon auf dem Wege nach Tó, wo wir den Oberhäuptling zu begrüßen gedachten. Kaum aber waren wir unterwegs, da sahen wir unsern Sidegide neben uns hertrollen. Der Schalk hatte von vornherein beschlossen, uns das Geleit zu geben.

Der Oberhäuptling nahm uns in Tó freundlich auf und sprach seinen Dank für die Einleitung des Protectorats aus. Tó liegt in einem herrlichen Thalkessel, nur etwa drei Kilometer vom Fuß des Oberkopfes entfernt; vom Palaverplatz des nur kleinen Ortes umfaßt das Auge den ganzen Thalkessel und den Kamm bis zum Königsberg hin. Wenn ich die Scenerie mit einer bekannteren in Deutschland vergleichen sollte, so würde ich Seydorf oder Agnetendorf im Riesengebirge nennen; ist auch das Agóme-Gebirge höher über dem Meeresspiegel, als das Riesengebirge, so sind doch die relativen Höhenverhältnisse denen des Riesengebirges ungefähr gleich, da sich das erstere aus einem Hochplateau erhebt. Von Tó aus trifft der Blick ebensowohl liebliche Gehänge, wie schroffe Grate, und da die Bananen und Palmen sich unter der Masse des dichten Laubholzes verlieren, so kann der Beschauer im Augenblick sich vollständig darüber hinwegtäuschen, daß er in Afrika steht.

Schon nach halbstündigem Aufenthalt, während dessen wir immer wieder in dem krystallhellen Quellwasser, das allenthalben rann, geschwelgt hatten, ja, thatsächlich geschwelgt nach langer Entbehrung eines frischen Trunkes, brachen wir wieder auf, um den Kamm zu überschreiten. Von Sidegide verabschiedeten wir uns noch ganz besonders. Bis an die Berge war nun deutsches Land, jetzt wollten wir die deutschen Farben in das unbekannte Land jenseits tragen. Wir hatten wohl gegenseitig unsere gespannte Erwartung zum Ausdruck gebracht, was das unbekannte Land jenseit der Berge bringen würde: friedliche oder feindliche Bevölkerung, Erfolg oder Fehlschlag. Aber bei aller Spannung hatten wir doch das

unmittelbar Erforderliche zunächst im Auge, und da war eine garnicht leichte Aufgabe zu lösen: die Uebersteigung der Gebirge. Ich habe viele Berge schon erstiegen, und mir in Tirol bei den Bewohnern das Lob eines rüstigen Steigers erworben; denn ich ging auch außerhalb des Weges und wo gar keiner war in die Höhe, aber ich muß gestehen, daß das Ersteigen dieser Passhöhe mich und meinen Kameraden aufs äußerste erschöpfte. Wohl trug die Hitze das ihrige dazu bei; denn wir marschirten bei 38° C. aus 30 ab, aber das Schwierige war der Pass selbst. Es war natürlich nur ein Negerpfad, einen halben Fuß breit betreten. Nun ging es zuerst über loses Steingeröll, während zur Seite uns noch Mais, Reis und Bananen begleiteten. Hier und da kreuzte eine Wasserrinne unseren Weg und nöthigte uns zu anstrengendem Schreiten auf abschüssigem und schlüpfrigem Boden; dann begannen die großen Blöcke, welche treppenartig in die Höhe führten. Hätte es sich nur um Stein gehandelt, so wäre nicht mehr Schwierigkeit gewesen, als ein Bergsteiger gern auf sich nimmt, um eine Höhe zu erklimmen. Nun aber war der Boden thonig, und oft die steilsten Stellen, namentlich gefährliche Wendungen grade am Abgrund, mit einer dicken und völlig nassen Thonschicht bedeckt. Wir mußten deshalb fast beständig mit allen Vieren arbeiten, um nicht hunderte von Fuß zu stürzen, bald Steine, bald Zweige, bald Wurzeln erfassend. Und wir hatten wenigstens die Arme frei; denn unsere einzige Last war die Büchse; die Leute aber mit ihren schweren Lasten auf dem Kopf hatten den anstrengendsten und gefährlichsten Tag der Expedition, Leute, die fast ohne Ausnahme zum ersten Male den Fuß auf einen Berg setzten, und nun barsüßig über spitzes Geröll und am schwindelnden Abgrund. Doch es verlief der Uebergang ohne Unfall, und wir beide standen Schlag ein Uhr und zehn Minuten auf der Passhöhe. Es zeigte sich gegen 30 eine Temperaturdifferenz von 14° C.; denn oben auf der Wasserscheide hatten wir nur noch $+ 24^{\circ}$. Die Passhöhe liegt verhältnismäßig niedrig, nur 280 m, nach barometrischer Messung, über 30 ; die Schwierigkeit des Ersteigens ist aber groß.

Dort standen wir nun oben und blickten hinein in ein liebliches Bergland, Kette auf Kette, Berg und Hügel, ein Thüringen im großen. Wir grüßten mit drei Büchschüssen das dahinter liegende Land, und gedachten den Pass „Hoffnungspass“ zu nennen. Leider wurde er ein Pass der fehlgeschlagenen Hoffnung: die Engländer waren kurz zuvorgekommen.

Jenseits geht es gemächlicher hinunter: durch herrliche Schluchten an rauschenden Vießbächen entlang, immer bergab. So kamen wir um halb drei Uhr, nach einem Abstieg von 160 m in dem kleinen Tomegbe an, wo wir freundliche Leute fanden. Zu unserer Ueber-

rafchung bildete das Gebirge nicht die Sprach- und Stammesgrenze, die Leute sprachen Swé, wenn auch eine etwas abweichende Mundart. Während wir grade noch eine erste Erfrischung zu uns nahmen, wurde ein Räuber aufgebracht, und zwar von unsern eigenen Leuten, ein etwa vierzigjähriger struppiger Kerl, entlaufener Sklave aus Agus, der nun selbst das Geschäft des Sklavenraubes betrieb. Einer unserer Leute, der Zimmermann, hatte ihn erkannt: er mußte ihn freilich kennen; denn er war selbst von dem Kerl geraubt und für den hohen Preis von fünfzehn Pfund verkauft worden. Der Räuber nannte sich Tobjuki, aber die Leute meinten, dies sei nicht sein wahrer Name. Das war nun freilich weniger wichtig, die Hauptsache war, daß wir einen Burschen gefaßt hatten, den der König von Agotime schon seit langer Zeit suchte. Er wurde daher geknebelt, und da wir ihn nicht bis Klein-Popo zur Küste mitschleppen mochten, so schickten wir ihn durch zwei Leute zum König Agbowi.

Zu unserer größten Freude ergab sich, daß Tomegbe noch zu Agome gehört und unmittelbar unter dem Häuptling von So steht. Nun ging es ans Fragen. „Was liegt dort im Westen?“ „Kvandu!“ „Unter welcher Flagge steht es?“ „Unter der englischen.“ „Und dort!“ „Kunia!“ „Ist das auch englisch?“ „Ja, dort ist der englische Commandant vor ganz kurzer Zeit gewesen, er ist wahrscheinlich noch da.“ „Und dort?“ „Da liegt Kamé und dahinter Kiatl.“ „Englisch oder nicht?“ Da gingen nun die Meinungen auseinander: die einen sagten ja, die anderen nein. Endlich, als durchaus nichts bestimmtes zu erfahren war, beschloßen wir am folgenden Morgen, mit herabgestimmten Hoffnungen, dorthin aufzubrechen. Wir hatten auch schon munkeln hören, daß Firminger bis Salaga gewesen sei, und dann freilich war Kunia verloren für uns. So brachen wir denn am Mittwoch, den 31. August um 11 Uhr wieder nach Norden auf. Die Landschaft war herrlich, vor uns erhob sich steil und schroff der mächtige Bogli-Berg und schloß die Landschaft nach Norden; nordwestlich aber zeigte sich ein anderer Gebirgskamm, augenscheinlich die Haupterhebung des ganzen Berglandes. In Kamé wurde uns die niederschlagende Nachricht, daß es schon englisch sei; wären die Deutschen nur früher gekommen, hieß es, dann hätte man den Engländern entgegen gehen können; und wie um zu beweisen, wie freundlich sie uns gesonnen wären, schickte der Häuptling uns reiche Geschenke. Jetzt galt es, schnelle Entschlüsse fassen: zurück mußten wir; denn wir durften die englische Grenze nicht wissentlich verletzen. Es wurden auch sofort den Soldaten die militärischen Abzeichen genommen und sie mußten als Träger eintreten. Begreiflicherweise ließen die Leute den Kopf darüber hängen, und es machte einen sonderbarer

Eindruck, wie in wenigen Augenblicken die bisher so strammen Soldaten nur noch mit Negerkurz bekleidet und ohne Kopfbedeckung dastanden. Die Schwierigkeiten des Rückweges über den Pass von Tomegbé waren zu groß, als daß wir nicht einen anderen gewählt haben sollten, wenn ein leichter vorhanden war. Da sagten uns die Leute, es gäbe einen ganz guten Pass, zwar etwas weiter entfernt, und nach Osten, auch höher als der Pass von Tomegbé, aber leichter zu überschreiten; dieser führe über Biati, Todôme, Wli nach Dsügbe und von dort hinunter nach Gbéle, das nicht englisch sei und an Agóme stoße. Es mußte demnach der Pass nicht weit vom Königsberg östlich liegen, der Umweg daher nicht groß sein. Nach Osten hin konnten wir auch hoffen, durch nicht englisches Gebiet zu kommen, da die genannten Länder nicht zu Kwandu gehören sollten. Unangenehm war nur die Mittheilung, daß wir über Biati im Westen des Bogli müßten, und Herr Grade wollte sich schon für den Rückweg nach Jo entscheiden, um in strengster Weise die englische Grenze zu respectiren, als Leute des Ortes sagten, es sei garkein Umweg über Biati, wir hätten dort nur ebensoweit, um zurückzukommen, als wenn wir über Tomegbé gingen. Zum Glück für uns gaben diese Worte den Ausschlag, und wir gingen nach Biati.

Die Sonne war gerade hinter die Berge verschwunden und ihre letzten Strahlen beleuchteten noch einige hochschwebende Wolken, als wir in Biati einrückten. Auch dort fanden wir herzliche Aufnahme. Obwohl es spät war, schickte der Häuptling doch noch einen großen Krug herrlichen Palmweins zum Geschenk, der uns nach den Anstrengungen der Gebirgsmärsche wohl mundete. Aber um unsere ersehnte Nachtruhe kamen wir doch. Ein eigenthümlicher Zufall hatte es gefügt, daß fast an jedem Orte, wo wir Nachtquartier hatten, an dem Tage jemand gestorben war. Das ist nun nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung durchaus nicht etwa als natürlich und nothwendig zu erklären; denn die Orte hatten im Durchschnitt nur zwei- bis dreihundert Einwohner. Es war etwa Mitternacht, da wachten wir plötzlich durch einen furchtbaren Lärm auf, entsetzliches Heulen und Klagen der Weiber, die sich zusammenscharten und mit wehmüthigem Gesang einen Umzug begannen: „Ja, ja, lieber Doctor, ich habe es Ihnen schon öfter gesagt, wir bringen den Tod mit uns,“ meinte Herr Grade. Das Wort fiel mir wenige Tage später ein, als der Tod in graufiger Gestalt unter uns selbst seine Spitze geschwungen hatte. Wir hofften, als die Weiber sich entfernten, daß wir nun wieder die Ruhe bekämen, deren wir so dringend bedurften, doch wir täuschten uns; kaum hatten wir uns unter unserem Zelt wieder gute Nacht gewünscht, da begann der Lärm aufs neue, und so ging

es bis zum lichten Morgen. Dann hörte das Klagen auf und das Schießen fing an. So standen wir denn etwas mißmuthig am Morgen auf, schon vor sechs Uhr. Schnell ließen wir alles zum Ausbruch rüsten; das Zelt verschwand im Augenblick, ein wenig kaltes Huhn als Frühstück, und wir wollten gehen. Zu unserem Erstaunen sammelten sich aber rund um uns die Männer des Ortes, und der Häuptling ließ durch seinen Stabträger fragen, ob wir nicht Palaver machen wollten. Obwohl wir nun nicht wußten, zu welchem Zweck, sagten wir doch ja, ließen wieder unsere Feldstühle herbeibringen und setzten uns. Da kam der Häuptling Gbomo an uns heran, begrüßte uns und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Ventura trat vor und fragte die Aeltesten und die Volksversammlung, was ihr Begehre sei. Sie hätten um deutsches Protectorat, war die Antwort. Wir sahen einander an; sollten doch unsere Nachrichten unzuverlässig gewesen sein? So fragten wir denn, ob Liati nicht englisch sei. Die Frage wurde verneint. Ob denn Liati nicht zum englischen Kpandu gehöre? Auch diese Frage verneinte der Häuptling und erzählte, daß Mr. Firminger zwar alle Häuptlinge weit und breit nach Kpandu zusammenberufen habe, daß er, der ein freier unabhängiger Fürst sei, da er nicht wußte, worum es sich handle, sich dorthin begeben, sobald er aber gehört, daß es sich um Annahme der englischen Flagge drehe, sofort wieder heimgekehrt sei. Deutsch möchte er wohl werden; denn er habe von den Deutschen nur gutes gesehen und gehört, und so hätte er denn um deutsches Protectorat. Das war eine unerwartete Wendung der Dinge; wir fragten nochmals, ob er in keiner Weise irgend einem anderen Fürsten verpflichtet sei, und er antwortete nochmals mit entschiedenem nein; von keinem schwarzen Fürsten hänge er ab, sein kleines Land sei selbständig, und wir seien die ersten Weißen, die sein Land beträten, Kapitän Firminger aber habe er den Rücken gewandt. Damit waren alle Bedenken geschwunden. Das Land mußte, nach den eingezogenen Erkundigungen, mit dem übrigen deutschen Besitz zusammenhängen und war, mit einem so entschiedenen Gegner der Engländer an der Spitze, ein vortrefflicher Vorposten. So zogen wir denn die Tintenfässer heraus, die große schwarze Actentasche öffnete sich, und die Protectoratsanträge wurden verfaßt. Es unterzeichneten dieselben, außer dem genannten ersten Häuptling, noch der zweite Häuptling, Kototschi, und der Stabträger Dossu.

Auch hier wurde die sich immer wiederholende Klage über den Räuber Pogo geführt, der inderthat ein äußerst verwegener Bursche sein muß. Das ganze unvorhergesehene Palaver bis zu unserem wirklichen Ausbruch hatte eine Stunde gedauert. Noch andere wichtige Ergebnisse hatte dieser Marsch nach Liati. Es war uns schon unter-

wegs von Leuten erzählt, Mr. Firminger habe die Frau des Königs von Salaga gefangen fortgeführt. In Liati trafen wir einen Mann, der gradeswegs aus Salaga kam, und der auf unsere Frage nach den Vorgängen dort erzählte: er sei dort gewesen, als der König sich weigerte, das englische Protectorat von Mr. Firminger anzunehmen. Da habe dieser die englische Flagge gehißt und Salaga für englisches Gebiet erklärt, außerdem des Königs Frau gefangen und demselben gesagt, er könne sie wiederbekommen, wenn er noch nachträglich um Protectorat bitte, englisch sei das Gebiet doch. Der Herr ist zweifellos sehr schlau, und auf diese Weise werden wohl auch die Asantes zu der Bitte um Protectorat gekommen sein. Englischer Grundsatz lautet ja: „Alles zur Beglückung der Wilden.“

Neunter Abschnitt.

Ueber Schölu nach Achô. Landsleute beim Sedanfest. Nach Mli. Hoch im Gebirge. Der weiße Negerhäuptling. Blutiges Ereignis. Nach Gbéle; neue Erwerbung. Durch die Steppe. Nachlager im Wald. Rückkehr zur Küste. Zwei neue Erwerbungen.

Mit dem Trost, bei unserer Wendung nach Diten wenigstens noch einen Erfolg gehabt zu haben, traten wir um neun Uhr den Marsch an. Die Hitze war groß, schon am frühen Morgen, und ich fühlte mich unpässlich. Die Anstrengungen des Marsches, der Missmuth über die Nothwendigkeit der Uenderung des Weges — wir hatten so froh nach Nord geblickt — namentlich aber das Kopfzerbrechen über die Formation des Gebirges, die Schwierigkeit, erst ein richtiges Bild davon zu bekommen, und die aufreibende Arbeit der Kartenaufnahme beim Bergsteigen, wie des Zeichnens während aller Ruhepausen, das insgesamt hatte mich angegriffen. Nie hatte ich einen Sonnenschirm aufspannen können, weil ich stets mit Buch, Bleistift, Uhr, Barometer und Kompaß in der Hand ging, und das wurde mir an diesem Vormittage verhängnisvoll. An der Küste, wo die frische Seebrise weht, geht es ganz gut auch ohne Schirm, auch beim Marsch durch das Land, wo selbst die Bäume der Savanne während des größten Theiles* des Tages etwas Schatten spenden; im Gebirge aber, wo die Sonnenstrahlen scheidelrecht auf den Fels schlagen und durch das Zurückprallen eine furchtbare Schwüle erzeugen, ist das Marschiren ohne Sonnenschirm äußerst erschöpfend.

Als wir von Liati langsam bergab steigend nach Doso kamen, es war gegen elf Uhr, da meldeten sich bei mir die Vorboten ernstlicher Krankheit: stark beschleunigter Puls und heftiger Kopfschmerz. Wir saßen noch, umringt von der ganzen neugierigen Einwohnerschaft zu einer kurzen Rast, als ein altes Mütterchen zu uns heraneilte und uns in schönstem portugiesisch begrüßte — tief in Afrika, in einem kleinen Gebirgsdorf. Die redegewandte Alte erzählte, daß sie als junges Mädchen nach der Küste gekommen und von dort nach Brasilien gerathen sei, wohl als Sklavinn verkauft. Sie machte höchst manierlich ihren Knix dazu, wie ein europäisches Mädchen. Dann sei sie wieder nach Afrika zurückgekommen und in ihre Gebirgsheimat gegangen. Doso gehört noch zu Liati.

Wir brachen, reich beschenkt von den freundlichen Bewohnern und mit Zurücklassung von Gegengaben, nach einer halben Stunde wieder auf; denn wir wollten und mußten weiter, um noch weitere Erfolge zu erzielen. Der Weg führte zunächst nach unserer Erkundigung nach Norden bis Schölu und bog dann erst nach Ost um. Aber die nächstfolgenden Orte gehörten nach Aussage der Bewohner noch zu Liati, wir waren also in deutschem Land. Ich war derartig erschöpft, daß ich in der Hängematte blieb, was glücklicherweise bei dem Zustande des Weges möglich war. Ich war fest überzeugt, daß ich einem schweren Fieber entgegenging, wie es oft, wenn der Keim vorhanden, nicht nur durch Erkältung, sondern durch Sonnenhize zum Ausbruch kommt. Hr. Grade sah wohl meinen bedenklichen Zustand und hatte schon Vormittag geäußert, er werde mir das Kartezeichen „amtlich untersagen“, bis ich wieder gesund wäre. Jetzt ermahnte er mich noch einmal, nicht eine böse Wendung herbeizuführen um einer einzigen Tagestour willen. Unter anderen Umständen hätte ich die Richtigkeit dieser Worte unbedingt anerkannt, hier aber lagen die Verhältnisse anders. Hatte ich von der Südseite des Stammes auch schon die Karte aufgenommen, so ließ sich doch überhaupt das Gebirge nur in seinem ganzen Bau erkennen, wenn ich die Nordseite ohne Lücke hinzufügen konnte. Ich nahm deshalb alle Kraft zusammen, saß in der Hängematte halb aufrecht und spannte den Sonnenschirm darüber, der auf dem Tragbaum aufsaß, so daß ich ihn nur von Zeit zu Zeit ins Gleichgewicht zu bringen brauchte. So ging es denn doch mit dem Zeichnen, wenn auch nicht ohne Ueberwindung. Der nächste Ort nördlich, zu dem wir gelangten, war Dtuemegbé, noch zu Liati gehörig. Die beiden nächsten ganz nahe bei einanderliegenden Dörfer aber gehörten bereits zur Landschaft Fodüme, doch wußten die Einwohner nicht, ob sie englisch seien oder nicht. In Schölu aber, wo wir nach einem erschöpfenden Marsch über die Mittagshize um zwei Uhr eintrafen,

erfahren wir, daß der Häuptling auch auf der von dem englischen Consul Mr. Firminger berufenen Versammlung gewesen sei und unterzeichnet habe. Ich legte mich, sobald das Zelt geschlagen, nieder, oder richtiger gesagt, ich brach zusammen. Da legte mir Herr Grade nasse Tücher auf den furchtbar schmerzenden Kopf, fühlte den Puls, der sehr erregt war, und ich ließ mir Chloralhydrat reichen, um zu schlafen. So schlief ich denn bis gegen Dunkelwerden, wo ich, aufstehend, mich besser fühlte, nur der Kopfschmerz hatte jetzt um sich gegriffen und erstreckte sich bis ins Genick. Ich nahm nur wenig Speise zu mir, ein wenig Cibilisuppe und eine Schnitte Huhn, dann schlief ich wieder, und zwar diesmal bis zum nächsten Morgen um fünf Uhr. Ich fühlte mich wieder vollständig gesund, und als ich mich erhob, machte ein bestiger Blutstrom aus der Nase sich Luft, der erst nach einer Stunde völlig gestillt war. Es war daher ganz augenscheinlich kein Malariaanfall gewesen, den ich später in ganz anderer Form kennen lernte; alle bei der Malaria vorausgehenden Zeichen, namentlich die heftigen Schmerzen in den Fingergelenken und den Knien hatten gefehlt. Die verschiedenen Anzeichen deuteten vielmehr auf Sonnenstich, jedenfalls auf ganz außergewöhnlichen Blutandrang nach dem Kopfe.

In Echolu berieten die Leute bitter, daß sie sich für England erklärt hatten und wünschten gleichfalls, wie die Liati-Leute unter deutsche Flagge zu kommen. Darüber war selbstverständlich nicht erst zu verhandeln, und so wurde jedes Palaver abgelehnt. Ob das östlich von Fodome gelegene Wli englisch sei, wußten die Leute nicht anzugeben. Bevor wir gingen, beschenkten sie uns noch reichlich mit Yam, Palmwein und einem Huhn, und wir gaben als Gegengeschenk Tabak und Gin. Dann brachen wir auf, immer bergab von der Bodenerhebung, deren höchste Spitze der Bogli ist, und gingen über Echoloma nach Achô. Es war der zweite September, Sedantag. Herr Grade hatte, als wir früh morgens beim Frühstück des Festes gedachten und auf Kaiser Wilhelm anstießen, bedauert, daß das Fest wahrscheinlich nicht in gebührender Weise gefeiert werden könnte; reichte nunmehr das englische Gebiet schon bis Wli, dann mußte auf eine militärische Feier verzichtet werden, und es blieb nur die Möglichkeit, es bei einem Gespräch mit den Soldaten bewenden zu lassen: — sie waren ja nun nichts als uniformlose Träger. Wir rückten grade in Achô ein, es war kurz vor der Mittagsstunde, da traten uns von der andern Seite kommend zwei Weiße entgegen, noch dazu Deutsche. Es war der Missionar Spieth, ein Mann von etwa dreißig Jahren mit großem Vollbart, und der kaufmännische Vertreter der Bremer Mission, Herr zur Linden, ein geborener Schweizer, welche von Ho aus im britischen Gebiet nordöstlich einen Zug ins

Gebirge gemacht hatten, um einen geeigneten Platz für eine neue Station ausfindig zu machen. Die Ueberraschung war auf beiden Seiten gleich groß, und wir luden die beiden Herren ein, an unserm Tisch theilzunehmen, auf den wir die letzten Büchsenvorräthe setzten und zu dem wir das letzte kleine Stückchen Erbswurst hergaben, die Suppe wurde dadurch freilich sehr, sehr lang gezogen. Während der Vorbereitungen zum Mahl hielt Herr Spieth auf dem Palaverplatz einen öffentlichen Gottesdienst mit Missionspredigt ab. Zwei schwarze Helfer, welche ihn außer den Trägern und Hängemattleuten begleiteten, unterstützten ihn bei dem einleitenden Gesang, dessen Text in Swé-Sprache abgefaßt wurde; sangen aus einem kleinen gedruckten Liederbuche mit Singnoten. Die Weise des Gesanges war die des deutschen Kinder-Kirchenliedes: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“. Wir saßen dabei auf niedrigen Stühlen, unsere Träger, ein Theil der Soldaten und die ganze Einwohnerschaft strömten schnell zusammen. Dann hielt Hr. Spieth eine Predigt in der Landessprache, welche er meisterhaft spricht: er ist freilich schon neun Jahre im Lande thätig. Von dem Inhalt derselben verstand ich nur einzelne Worte, aber Hr. zur Linden, welcher der Sprache gleichfalls so ziemlich mächtig ist, sagte mir, er habe anknüpfend an das neben ihm unter einem Schuttdach stehende Götterbild die Einwohner auf die Thorheit hingewiesen, diesem zu opfern, und ihnen dann von dem einigen Gott der Christen gesprochen. Einer der schwarzen Helfer fügte noch eine kurze Ansprache hinzu. Die Predigt machte augenscheinlich keinen großen Eindruck, nur als der Missionar sagte: „Wenn dieser Lehmketz, wie Ihr sagt, einer Eurer Aeltesten ist, dann sagt ihm doch einmal, er solle aufstehen und sich unter Euch setzen.“ Da gab es große Heiterkeit bei den Leuten. Zweierlei aber bemerke ich dazu. Ist es richtig, fernab von der Mission, an einem Orte, zu dem vielleicht erst in vielen Jahren einmal die Stimme eines Missionars dringt, die Religion dieser Leute zu erschüttern, ohne ihnen doch einen neuen Halt zu gewähren? Herr zur Linden sagte mir zwar, und ich glaube auch selbst so verstanden zu haben, daß der Prediger die Einwohner auf Ho verwies, wo das Evangelium gepredigt werde; das aber liegt viele Tagereisen entfernt, und der Wissensdrang der Neger ist nicht sehr groß: es fehlt ihnen ja die Gewissensnoth, welche sie dorthin triebe, sie sind in ihrem Glauben völlig zufrieden. Und dann, die Landeskenntnis des Missionars in allen Ehren, es ist doch nur ein Theil der Leute, welche nicht weiter denken, als an das thönerne Bild, während andere ganz genau wissen, daß dieses Menschenwerk nur ein Sinnbild ist. Ich denke, die Missionsarbeit dürfte nur dort beaonnen werden, wo sie ohne Unterbrechung fortgesetzt werden kann,

sonst setzt sie die Bewohner leicht der vollständigen Haltlosigkeit aus. Hr. zur Linden erkrankte gleich nach der Rückkehr zur Küste am Schwarzwasserfieber, welchem er grade einen Monat nach unserem Zusammentreffen, am 2. October zu Keta erlag. — Hier bekamen wir nun auch endlich zuverlässige Kunde, wie weit das englische Gebiet reiche: es dehnt sich bis in das Ende des Thales aus, das noch vor uns lag, noch einen kleinen Tagemarsch.

Nach freundlichem Abschied zogen die Missionare des Weges, den wir gekommen waren, wir selbst aber gingen zur Seite des mächtigen Kammes nach Osten. Ehe man Wli erreicht, erhebt sich plötzlich zur linken ein anderer Gebirgskamm mit mächtigen Kuppen, dem Agomekamm fast ebenbürtig. Dieser Kamm schließt ein Thal ein, das immer rascher steigt und sich verengert, bis die beiden Kämme schließlich sich zu einem Knotenpunkt vereinigen. Wli liegt in entzückend schöner Lage grade da, wo durch den Beginn des nördlichen Gebirgsstockes das Thal nach dieser Seite geschlossen wird. Das Thal von Wli aufwärts bis zur Passhöhe gleicht völlig den engen, wilden Querthälern der Alpen; ein kräftig und rasch strömender Bach durchzieht es und bewirkt mit seiner das ganze Jahr fortdauernd vorhandenen Wassermasse eine überaus üppige Vegetation, welche für jeden Wanderer den Gebrauch des Buschmessers nöthig macht, um den rasch zuwachsenden Pfad aufs neue zu bahnen. Von dem kleinen Dörfchen Tivá an verengt sich das Thal schnell, und da es sich hin und her windet, so glaubt der Wanderer, daß vor ihm schroffe Berge den Weg versperren müßten. Zur rechten erblickt das Auge dort einen in gewaltigen Massen herausspringenden Berg mit senkrechtem Absturz von tausend Meter Höhe, und an diesem stürzt ein wasserreicher Fall, welcher mit denjenigen der Alpen wetteifern kann, an dreihundert Meter ohne Absatz in die Tiefe, bei günstigem Stand der Sonne in dem tief unten verstaubenden Wasser die Regenbogenfarben bildend. Die ganze Nordseite des Gebirges ist reich an Wasserfällen.

Von Wli bis Etji, das wir um zehn Uhr erreichten, waren wir nach barometrischer Messung 230 m gestiegen; von dort windet sich der Weg am nördlichen Bergabhang wiederum 230 m höher zu dem kleinen Dörfchen Kudjirá. Dort ließ sich auch feststellen, daß der beschriebene senkrecht aufsteigende Berg um ein bedeutendes über Kudjirá liegt. Das genannte Dorf liegt in einer Gebirgslandschaft, welche durchaus den gleichen Eindruck macht, wie die breiten Wasserscheiden der Alpen: einzelne Kuppen erheben sich in der Nähe nur leicht von dem Hochland, andere bedeutendere in der Ferne: dazu hie und da Wasserrinnen, welche es oft schwer machen, die Richtung des Abflusses zu erkennen, vielleicht auch nach verschiedenen

Seiten Abfluß haben. Dementsprechend war auch die Kartenaufnahme hier mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dort hoch in den Bergen wurde uns eine seltsame Ueberraschung zutheil: vor einer Hütte saß der Häuptling des Dorfes — ein Weißer! Die Haut des nur mit Schurz bekleideten muskulösen Mannes schimmerte röthlich, wie von der Sonne gebrannt, aber unsere Hände waren doch brauner, als er. Das Gesicht zeigte nur wenig vom Typus des Neger und war von einem hell rothblonden Vollbart umgeben. Den Kopf hatte er kahl geschoren, nur an einer Stelle war ein kleines Büschel stehen geblieben, und das war gleichfalls röthlich blond. Wir begrüßten ihn mit „chome tole jofú“, Guten Tag, weißer Mann, was ihn selbst und die ganze Dorfschaft in ungeheure Heiterkeit versetzte. War es ein dort hoch ins afrikanische Hochgebirge verschlagener Weißer, der zum Neger-Häuptling aufgestiegen war? Seine einzige Sprache war freilich der Gwe-Gebirgsdialekt. Aber das Büschelchen Wolle auf dem Kopf, das konnte kein Mann arischen Stammes haben. Genaueres Zusehen ergab auch, daß er schwache Augen hatte: das Auge zeigte blaue Iris mit rothbraunen Streifen. Wir hatten es augenscheinlich mit einem Fall von Albino zu thun, und die Nachfrage ergab auch, daß sein Vater und Mutter schwarz seien. Da, wie ich weiter erfuhr, sich in jener Gegend, namentlich noch weiter nordöstlich, diese weißen Neger häufig finden, so scheint es fast, als ob ein Stammesleiden vorliegt. Eine etwa acut auftretende Haut-Krankheit, welche die Veränderung des Pigments herbeigeführt hätte, liegt keinesfalls vor, da diese Leute schon weiß geboren sind. Wir tauschten mit dem weißen Negerhäuptling Geschenke, dann zogen wir hoch im Gebirge weiter bis Kaspá und Dsugbé oder Davi. Die Temperatur war bei der bedeutenden Meereshöhe, in der wir uns befanden, gemildert, und betrug im Maximum des Tages nur 27° C., entsprach also einem mittelwarmen deutschen Sommertage. Man nahm uns in Dsugbé freundlich auf und der Häuptling machte uns einen prächtigen Widder, dazu Yams zum Geschenk. Der Abend war gleich den stillen Abenden in den Alpen. Kühler erquickender Wind und reine Gebirgsluft, wie in europäischen Gebirgen, regten die ermatteten Nerven zu frischer Thätigkeit an.

Es war Sonntag früh, am 4. September, als wir um sieben Uhr uns zum Frühstück setzten und das Zelt abbrechen ließen; die Gegengeschenke hatten wir dem Häuptling schon geschickt. Unser Tisch stand vier bis fünf Schritt von der Thür eines ganz kleinen Gehöftes entfernt und alles war in lebhaftester Bewegung; die Soldaten hatten Erlaubnis erhalten, wieder ihre Uniform anzulegen; denn wir waren auf der Grenze des Gebiets; der Weg selbst, den

wir gehen wollten, bildete die Scheideck nach Obese, das zuverlässig nicht englisch war. Eben sprachen wir noch ruhig von den geographischen Verhältnissen und weiteren Schritten, als ein Schuss knallte. Wir horchten auf, es war sicherlich ein Carabinerschuss und scharf, keinesfalls aus einem Negergewehr, überdies in unmittelbarer Nähe von uns. „Was war das?“ sagten wir und blickten uns fragend an. In demselben Augenblick stürzte eine Frau, ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren schleppend, aus dem kleinen Gehöft, dem ich den Rücken zuwandte, Herr Grade hatte den Blick dorthin frei. Das Kind strömte von Blut und schrie entsetzlich, die Mutter stieß ein markerschütterndes Wehegeheul aus. Das war die Büchse eines der Soldaten gewesen! Wir hatten keine Zeit, uns zu fragen, ob das Kind lebensgefährlich verwundet sei, ob der Schuss aus Versehen oder Absicht losgegangen, hier galt es, kalt und entschlossen handeln; denn schon stürzten die Männer des Ortes mit ihren Flinten zum Platze. „Ich verbinde das Kind, sorgen Sie für das Uebrige,“ rief Herr Grade mir zu, ließ sich schnell von seinem Jungen den Medicinkasten bringen und ging der Mutter nach, welche zwanzig Schritte abseits bei dem angstvoll schreienden Kinde kauerte. Unterdeß mehrte sich die Zahl der uns umringenden Flinten schnell. Einen Augenblick dachte ich daran, ob ich die Soldaten sollte antreten lassen, um beim ersten feindlichen Schuss mit Patronen laden zu lassen, aber ich besann mich und blieb sitzen, den Bewaffneten den Rücken zuwendend und weiteressend. Der Koch brachte mir grade ein Glas bitterm Cacao, und ich setzte ruhig an, um zu trinken. In diesem Augenblick hörte ich Herrn Grade rufen: „Doctor, Sédu ist ja erschossen!“ Da sprang ich auf und griff zur Büchse — einer unserer Soldaten todt! Herr Grade hatte, als er beim Verbinden des Kindes aufschaute, durch die Hofsporte sehen können, wo Sédu lag. Schnell trat ich jetzt in den kleinen, nur etwa zehn Fuß im Geviert haltenden Hof, um festzustellen, was geschehen. Der ganze Hof war eine einzige Blutlache. Sédu, mit sauber gewaschenem Sonntagsanzug und rothem Shawl um die Hüften, schwamm in seinem Blute; der Kopf war von der linken Schläfe aus durchschossen und die Kugel unter dem rechten Ohr wieder herausgedrungen; ein Schuss war nur gefallen, es hatte also dieselbe Kugel auch das Mädchen getroffen. Ein teuflisch guter Schuss! Der arme Bursche hielt in der Hand noch ein Stück Yams, ein Bissen steckte ihm zwischen den Zähnen, und vor ihm stand der Kochtopf mit dem Rest des Frühstückes, bei dem er hockend gefessen hatte. Er war lautlos umgesunken, der Tod war ein augenblicklicher gewesen. Erst jetzt sah ich, dass an der Thür zwei Soldaten standen, Samuel mit einem Carabiner und Baluga II. ohne Waffe.

Samuel, ein Waijunge aus Monrovia, der nicht weniger als zwölf Sprachen rebete, war immer ehrlich und zuverlässig gewesen, und deshalb nahm ich ihn ins Verhör.

„Wer hat den Sédú todtgeschossen?“

„Hier der Balúga!“

„Und Du bewachst ihn?“

„Ja, Massa!“

Ich sah den Mörder fest an, keine Miene bewegte sich.

„Samuel,“ fuhr ich fort, „hast Du es gesehen, wie er geschossen hat?“

„Ja, Massa, ich war im Hofe.“

„Nun, dann erzähle mir, wie es gekommen ist, aber die reine Wahrheit!“

„Massa,“ antwortete er, „Samuel's Haut ist schwarz, aber sein Herz ist weiß, wie Massas. Samuel hat ein Herz, und auch nur eine Zunge. Sédú saß dort, wo er jetzt todt liegt, da kam Balúga in den Hof mit dem Gewehr und legte auf mich an.“

„Auf Dich, Samuel?“

„Ja Massa! Ich sagte ihm aber: Balúga, ein Gewehr ist kein Spielzeug, lege das Gewehr fort. Da richtete er es auf Sédú. Dieser aber sagte: „D, ich fürchte mich nicht.“ Da griff Balúga in die Tasche, zog schnell eine Patrone heraus, lud, setzte das Gewehr dem Sédú, der ruhig weiter aß, fast an den Kopf und drückte los, und da fiel Sédú todt um.“

„Und hat er nicht geschrien?“

„Nein Massa, er war gleich todt.“

Das mußte inderthat nach der ganzen Lage der Fall sein. Ich fragte Samuel weiter, ob er denn nicht glaube, daß Balúga den Sédú nur habe schrecken wollen, und daß das Gewehr ihm wider Willen losgegangen. Samuel aber verneinte diese Frage.

Hier stand ich nun vor dem Räthsel: war es wirklich ein beabsichtigter Mord, oder ein schwerer Leichtsinns; ich blickte wieder auf den Mörder, um in seinen Mienen die Lösung zu finden — er blieb ruhig. Ich deutete auf den Todten und forderte ihn auf hinzublicken; er that es — keine Spur von Bewegung, der Bursche blieb eisig kalt, und ein Zug bitteren Hohnes spielte um seine Mundwinkel.

Nach diesem Verhör, durch welches ich erfahren, daß keiner der Bewohner im Spiel war, stellte ich meine Büchse beiseite, um Herrn Grade Mittheilung von dem Sachverhalt zu machen. Dieser hatte auf einen Augenblick das immer noch heftig blutende Mädchen verlassen und war auf die Bewaffneten zugeschritten, um sie zu beruhigen und aufzuklären; ich trat gleichfalls hinzu und unterstützte ihn darin.

Damit war die Gefährlichkeit der ganzen Lage beseitigt, welche so lange naturgemäß bestand, als Unklarheit darüber herrschte, was geschehen. Man konnte den Leuten nicht verdenken, daß sie sich zum Feuern bereit gemacht hatten; wußten sie doch selbst im Augenblick nur, daß ein Kind des Dorfes schwer verwundet sei. Vollständigste Ruhe ist das einzige, was in solchem Augenblicke gefährliche Beandungen hindert. Wir hatten beide, viel schneller, als es sich erzählen ließ, instinctiv gehandelt, und richtig gehandelt, wie der Erfolg zeigte. Als die Bewaffneten herbeistürzten, wußten sie selbst eben so wenig und viel, wie wir: daß ein Mädchen verwundet sei; von wem, das sahen sie auch nicht. Nun aber verband der eine der weißen Männer das Mädchen, der andere saß und frühstückte, wandte ihnen auch den Rücken zu — das entwaffnete sie. Erst nachher kam mir vollständig zum Bewußtsein, welche Gefahr ich heraufbeschwören konnte, wenn ich die Soldaten zusammenrief: vielleicht wären die Leute — ihrer vierzig bis fünfzig — davor gelaufen, vielleicht auch hätten sie sogleich, wenn auch nur aus Angst, gefeuert.

Wir begaben uns zu dem Mädchen zurück, um weiter zu helfen. Die Verwundung an sich, Schuß in die sogenannte Maus, und zwar der Länge nach, so daß der Knochen auch verletzt war, konnte nicht als lebensgefährlich betrachtet werden, aber das sehr zarte Kind hatte eine große Menge Blut verloren, und es war zu besorgen, daß es sich verbluten könnte. Weder Herr Grade noch ich hatte je das Herausziehen und Unterbinden von Adern gemacht, und wenn wir auch eine Pincette, Kugelzange und dergleichen bei uns führten, so durften wir doch hier nicht mit Versuchen beginnen, durch welche vielleicht viel Zeit verloren ging, ohne daß sie gelangen. Wir wählten deshalb ein einfaches, aber wenigstens zu etwas nützendes Mittel: der Arm wurde über dem Handgelenk mit einem Bast fest umschnürt, so fest, wie wir nur konnten. Das machte dem Kinde wohl neue Schmerzen, schien aber inderthat das Blut etwas zurückzubalten. Dann ließen wir das Kind in liegende Stellung bringen und fuhren fort, mit Eisenchlorid getränkte Watte aufzulegen. Als die Blutung schwächer wurde, riefen wir den Soldaten zu, Balúga zu fesseln, neben dem Samuel noch ruhig Wache hielt.

Ich hatte inzwischen Herrn Grade das Ergebnis des Verhörs mitgeteilt, und ging nun, noch weiteres zu erfahren. Zwei andere Soldaten, die auch im Hofe gewesen waren, erzählten den Vorfall bis ins kleinste ebenso wie Samuel. Dann fragte ich den Befreiten Sumánu, ob der Ermordete und der Mörder Freunde gewesen seien. Sumánu lächelte bitter, zuckte die Achseln und sagte: „Nein!“ Doch immer aber fehlte noch der Beweggrund zum Morde. Diesen herauszufinden gelang erst am Nachmittag. Es war Nacht,

und zwar Rache für die socialen Zustände. Balúga war einmal Sklave von Sédu's Familie gewesen und oft hatte er geäußert, daß er dort schlecht behandelt worden sei, aber daß er es ihnen einmal noch heimzahlen wolle. Unseren Leuten waren auch erst im Laufe der Zeit derlei Aeußerungen wieder eingefallen, welche sie nicht sogleich mit dem Mord in Zusammenhang gesetzt hatten. Er hatte an dem unschuldigen Burschen seine Rache ausgeübt. Daß der Mord von Balúga sogar schon längst geplant war, bewies ein Wort, das er, wie sich nun noch herausstellte, unmittelbar nach dem Schuss ausgerufen hatte: „Jetzt habe ich Dich endlich gefaßt, Du Hund!“

Für das verwundete Mädchen forderte die Gemeindeversammlung, welche wir sofort durch den Häuptling zusammenberufen ließen, um Ruhe und Ordnung zu schaffen, eine Buße oder Wehrgeld, welche wohlberechtigt war und deshalb sogleich erlegt wurde. Für den Todten ließen wir draußen, zehn Minuten vom Orte, hoch in den Bergen ein Grab machen. Es war nicht leicht; denn der Boden war fast überall Fels. Vier Mann arbeiteten mit Ablösung über ein und eine halbe Stunde, bis ein Grab, sechs Fuß lang, ein und einen halben breit und drei Fuß tief, hergestellt war. Den Todten ließen wir waschen und kleiden; er bekam seinen vollen Soldatenanzug mit ins Grab; sein Manteltuch diente als Leichentuch, in das er eingeschlagen wurde, nachdem einer der Leute ihm die Nägel an Händen und Füßen und eine Locke abgeschnitten hatte, um diese der Familie als Wahrzeichen zu bringen. So wurde er mumienartig eingehüllt, eine große Matte noch um ihn gewickelt, und dann der Leichnam auf eine schnell gefertigte Bahre gelegt. Doch mußte er noch im Hofe bleiben, den unsere Leute inzwischen so weit mit Erde überschüttet hatten, daß die entsetzliche Blutlache, in der die Hühner pickten, bedeckt war; der Landesglaube sagt, daß alles Geräth, das im Hause sich befindet, wenn ein Ermordeter hinausgetragen wird, nicht wieder gebraucht werden darf. Geschäftig räumte daher der Besitzer des Hofes mit einigen Leuten und Weibern alles aus: Kalebassen, Töpfe, Körbe, alles was nicht niet- und nagelfest war. Dann ging der traurige Zug hinaus. Sédu war Fetischist gewesen, und deshalb wohnten die Muhamedaner dem Begräbnis nicht bei; doch waren diese alle mit Sédu gute Kameraden gewesen. Die christlichen Soldaten und Träger aber folgten zum Grabe. Dort wurde Sédu mit den schon früher geschilderten Gebräuchen begraben; auch die Flasche Gin war ihm zu Häupten gestellt, wie es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auch noch in Schweden Sitte war. Jeder gab darauf noch drei Hände Sand auf den Todten. Als ich sie ihm nachgeworfen, fiel mir ein Wort ein; ich wandte mich zu

meinem Kameraden: „Sie haben recht, Herr Grade, der Tod geht mit uns!“ Dann wandten wir dem Berggrab den Rücken.

Nun ging es weiter, bald ward es wieder belebt in unserer Schar. Dafs Balúga, der Mörder, den Tod verdient, hatten alle Soldaten auf Befragen einstimmig erklärt, und sie brannten darauf, den Mörder gleich zu erschießen: eine Kugel durch den Kopf, genau wie der Ermordete sie bekommen. Herr Grade aber wollte, wenn irgend die Umstände es erlaubten, ihn nach Klein-Popó mitnehmen, um dort ein geregeltes Verfahren stattfinden zu lassen. Nur ein Bedenken gab es: die Ruhe unter unseren eigenen Leuten. Man kann dem Rechtsgefühl dieser Leute, wo es sich ja auch mit dem unserigen deckte, nicht ins Gesicht schlagen. Versuchte doch der Mörder selbst nicht, die That als absichtslos hinzustellen, wie er es nachher in Klein-Popó that. Man hatte ihn sehr fest geknebelt, und unterwegs kamen seine Hüter, die ihn mit geladenem Gewehr führten, einmal zu mir heran, um mir mitzutheilen, Balúga selbst wünsche sogleich erschossen zu werden. Das war auch thatsächlich der Fall — er fühlte, daß er den Tod verdient, und sah nicht ein, warum er noch die Mühen des Marsches auf sich nehmen sollte. Ich verwies die Leute an Hrn. Grade, der als „komandanti“ darüber allein zu verfügen habe. Hr. Grade wollte trotzdem die Weiterführung des Mörders versuchen, welche auch inderthat gelang, aber noch einen unangenehmen Zwischenfall zur Folge hatte.

Der Abstieg nach Südost führte uns auf ziemlich bequemen Pafs zuerst wieder über Kapá, dann nach Ekúlume, Afsiko, Adetá, und wieder nordwärts über Gowie und Dugbá nach Gudewé, alle in dem städtereichen Gebirge, das an Fruchtbarkeit nicht viel gegen Ngóme zurückstehen dürfte. Der ganze Abstieg von Dugbé bis Gudewé betrug nach barometrischer Messung 620 m, doch liegt Dugbé schon über hundertundfünfzig Meter unter der Pafshöhe, welche also 770 m über Gudewé liegt.

In Dugbá kam nach dem Leid die Freude. Ich war an der Spitze der Karawane, und zwar in die Hängematte gestiegen, als wir unten auf ebenem Wege gingen. Da sah ich jemanden unter einem Dach sitzen: ja wahrhaftig, das war er. „A — Gidegide, A — Gidegide,“ rief ich, da stand er schon an der Seite meiner Hängematte, und wir schüttelten uns mit lustigem Home to 'Le die Hand. Als er mich aber fragte: „dewiodo“, wie geht's den Leuten? da wäre mir beinahe wieder trübe zumuthe geworden; aber es ging schnell darüber hin, und die fröhliche Stimmung, deren Bringer Gidegide war, wich diesmal nicht. Nun ging es zu Herrn Grade, der inzwischen auch herangekommen war, und das Begrüßen ging dort weiter. Natürlich packte Gidegide, der eine

kleine Vergnügungsreise machte, sofort seine Sachen und kam mit uns, was uns ganz recht war, da wir seinen Einfluß und Beredsamkeit sehr wohl kannten.

Bei Sonnenuntergang waren wir in Guduwé, dem Hauptort des Obéle-Landes. Zum ersten Male gab es nur Negerkost: etwas Hammelfleisch in Palmbutter, dazu gestampften Jams. Es schmeckte uns ganz gut — wir waren hungrig. In der Folge haben wir uns öfter mit den landesüblichen Speisen in noch einfacherer Form, bloßem Jams, begnügen müssen, und es ging auch.

Dem Mörder legten wir in der Nacht eine eiserne Fußangel an, und so allnächtlich. Nun mußte aber auch ein besonderer Posten für ihn gestellt werden; denn beim Zelt mochten wir den Kerl nicht haben; das gab Wachdienst mehr, aber die Leute haben ihn gut gethan. Unser Lager suchten wir diesmal nach all den Aufregungen dieses blutigen Sonntags frühzeitig auf, umsomehr als Herr Grade unpfäglich war: da blieb ihm nun das Bettgestell, und ich lag auf der Erde. Ich fürchtete, daß das grausige Bild, das uns noch vor der Seele stand, den Schlaf zurückdrängen würde, aber wir schliefen beide so schnell und fest, wie vielleicht nie. Afrika ist eine gute Schule; als unsere Leute am Morgen entsezt den Todten umstanden und klagten, lächelte Blaima und sagte ruhig: „Allah hat es gewollt.“ „Allah hat es gewollt,“ sagten auch wir und schliefen ruhig ein.

Unsere Absicht war, nunmehr nicht weiter nach Norden vorzudringen, sondern höchstens ein Stück östlich, um in etwas mehr als einer Woche an der Küste sein zu können, da Hr. Grade dort wieder zu den laufenden dienstlichen Arbeiten zurückkehren mußte. Die Beschleunigung der Rückkehr war um so mehr geboten, als die eintretende Regenzeit bereits mit einigen heftigen Schauern sich gemeldet hatte. Am Morgen kam der Oberhäuptling des Gebietes, Dutsché, zu uns, um uns Geschenk und Gruß zu bringen: einen Bock und eine Schüssel Kauris. Inzwischen sammelten sich die Häuptlinge des Gebietes zum Palaver, zu welchem wir sie noch in der Nacht durch Boten hatten laden lassen. Große Eile hatten wir diesmal nicht, da wir den Leuten nothwendigerweise einen Ruhetag gönnen mußten; der Rückmarsch stellte große Anforderungen an sie, und fast alle waren schon fußkrank, namentlich litt der arme Blaima sehr schwer und schleppte sich nur noch mühevoll weiter.

Das Palaver zeigte einmal die Unberechenbarkeit der Neger. Die Häuptlinge hatten sofort beim Zusammentritt der Versammlung die Bitte um deutsches Protectorat ausgesprochen, und wir waren dabei, die Anträge auszufertigen, so daß das ganze Palaver nicht zehn Minuten gedauert hätte. Da bekam einer der Häuptlinge plötzlich einen Einfall, es gab ein Köpfe zu-

ammenstecken, und plötzlich erklärten sie, daß sie die Absicht gehabt, über drei Tage Krieg gegen Dayi zu beginnen, weil von dort ihnen einige Leute geraubt wären. Das Wort Krieg verstehe man aber nicht falsch; denn Dayi ist ein kleines Dorf, nichts weiter. Wir sollten nun, hieß es, mit ihnen ziehen, und dann wollten sie unterzeichnen. Wir ließen die Leute durch den Dolmetscher auf das Verkehrte ihrer Forderung aufmerksam machen: wie die Deutschen dazu kämen, sie zu schützen, ohne daß sie gesetzlich Protectorat ausübten — da könnten die Deutschen sich für alle Neger herumschlagen, welche zu ihnen kämen. Vielmehr würde auch selbst nach Stellung des Protectoratsantrages die deutsche Verwaltung sich nicht um vergangene Dinge kümmern, sondern nur um neu geschehendes. Die Häuptlinge glaubten nun wohl, daß den Deutschen viel am Protectorat liege; denn sofort lenkten sie, wie es schien auf den Vorschlag desselben klugen Rathgebers in einen anderen Weg ein, um etwas herauszuschlagen; an dem Kriege, der über drei Tage beginnen sollte, war natürlich kein wahres Wort. Jetzt erklärten sie, sie wollten unterzeichnen, verlangten aber fünfundzwanzig Pfund Geschenk. Das wäre nun an sich nicht viel gewesen; denn es wäre auf jeden Stadthauptling noch nicht anderthalb Pfund gekommen, aber da sie im voraus forderten, so ließ Herr Grade ihnen sagen, daß das Palaver zuende sei: ob sie denn glaubten, daß die Deutschen für den Schutz und die Ordnung, die sie schafften, noch bezahlen sollten. Der Oberhäuptling kam nachher zu uns, und aus seinem Wortergang hervor, daß er selbst gern unter deutsches Protectorat gegangen wäre, daß aber einer der Häuptlinge die anderen beeinflusst habe.

Gudewé liegt unmittelbar am Fuße des Gwetü, der sich als langgestreckter Kamm, dichtbewaldet, ohne merkliche Kuppenbildung nach Nordost zieht; das Gbele-Gebiet reicht bis zum Ende dieses Kammes. Das Land scheint, nach der sehr dichten Bevölkerung zu urtheilen, reich bebaut zu sein, doch machen die Orte nicht den sauberen Eindruck, wie in Agotime und Agóme.

Die Nacht brachte uns schwere Sorgen ein. Unter den Soldaten brach plötzlich eine Panik aus, und sie erklärten, daß Balúga I., ein Landsmann des Mörders, gesagt habe, wenn dieser erschossen würde, so wolle er die Blutrache übernehmen, er werde ihn aber vielleicht zuvor befreien können. Alle übrigen Soldaten baten einstimmig, daß wir einschreiten sollten. Es blieb weiter nichts übrig, als auch den anderen Balúga binden zu lassen, damit die Leute sich nur beruhigten. Aber die Aufregung dauerte weiter, es war garnicht abzusehen, was noch bevorstand, und zum ersten Male luden wir zur Nachtruhe unsere Revolver und

legten sie griffgerecht. Spät erst trat unter den Soldaten Ruhe ein. Aber es war eine Lehre daraus zu ziehen. Die Träger waren schwer ermüdet und legten sich schnell schlafen, sie bedurften der Ruhe und betrachteten auch all diese Schwierigkeiten als innere Angelegenheit der Soldaten. Die letzteren, die nur ihr kleines Bündel zu tragen hatten, waren nicht abgespannt genug, um sich niederzuliegen, und da kamen alle ihre Befürchtungen zum Ausbruch. Wenn die Posten ihre Schuldigkeit thaten, so konnte ihnen ja nichts geschehen, und sie meinten auch, dass alle übrigen nun „gute Brüder“ wären. Es wäre den Soldaten heilsam gewesen, wenn sie statt des Ruhetages Vormittag und Nachmittag exercirt hätten. Bei der Belagerung von Paris und auch sonst im französischen Kriege beklagten sich die Leute wohl darüber, dass sie in Feindesland, sobald ein paar stille Tage kamen, noch hätten exerciren müssen. Die Aufrechterhaltung guter Mannszucht verlangt dies aber. Das war auch die Lehre, die wir in Afrika aus den geschilderten Vorgängen zogen.

Am Morgen beschlossen wir, möglichst schnell zum Ausbruch zu rüsten, weil wir wohl ahnten, dass das Palaver wieder beginnen würde. Unsere Voraussetzung bestätigte sich. Bald nach sechs Uhr, als alles in Bewegung war, kam der alte Häuptling Dutsché und sagte nochmals, er wünschte selbst dringend unter deutsches Protectorat zu kommen. In diesem Augenblick ordneten wir absichtlich den Abbruch des Zeltes an. Da eilte der Häuptling davon und rief uns noch zu, wir möchten noch einen Augenblick verziehen. Wenige Minuten darauf erschien die gesamte Häuptlingschar, und eine halbe Stunde später hatte Land Gbèle den Schutzantrag gestellt. Nun gab es auch ein Geschenk, das nicht knapp bemessen wurde, mindestens hat sich jeder der Häuptlinge von dem Tabak auf vierzehn Tage die Pfeife stopfen können. Zu Gbèle gehören zahlreiche Ortschaften, und wenn die Häuptlinge von sechs zehn sprechen, so können damit nur die Städte gemeint sein: Koffis gibt es noch mehr. Folgende Ortschaften habe ich ermitteln können: Gudewé, Tutú, Utime, Gbèle, Tschukó, Udetá, Gowie, Obugbá, Abrodé, Gbowié, Uglowié, Kaji, Makbèwi, Agoté, Affawié, Sanisé, Ugbáo, Gí, Akatá, Sodo, Posa-todji, Assikó, Ekálume, also dreiundzwanzig.

Von Gudewé führte uns der Weg wieder südlich, wie wir gekommen, nach Udetá, und von dort weiter nach Tutú, dem letzten Ort südlich in Gbèle. Wir waren grade zu Mittag dort und hielten eine Stunde Rast. Wie so häufig, behaupteten unsere Träger, dass wir den nächsten Ort nicht vor Nacht erreichen könnten und im Busch schlafen mussten, wenn wir weiter gingen. Indessen wir

hörten nicht mehr darauf, nahmen am Ort einen Führer und brachen auf. Der Führer sagte nun allerdings auch, daß wir im Busch schlafen mußten, aber auch dem glaubten wir nicht. Diesmal jedoch war es keine Lüge. Wir marschirten ohne Unterlaß bis zur Nacht durch theils steinige Savanne, doch war Busch und Baum überall zu finden. Ein heftiger Regenguss mahnte uns und die Leute abermals an die Jahreszeit und zur Eile; vollständig bis auf die Haut durchnäßt erreichten wir glücklicherweise ein Stückchen Wald, das uns trockenes Holz bot. Da loderten bald zahlreiche Feuer auf und wir konnten unsere Kleider am Leibe trocknen. Die Träger mochten nicht mehr weiter gehen und auch der Führer schlug vor, zu bleiben, da die Sonne schon zum Untergange neigte. Doch wir trieben zum Weitermarsch, und die Leute waren willig — ging es doch „aus dem Busch“ nachhause! Die Nacht brach herein und die Karawane war weit zerstreut, der Weg sehr schlecht. Wir wußten nicht, ob jemand vor uns war, sondern marschirten immer schneller. Etwa zwei Stunden nach Dunkel kamen wir in den dichtesten Urwald. Hatten wir bis dahin wenigstens etwas Licht von den Sternen gehabt, so war es nun völlig schwarze Nacht. Wir waren genöthigt, uns gegenseitig die Hände zu geben, um nicht fortdauernd uns durch schlechtes Gehen blutig zu reißen oder über Baumstämme und Wurzeln zu straucheln. Der Führer nahm die Spitze, der Soldat Miao gab diesem die Hand, ich faßte dessen Carabiner, den er auf dem Rücken trug, und reichte hinter mir Herrn Grade die Hand, hierauf folgte die übrige Schar. So drangen wir über eine halbe Stunde noch vorwärts, als wir einen Feuerschein gewahrten. Stimmen wurden hörbar, wir riefen uns zu und erkannten, daß es Leute von uns waren. Sie waren ohne Unterlaß, während wir unsere Kleider im Walde getrocknet hatten, weiter gegangen und schon über eine Stunde dort angekommen. Ein Fluß sperrte den Weg, wie schon aus dem üppigen Waldwuchs zu schließen war. Am Ufer hatten sie nun ihre Feuer angezündet und sich gelagert. Wir beschloßen aber, den Fluß noch in der Nacht zu überschreiten, damit wir, falls wir naß würden, unsere Kleider noch in der Nacht könnten trocknen lassen. Der Uebergang war der schwierigste von allen, die wir gemacht haben, obwohl er bei Tage einer der leichtesten gewesen sein würde. Unsere Leute mußten Kohlenbrände nehmen und sie, durch Schwingen anfachend, zum Leuchten benutzen. So leuchteten sie auf den Pfad bis an die steile Thonböschung des Flusses, aus welcher wildes Wurzelgewirr herausragte. Daran kletterten wir hinunter. Was lag vor uns? Rissen die Wurzeln und stürzten wir vielleicht ins Wasser? War der Fluß breit oder schmal, wie lagen die Felsen? Alles das wußten wir nicht; denn die geschwungenen Brände leuchteten immer höchstens

inen bis zwei Schritt und blendeten das an die Dunkelheit gewöhnte Auge vollständig. Wir kamen glücklich mit zwei Leuten unten an; ein schmaler Streifen bot dem Fuß zur Seite noch trockenes Land. Da schickten wir einen der Leute voraus, um den Uebergang zu untersuchen; denn der Führer sagte, der Fluß sei breit und sehr tief, woraus sich freilich gar nichts beurtheilen ließ. Einen Kohlenbrand schwingend, ging der Mann nun ins Wasser, langsam und vorsichtig; immer tiefer stieg der magisch hin- und herschwingende Feuerstreif, dann ging er wieder etwas in die Höhe, endlich war der Mann drüben und rief uns zu, er habe festen Fuß, aber die Böschung sei wieder steil; das Wasser habe ihm bis über die Hüften gereicht. Die Breite ließ sich freilich noch nicht beurtheilen; war es die Entfernung oder das Verlöschen, das den Feuerbrand nur noch schwach glimmend erscheinen ließ. Akueite, mein großer Christoph, stand schon zurseite und ich bestieg seinen Rücken, so hoch ich nur sitzen konnte. Es war ein bedenklicher Ritt: ein Fehltritt und ich hätte das Vergnügen gehabt, ins Wasser zu fallen und doch naß zu werden, was bei der empfindlichen Kälte mir vielleicht damals schon das Fieber eingetragen hätte. Empfindlich war die Kälte; denn wir hatten nur 18 Grad C. gegen 39 Grad des Tages, also einen Unterschied von 21 Grad; es ist ja nicht die Temperatur an sich, welche gefährlich ist, sondern die schnelle Schwankung; man denke sich nur, es wären an einem Sommertage bei uns nachmittags 23 Grad und abends um acht Uhr nur 4 oder 5 — genau so empfindlich ist das Fallen von 39 Grad auf 18 Grad. Aber ich kam gut hinüber, wenn auch die mit Wasserstiefeln wohl ausgerüsteten Füße im Wasser gehangen hatten. Auch war der Fluß nicht breit, etwa zehn Meter. So setzte denn die ganze Karawane allmählich über. Welcher Fluß es war, den wir überschritten, ist mir unklar geblieben. Der Führer nannte ihn Aká, aber ein Irrthum seinerseits ist nicht ausgeschlossen. Dem Laufe nach müßte er zusammenfallen mit dem Gwé-Sió; wäre es der Firminger'sche Aká, so müßte dieser am Agome-Gebirge entspringen und den Aguto umfließen, was wohl möglich wäre, aber nach der Größe des Gewässers höchst unwahrscheinlich. Entweder also lag ein Irrthum des Führers vor, oder eine andere Bezeichnung für den Gwé-Sió.

Etwa zehn Minuten dahinter schlugen wir Lager. Alle Leute mußten ihre Buschmesser zurhandnehmen und zunächst einen Platz für das Zelt frei hauen. Das gab ein lustiges Hauen und Klingeln beim Scheine der schnell angezündeten Feuer; mächtige Aeste und Buschstämme stürzten, und in einer Stunde konnten wir Befehl geben, das Zelt zu schlagen. Nun gingen die Leute hierhin und dorthin, um sich gleichfalls in dem dumpfigen Walde Luft zu schaffen.

und weit verstreut leuchtete der Schimmer der Feuer durch die gespanntig herabhängenden Luftwurzeln, Lianen und Nester. Unterdessen kamen immer noch Leute an, Mann für Mann, wie sie sich allmählich durch die Nacht weitergetappt hatten. Da schickten wir einige Leute wieder jenseit des Flusses zurück, damit sie den dort anlangenden den Uebergang erleichterten. So dauerte der Zug fort, und erst lange nach zehn Uhr waren die letzten Leute zur Stelle. In einer solchen Truppe bilden sich immer kleine Gruppen, sozusagen als Gesellschaften, Speisegenossenschaften, und nur dadurch war es möglich, festzustellen, wer fehlte; die einzelnen Kameradschaften konnten dann angeben, wer noch nicht angekommen. Wir hatten nun wenigstens Wasser, überreichlich, und ziemlich klar. Da gab es ein Laufen und Schleppen mit Töpfen und Kalebassen, bis die sehr schmalen Jamsvorräthe auf den Feuern kochten. Wir selbst hatten noch ein Klein wenig Reis, den wir kochen ließen und durch Zusatz des letzten Restes Gibils zu einer schwachhaften Suppe machten. Das war die erste Speise, die wir seit früh zu uns nahmen, wie die Flasche Sauerbrunnen, deren Opferung wir beschlossen, der erste Trank war.

Es herrschte eine dumpfe Schwüle in diesem nassen Walde, etwas die Brust beklemmendes, wie der dicke Brodem in einer Waschküche. Dazu der Duft der üppigen Vegetation, so daß die Ruhe, deren wir genossen, eher eine dumpfe Betäubung denn Schlaf zu nennen war. Eine Stunde vor Tag waren wir auch schon wieder auf, und die Leute thaten ihr möglichstes, den Ausbruch zu beschleunigen. Ein schnelles Bad wurde im Flusse genommen, ein Stückchen Jams und bitterer Cacao als Frühstück, dann ging es wieder den halben Tag durch Savanne weiter. Zur Linken thürmte sich der Diklotó, den ich unterwegs aufnahm. Er erhebt sich bis zu etwa 2000 m Meereshöhe. Gegen Mittag trafen wir in Ukolokú oder Pogaibé, wie es auch genannt wurde, ein. Einige Soldaten sah ich schon zerstreut im Orte, als ich ankam; der Weg war schlecht gewesen, ich hatte es daher vorgezogen, nur zu Fuß zu gehen, während Herr Grade, der seit mehren Tagen an Milz- und Leberveranschwellung litt — eine häufige Folge des Fiebers — in der Hängematte bleiben mußte. So traf er denn erst $\frac{1}{2}$ Stunden später ein als ich. Glücklicherweise war Tisch und Stuhl schon angekommen, so daß ich mich gleich daran setzte, die Karte auszuarbeiten. Dabei blickte ich mich garnicht um, es war auf dem Palaverplatz. Nach langer Zeit blickte ich einmal auf und sah ein paar Männer mit Gewehren vorbeihuschen, aber ich dachte mir nichts absonderliches dabei, sondern arbeitete weiter. Als Herr Grade eintraf, rief er mir zu: „Was gibt es denn, Doctor, das ganze Dorf ist ja in Auf-

regung, die Kerle laufen ja alle mit ihren Flinten herum?" Ich wußte von nichts, aber allmählich stieg der Gedanke in mir auf, daß die guten Leute in Angst gerathen waren, weil urplötzlich ein weißer Mann bei ihnen erschien, was nie zuvor geschehen; und der Handel mußte ihnen um so unheimlicher gewesen sein, als ich allerlei „Medicin“ benutzte, nämlich Kompaß, Thermometer und Barometer. Die große Aufregung legte sich erst, als wir nun zum Häuptling schickten — was ich zuvor nicht hatte thun können, da der Mann, welcher die Degen trug, noch nicht zur Stelle war und sogar noch später kam, als Hr. Grade. Da löste sich denn alles in Frieden auf und die Leute lachten über die unnöthige Furcht.

Wir befanden uns am Hauptort von Agú, der Landschaft, die wir soeben durchschritten. Der Häuptling ließ sogleich durch unsere Dolmetscher sagen, daß er unter deutsche Flagge zu kommen wünsche. Obwohl nun der größte Theil des Gebiets weit von der englischen Grenze ablag und innerhalb des deutschen Machtbereichs, so schien es doch sicherer, einen Protectoratsantrag auszufertigen. Wir wollten dies sogleich thun, aber der Häuptling wußte uns zu überreden, bis zum Morgen zu bleiben, was unseren Trägern nach den durchgehungen vierundzwanzig Stunden wohl zu gönnen war. Pogaibé liegt in einer reizenden Landschaft, grade am Fuß des Agutó, und rund umgeben von prächtigem Palmbüsch. Am folgenden Morgen um 8 Uhr wurde der Protectoratsantrag von den Häuptlingen gestellt und unterzeichnet, und zwar von Apáka, dem Oberhäuptling des Gebiets, ferner Agbéffe, Häuptling von Adá, Ekégú, zweitem Häuptling von Adá, Amú, Häuptling von Djigbé. Mehr Ortschaften zählt das große Agú-Gebiet nicht, dessen Grenze im Osten das Diklotó-Gebirge sein soll.

Der Heimmarsch ging nun schnell vonstatten, erst durch das östliche Agotime, dann Kéwe und Towe, so daß wir in Boka-Wi wieder unsere alte Straße erreichten und in demselben verfallenen Gehöft eine Rast halten konnten, wo wir beim Ausmarsch unser Zelt geschlagen hatten. Auf diesem Wege wurde noch ein sechster und letzter Protectoratsantrag von einem kleinen Ländchen gestellt, das auch Tówe hieß, aber von der großen Landschaft dieses Namens völlig getrennt liegt: es schiebt sich vielmehr zwischen Kéwe und Agotime an der Ostseite ein. Auf der Karte habe ich dieses Ländchen Ober-Tówe benannt. In Dállawe, wo wir übernachteten, hatten wir es übel getroffen: es war großer Fetisch, Neumondsfeß, und drei oder vier Priester machten ihre Umzüge mit einem wahrhaften Höllenlärm, bei dem es uns wohl begreiflich wurde, daß er selbst die bösen Geister verschrecken muß. Unser Zelt hatte dabei den Vorzug, von den Priestern gleichfalls geweiht und vor bösen Geistern geschützt zu

werden: sie machten ihren Zauber vor der Thür auf der Erde. Wir fühlten uns für diese Aufmerksamkeit begreiflicherweise zu großem Dank verpflichtet und gaben ihnen eine Flasche Gin; da kam aber der alte Häuptling Powi, der ihnen den Schnaps wohl nicht gönnte, und nahm ihnen den köstlichen Trank ab: das Gesicht der wackeren Hofsriester glich dabei völlig dem Gesicht des bekannten Lohgerbers, dem die Felle fortgeschwommen sind.

Von Dállawe gingen wir am folgenden Tage, Montag, über Agóme, und nördlich vom Logosee, indem wir den Háho überschritten, nach Sewá und weiter bis zum Dorfe Chodjé, wo wir zu übernachten genöthigt waren, da es wegen der Dunkelheit und Ermüdung der Leute unmöglich war, noch Wo zu erreichen. Wunderbar ist es aber, wie hurtig am folgenden Morgen schon unsere Leute im Gange waren. Obwohl ein nahes Ferkel uns die halbe Nacht wachgequiekt hatte, waren wir doch gleich nach fünf Uhr schon aufgestanden und vor sechs Uhr waren wir schon wieder auf dem Wege. So lustig hatte während des ganzen Marsches kaum das „kukubré, meihólo, meihólo“ der Träger geklungen, wie diesen Tag. In Wo machten wir eine kurze Pause, dann ging es, nachdem wir durch die Sümpfe der Lagune uns hindurchgearbeitet, wobei wir wiederholt völlig stecken blieben, in Kanoes über die Lagune selbst und weiter über Gridji zum Regirungsgebäude in Sébe. Von dort sahen wir die See. Aber wengleich wir die letzten Tage, nachdem selbst der bittere Cacao sein Ende genommen und unser Früh- und Abendtrunk nur noch in Lehmwasser bestand, eine sich steigende Sehnsucht nach einer Tasse Thee oder Kaffee empfunden hatten — auf ein Glas gutes Wasser mußte ich doch noch bis Deutschland verzichten — so riefen wir doch nicht, dem Wink des Magens folgend: *δαλαττα, δαλαττα*, sondern blickten fast trübe dorthin, wo die Brandung rauschte. Die rauschenden Palmen, die strogenden Felder, die klaren Bäche, und das geheimnisvolle Waldesdunkel lagen hinter uns, ein trauriger Küstenstreif war nun wieder die Stätte der Arbeit. Um zwei Uhr waren wir in Klein-Popó, wo unser ein gutbesehter Tisch wartete.

Behnter Abschnitt.

Bodenbeschaffenheit der einzelnen Landschaften. Ackerbau, Viehstand und Gewerbe der Eingeborenen. Klima und Krankheiten. Besitzverhältnisse und Landerwerb. Einheimische Culturgewächse; Möglichkeit weiterer Culturen, auch europäischer. Forstwirtschaft, Viehwirtschaft. Zugthiere. Arbeitskräfte. Verkehrswege. Versuchsstation. Die Schwierigkeiten der Landung.

Nachdem die Ereignisse unserer Expedition bis zu ihrem Ende geschildert sind, ist es möglich, von demjenigen eine zusammenhängende Darstellung zu geben, was für die zukünftige Nutzbarmachung des Gebiets von wesentlichster Bedeutung ist: Bodenbeschaffenheit, Klima und dergleichen.

Der Küstensaum vor der Lagune, welchen ich Togo-Nehrung benannt habe, ist aufgeschwemmter, meist von niedrigem Buschwerk bestandener Meeressand, und wenig fruchtbar; doch gedeiht die Kokospalme überall gut. In der Schilflagune, westlich vom Togossee ausgehend, zieht sich tiefer thoniger Schlamm entlang. Schon der Nordrand der Lagune zeigt aber eine festere Bodenbeschaffenheit, als die Nehrung: rothen Thon und Lehm, und im Thal des Hâho grauen Thon, zumtheil mit wenigem Humus gemischt, im allgemeinen durch Raubbau stark erschöpft. Doch kommen Mais, Bananen, Kokos und Yams, auch Pawpaw, immer noch gut fort. Feste Wirtschaftsgrundsätze scheinen in den zahlreichen Ortschaften dieses Striches nicht zu herrschen, wenn auch die Feldbearbeitung, namentlich das Häufeln des Yams, große Sorgfalt verräth. Diese Böden bedürften, wenigstens in der Nähe der Ortschaften, unbedingt der Düngung, um wieder in lebendige Thätigkeit zu kommen. Merkllich anders wird der Boden nach Nordwesten zu, in Nieder-Towe. Der grobkörnige Sand verschwindet ganz, und es wechseln humusreiche Lehm- und Sandböden, welche hier wie im ganzen Gebiete den Charakter baumreicher Savanne haben. In den Lehmböden ist die Bindigkeit infolge der reichen Humusbeimischung fast nie so stark, daß der Boden in der Trockenzeit rissig wird; der Sand ist fein und stark mit Humus gemischt; durch fortwährendes Wegbrennen von Gestrüpp und Bäumen und Wechseln der Aecker — Mehrfelderwirtschaft — sind die Böden in ertragsfähigem Zustande erhalten. Gebaut wird Mais, Yams, Tapioca, Bananen, Delpalme, Kokos, Pawpaw, Drangen. Die Maisfelder machen einen guten Eindruck; es werden, wie in Europa, in-

derregel zwei Körner in ein Sechloch gelegt, bei einer Entfernung der Sechlöcher von zwanzig bis dreißig Centimeter.

Nach Nordwesten, mit dem Steigen des Stufenlandes, nimmt die Güte des Bodens und die Cultur beständig zu. In Kéwe sind die Sand- und Lehmböden stark humusreich, in Agotime finden sich bereits tiefgründige reiche Humusböden, namentlich zur Seite der von üppigem Urwald begleiteten Fluss- und Bachläufe, wie denn Agotime von allen Landschaften des Gebietes unfraglich die wasserreichste und fruchtbarste ist. Steriler Sand findet sich dort nirgends; nach afrikanischer Weise vorzügliche Wege erleichtern den Verkehr, reinliche Städte und Dörfer mit zierlichen, oft einstöckigen, nach dem Vorbild der Factoreien erbauten Häusern sind häufiger und vollreicher als in den anderen Landschaften, nur Gbèle ausgenommen. In Kéwe, Ober-Löwe und Agotime wird die Delpalme in ganzen Wäldern cultivirt; die Pflanzung geschieht reihenweis, quadratisch, in Abständen von etwa drei bis vier Metern. Dabei wird der Boden sauber von Unkraut und die Stämme frei von Klettergewächsen gehalten. In Agotime ist das System des Fruchtwechsels bekannt, aber nicht als Regel durchgeführt, ohne daß europäischer Einfluß sich nachweisen ließe, da weiter nach der Küste zu dieses Wirthschaftsprincip nicht herrscht. Die Agotime-Leute lassen auf ihren Aeckern Mais und Yams, also Knollengewächs und Kornfrucht abwechseln, wobei die dazwischen gesetzten Bananen und Pisang dauernd stehen bleiben. Baumwolle, Ananas und Ricinus wachsen wild, werden aber auch cultivirt, desgleichen Araschiden. Die Fächerpalme, Ago-bi in der Landessprache genannt, ist in Agotime zahlreicher und schöner vertreten, als in irgend einem anderen Gebiete. Sie liefert ein kräftiges, festes Bauholz. Minder werthvoll als Bauholz, weil zu weich, ist der über fünfzig Meter hoch wachsende und oft zwei bis drei Meter im Durchmesser haltende Baumwollbaum, der sich im ganzen deutschen Gebiete, oft in wahrhaft riesenhaften Exemplaren findet: Stämme von vierzig Metern Höhe und zwei bis drei Metern Dicke. Die Kautschuk-Liane, Landolphia florida, wächst in Agotime, wie im ganzen Norden wild, doch kennen die Eingeborenen nicht deren Werth für Europa. Das dem Verfasser zu Gesicht gekommene Product, Gummistücke von zwei bis drei Pfund war vorzüglich, von gleichmäßigem weiß. Auch verschiedene Farbhölzer finden sich, aus welchen die Bewohner durch Aufgießen von Wasser den Farbstoff ziehen.

Agóme steht, was Güte des Bodens und Cultur betrifft, auf gleicher Stufe wie Agotime. Im nördlichen Theile der Landschaft aber treten zahlreich Böden mit verwittertem Fels, gemischt mit fettem Humus, bisweilen humusreicher Lehm und Sand auf. Der Boden ist für manche Culturen noch günstiger als der von Agotime,

namentlich für Bananen, wie dies aus der Würze der dort kultivirten Bananen zu schließen ist. Als neue Kultur tritt hier in den Bergen der Reis auf, der an der Küste nur durch den starken Import von Europa bekannt ist. Die jenseit des Kammes liegende Landschaft Diati leidet unter ihrer gebirgigen Lage, da die Einwohner nur die übliche Mais-, Jams- und Bananencultur betreiben. Das gleiche gilt von der südlich des Gebirges, am Gwetú gelegenen Landschaft Gbéle, welche gleichfalls nur nach Negeart, aber fleißig angebaut, eine zahlreiche Bevölkerung ernährt. Gbéle scheint von den bisher erworbenen Gebieten die dichteste Bevölkerung zu haben.

Den dürftigsten Eindruck macht Agú. Geht man von Tutú, dem südlichsten Orte des Gbéle-Gebiets quer durch Agú nach Süden, so trifft man bis Pogaibé, dem Hauptort von Agú, keine einzige Ortschaft. Jede Savanne, zumtheil mit steinigem Grund, von dünnem Gebüsch und Bäumen bestanden, zieht sich etwa zwanzig Kilometer und in Breite von zehn bis zwanzig Kilometern hin. Und doch ist der Boden nicht unfruchtbar, strichweise findet sich sogar guter Humus. Es scheint, als ob kriegerische Ereignisse früherer Zeit das Land verödet haben, da ihm die Kulturfähigkeit durchaus nicht fehlt. Zwar ist von räuberischen Einfällen des Königs von Dahome nichts bekannt, wohl aber ist der von den Engländern vertriebene räuberische Angló-Stamm, welcher jetzt im Herzen des deutschen Gebiets, in Adábe und weiter nördlich sitzt, der Schrecken der ganzen Gegend. Bei der bloßen Nennung dieses Namens gerathen die Einwohner schon in die äußerste Furcht.

Was den Viehstand betrifft, so findet sich an der Küste das Rind, zwar als guter Schlag, mittelgroß, gedrungen und milchreich, aber bisher nur gering an Zahl, da es vielfach als Fetisch gilt und deshalb nicht geschlachtet werden darf. In Klein-Popo und weiter ostwärts ist es nicht Fetisch, und dort findet sich ein guter Rindviehstand; die Tsetsefliege kommt nicht vor. In den letzten Jahren und wohl nicht zum geringsten Theil infolge der zunehmenden Aufklärung und der Nachfrage seitens der Europäer hat die Rindviehzucht an der Lagune langsam zugenommen. Die Weide ist daselbst eine genügende, stellenweise gute. Den eigentlichen Viehstand im ganzen Gebiete ohne Unterschied bilden Schafe, Ziegen, Hühner und Schweine: alle diese stehen den europäischen Arten an Größe bedeutend nach. Das Schaf entartet stets, ist klein und langhaarig, nicht wollig. Angeblich sollen sogar eingeführte europäische Schafe nach Verlauf weniger Jahre ihre Wolle durch Haare ersetzen. Das Huhn Westafrikas ist anscheinend ein Abkömmling des europäischen; es gleicht völlig dem sogenannten deutschen Bauernhuhn und producirt ziemlich reichlich

Gier. Das Schwein ist von schwarzem Schlage und auffällig klein gegen das europäische. Europäer enthalten sich in Afrika des Schweinefleisches.

Reich an Fischen sind die Lagune und die unteren Läufe der Flüsse; auch Seefisch kommt in Handel. Hingegen ist das ganze Gebiet, selbst jenseit des Gebirges, wildarm. Die Antilope, in den Bergen auch die Gazelle, kommen vor, aber selten, weil die Eingeborenen sie rücksichtslos abgeschossen haben. Reißende Thiere gibt es gleichfalls nicht: aufgrund von Erkundigungen läßt sich nur sagen, daß möglicherweise in das nördliche Gebiet hinein sich einmal ein Leopard verläuft, wie in Deutschland ein Wolf. Das jagdbare Geflügel beschränkt sich auf eine sehr kleine Art von rothgrauen Holztauben, die in ganzen Schwärmen zu treffen sind. Affen und Papageien sind nicht zahlreich. Schädliche Schlangen, wie überhaupt Schlangen, sind äußerst selten. Auch von kleinerem Ungeziefer wird man nicht viel geplagt; Moskitos gibt es fast nur an der Lagune, den Sandfloh dagegen überall, namentlich wo sich Holzabfälle finden.

An Zugthieren zählt das ganze deutsche Gebiet nur etwa sechs Pferde, welche zum Reiten am Strande verwendet werden: zwei davon gehören der kaiserlichen Verwaltung. Diese Pferde, arabischer Schlag, scheinen sich gut zu halten, obwohl die Fütterung ausschließlich mit Grünfutter geschieht. Der tropische Esel ist noch nicht eingeführt.

Der Ackerbau wird von den Eingeborenen mit Hacke und Buschmesser betrieben; pflugartige Geräthe und Egge sind völlig unbekannt. Der Anbau geschieht im allgemeinen für den Hausbedarf, nur die Delpalme wird für die Ausfuhr angebaut und liefert die Tauschwerthe für europäische Einfuhrartikel: Kerne und Del. Eine große Rolle spielt in der Landeskultur das Brennen, durch welches gleichzeitig die Savanne oder der Urwald baum- und buschfrei gemacht und Dungstoff gewonnen wird. Das Brennen geschieht während der Dürszeit, weil dann sowohl das Holz am besten Feuer fängt, wie auch gegen Ende der Regenzeit schon eine Bestellung möglich ist.

Die gewerbliche Thätigkeit tritt nicht nur als Hausgewerbe für den eigenen Bedarf auf, sondern auch selbständig ausgebildet. So namentlich das Schmiedegewerbe, in welchem die Agotime-Leute das Kunstvollste leisten. Geschmiedet werden Geräthe aller Art: Messer, Schwerter, Schlüssel und Schlösser, sowie Schmuckgegenstände. Die Schmiedefeuer, Holzkohlen, werden mit gut gearbeiteten Blasebälgen, wie sie schon früher beschrieben, geschürt. Auf einer besonders hohen Stufe steht die Weberei, bei welcher fast durchweg einheimische Baumwollgarne, gelegentlich auch europäische, verarbeitet werden.

Die Stühle sind für Gewebe von nur zehn bis zwanzig Centimetern Breite eingerichtet, so dass die einzelnen Streifen zu großen Decken erst zusammengestückt werden müssen. Bei der Erziehung des Volkes zu productiver Arbeit würde grade die große Neigung der Bevölkerung zur Weberei einen geeigneten Anknüpfungspunkt bilden. Auch die Töpferei blüht, wie schon früher beschrieben, in Löwe und Kéwe und liefert geschmackvoll geformtes Geschir, ohne dass die Töpferischeibe zur Anwendung käme; Glasur ist unbekannt. Die Tischlerei und Zimmerei sind auf europäische Anregung zurückzuführen, ja sogar auf unmittelbares Erlernen des Handwerks an der Küste, auf den Missionen und Schiffen.

Fragen wir nach der wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Gebietes für Deutschland, so ist zunächst hervorzuheben, dass Logo und sein Hinterland als eigentliche Ackerbau-Colonie mit weißen Arbeitern nicht geeignet ist. Denn selbst wenn die klimatischen Verhältnisse es gestatteten, bleibt das Bedenken, dass der Weiße nicht unter den Negeren eine Arbeit verrichten darf, welche der Schwarze ausführen kann. Der Neger ist trotz alles äußeren Nachahmungsvermögens lange noch nicht so weit, dass er ohne die hoch über ihm stehende Autorität des Weißen auskommen könnte: ohne dieselbe wird er völlig zuchtlos. Dagegen ist mit keiner humanen Theorie aufzukommen, wie die elende Wirthschaft in Sierra-Leone und Liberia beweist. Das Klima würde thatsächlich nicht nur dem europäischen Handwerker, sondern auch selbst dem Ackerbauer die Niederlassung und Arbeit gestatten, wenn auch nicht an dem fieberchwülen Küstensaum, sondern in dem gesunden Hochland. Ein Landstreifen von etwa zehn bis fünfzehn Kilometern landeinwärts bildet die Fieberzone, in welcher das Tropenfieber herrscht und unter den Europäern zahlreiche Opfer verlangt. Man hat sich besonders vor Erkältungen zu hüten und setze sich der kalten Abend- und Nachtlust, zumal bei Seebrise nur mit großer Vorsicht und warmer Kleidung aus; auch alkoholische Getränke, bei Tage genossen, sind höchst gefährlich. Trotzdem kommen perniciöse Malariafälle mit tödtlichem Verlauf binnen vierundzwanzig Stunden selbst bei aller Vorsicht vor; der Tod tritt dann gewöhnlich mit Gehirnschlag ein, wenn nicht eine allgemeine Auflösung stattfindet, wie bei der Form des sogenannten Black-water-Fiebers, bei welchem das ganze Blut sich rasch zersetzt; der Tod erfolgt dann wohl durch Herzschlag. Was die Behandlung der Malaria betrifft, so ist Chinin während des Fiebers nur bei perniciosen Fällen anzuwenden, sonst erst nachher und vorher, wenn die Vorboten, Gliederschmerzen, sich einstellen; neuerdings werden Chinin-Injectionen empfohlen. Dr. Falkenstein wendete zur Bekämpfung der Schlaflosigkeit mit gutem Erfolg Chloralhydrat an, das

vielleicht sogar zur Vernichtung des Malaria-Bacillus beiträgt. Gegen Blackwater-Fieber wendete Missions-Inspector Merenski, welcher fünfzehn Jahre in Südafrika war, mit durchschlagendem Erfolg ein von ihm gefundenes höchst einfaches Mittel an: Essig. Bisher galt diese Form des Fiebers fast als unbedingt tödtlich. Herr Grade wurde unmittelbar nach unserer Expedition davon ergriffen, ist aber genesen. Im allgemeinen sind die Vorstellungen von der Schrecklichkeit des Fiebers weit übertrieben; jedes Klima hat sein Ungemach, Deutschland und ganz Nord-Europa seine Schwindsucht, Katarre, Lungenentzündungen und Diphtheritis, und ärger als diese ist das Tropenfieber auch nicht. Hat man erst eine Weile an der Küste zugebracht, so beachtet man einen Fieberanfall überhaupt nicht mehr, als in Europa einen Schnupfen; und wenn auch nicht jede Natur für das tropische Klima geeignet ist, so leben doch zahlreiche Europäer länger als ein Jahrzehnt selbst an der sumpfigen Küste, ohne Schaden zu nehmen. Einer der gesündesten Plätze an der Küste ist Anehó (Klein Popó). Gelbes Fieber, das nach Senegambien schon verschleppt ist, kennt man bisher an der Küste von Guinea noch nicht; dagegen sind Hautausschläge, namentlich rother Hund und Krokro häufige Plagen. Unter den Eingeborenen ist Skrophulose sehr häufig. Der Sandfloh ist durch geeignetes Schuhwerk leicht fern zu halten und, wo er sich in die Füße bohrt, leicht zu entfernen. Schwerer aber ist der Ringwurm zu behandeln, der an den Beinen als Schmarotzer auftritt und angeblich durch das Wasser in den Körper gelangt. Er ist nur durch langsame, oft tagelang dauerndes Herauswinden zu entfernen. Ein vorher genommenes Bad in heißem Seewasser soll dies erleichtern. Ueberhaupt ist das Leben an der Sklavenküste nicht durch so viele Unannehmlichkeiten gestört, wie man anzunehmen geneigt ist; giftige Schlangen, Skorpione und Centipedes sind äußerst selten. Dazu ist die Temperatur an der Küste nicht übermäßig hoch; denn die Seebrise bringt fast das ganze Jahr hindurch Kühlung. Das Thermometer steigt zur Mittagszeit im Mittel bis 36 Grad C.; über 40 Grad kommt schwerlich vor; nachts dagegen sinkt die Temperatur oft bis zu 16 Grad. Da nun das Wärmemaximum höchstens von elf bis zwei Uhr dauert, so ist die Hitze eine sehr wohl erträgliche. Weiter im Innern gibt es höhere Temperaturen, bis 43 Grad C., aber gleichfalls nur in der Mittagszeit; in den Stunden von sechs bis elf Uhr morgens und nachmittags nach drei Uhr steigt das Thermometer auch im Innern fast nie über 28 Grad, während ein Sinken bis zu 15 Grad in der Nacht vorkommt. Auch im Innern ist also die Hitze zu ertragen; namentlich aber ist das

Hochland von Löwe, Kéwe, Agotime und Agóme, wie auch weiter östlich durchaus gesund, ganz im Gegensatz zur Küste. Durch zwei Regenzeiten wird das Jahr nach Jahreszeiten eingetheilt. Die große Regenzeit dauert von April bis Mitte August, die kleine von Ende September bis Ende November. Die letztere fällt oft fast ganz aus, jedoch gibt es selbst in der Trockenzeit plötzlich eintretende Regengüsse. Im Gebirge finden Niederschläge das ganze Jahr hindurch statt. In gesundheitlicher Beziehung erweisen sich die Regenzeit und die ersten Wochen nach derselben am gefährlichsten; das hat sich in erschreckendem Maße gerade im laufenden Jahre 1887 gezeigt, dessen nicht aufgehörnde Regengüsse auf der ganzen Linie von Senegambien bis Mossámèdes eine außergewöhnliche Sterblichkeit im Gefolge hatten.

Wenn auch das Klima demnach ein erträgliches ist — denn Krankheit und Epidemien gibt es schließlich allenthalben —, so ist doch vorläufig an Ackerbauer, welche zum Zwecke eigenhändiger Arbeit sich niederlassen, aus den oben angeführten Gründen nicht zu denken. Der Strom der Auswanderung wird, so lange bequemere Klimate noch Raum bieten, auch stets diese aufsuchen, das ist ein naturgemäßer Vorgang; auf die Dauer eine völlig andere Lebensweise anzunehmen, dazu gehörte ein zielbewusster Patriotismus, welcher der Masse der Auswanderer fremd ist. In zwei Beziehungen aber läßt sich das Togogebiet und dessen Hinterland für Deutschland nutzbar machen: durch Herausziehen von tropischen und vielleicht Bergwerksproducten, und durch Einfuhrhandel mit den Eingeborenen. Der letztere ist nun aber auf die Dauer nur möglich, wenn die Kaufkraft der Bevölkerung gehoben wird, was mit der jetzt herrschenden einseitigen Wirthschaft, Del- und Palmkern-Export, nicht möglich ist, da die Delpreise durch allzu reiches Angebot am europäischen Markt von Jahr zu Jahr mehr gedrückt werden. Es ist für die Weiterentwicklung unserer Colonien unbedingt nothwendig, daß die Eingeborenen zu anderen Culturen angeleitet werden, die einen Markt in Europa finden. Solche Culturen von einfacherer Art könnten die Neger selbst betreiben, wenn man ihnen geeignete Anleitung gäbe. Grade der Gwe-Neger hat eine ausgesprochene Neigung für Ackerbau. Aber der Charakter des Volks ist doch für eindruckliche Cultur zu unselbständig, und deshalb wäre eine Beschäftigung als Arbeiter auf Plantagen sowohl für sie selbst einträglicher, wie auch für die Erzielung mannichfacher und quantitativ reichlicher Producte unumgänglich nöthig. Andererseits würde aber auch durch eine von Deutschen geleitete Plantagenwirthschaft das Mutterland sich im Laufe der Zeit mit seinem Bedarf an tropischen Erzeugnissen vom Auslande unabhängig machen können. Die Frage ist nur, ob

sich das deutsche Togogebiet überhaupt für Mantagenbau eignet, und für welche Art von Producten; ferner, wie die Besitzverhältnisse zu regeln, und ob genügende Arbeitskräfte und Communicationsmittel zu schaffen sind.

Was zunächst die Erwerbung von Grund und Boden betrifft, so sind kleinere Landstriche in der Nähe der Ortschaften stets in fester Hand, wenn auch oft nur dem Namen nach. Die weiten unbebauten Ländereien, welche den bei weitem größten Theil des Landes ausmachen, nimmt inderregel der Häuptling als sein Eigenthum inanspruch, sobald von irgend einer Seite ein Stück davon erworben werden soll. Herrenloses Land würde demnach dem Namen nach nicht vorhanden sein. Kauf ist nach alter Rechtsgewohnheit für Fremde nicht zulässig, wohl aber Verpachtung gegen eine geringe Summe jährlich. Solche Pachtverhältnisse können nie vonseiten des Verpächters, wohl aber des Pächters aufgehoben werden. In dieser Form wäre Grund und Boden thatsächlich zu erwerben. Es wird beispielsweise festgestellt, daß ein gewisses Areal gepachtet und jährlich fünf Pfund Pacht gezahlt wird. Oder der Pachtvertrag lautet auf ein einmaliges Geschenk von fünfzig Pfund und jährlich zehn Pfund Pacht für die ersten zwanzig Jahre, nach welcher Zeit eine jährliche Pacht von fünf Schilling eintritt. Damit hätte ein thatsächlicher Kauf mit Ratenzahlungen stattgefunden, und der Rechtsgewohnheit würde durch eine Form genügt. Solche Verträge werden zum Beispiel in Liberia thatsächlich geschlossen, wo es verfassungsmäßig auch keinem Weißen gestattet ist, Grundbesitz zu erwerben: dort kommen Jahresmietthen von vier Cent, also etwa achtzehn Pfennigen für ein Factoreigrundstück vor. In einer späteren Entwicklung des Togogebietes ließe sich leicht diese formelle Last durch eine einmalige Abfindungssumme ablösen. Die Pacht oder, wenn man will, Kaufsummen, sind äußerst mäßig und stehen nach europäischen Begriffen in gar keinem Verhältniß zu dem Werth des Grund und Bodens. Die Hauptfrage wäre sonach, ob der Boden des Togogebietes den Mantagenbau lohnt.

Wenn Freiherr v. Hammerstein 1885 in seinem Büchlein über den tropischen Landbau schrieb: „Die Leh- und Thonböden des Togogebietes, das außerdem ja nur eine geringere Ausdehnung hat, werden voraussichtlich nicht bebaut werden, so lange man bessere in genügender Menge hat,“ so war dies zutreffend für das damalige Togogebiet, also die jetzige Landschaft Togo. Es hieße Kapitalien fortwerfen, wenn man auf diesen Böden Mantagenbau im großen betreiben wollte. Einige Striche gestatten allerdings auch dort vielfältige bessere Culturen. Heute aber kommt dieser Küstenstrich überhaupt nur als Landungsplatz und Pforte für ein-

reiches und fruchtbares Innere inbetracht. Nieder-Töwe lohnt schon den Anbau, aber die eigentlichen Plantagengebiete in dem bisher erforschten Stück sind: Kewe, Ober-Töwe, Agotime und Agome, auch Gbele, mit ihren humusreichen Böden. Der Werth der weiter östlich liegenden Gebiete wird erst durch eine Forschungsreise festgestellt werden müssen.

Der Plantagenbau würde theils schon einheimische Pflanzen kultiviren, theils neue tropische und auch europäische einführen. Unter diesem Gesichtspunkt wären folgende Aussichten. An einheimischen Nutzpflanzen treten hervor:

Landolphia florida, die Krutzkuklane, ein Klettergewächs, das in Kewe, Agotime und Agome, vielleicht auch noch in anderen Theilen des Landes, wild vorkommt. Sie würde sich an dicht stehenden und Bauholz liefernden Bäumen kultiviren lassen, wozu sich vielleicht die Fächerpalme eignen würde.

Elaeis guineensis, die Delpalme, kann nach wie vor den Eingeborenen überlassen bleiben.

Jams, Pisang, Bananen, Apfelsinen, Ananas, Kokos und andere Früchte eignen sich nicht für die Ausfuhr, würden aber zur Versorgung des Fisches an Ort und Stelle und für die Ernährung der Arbeiter weiter gebaut werden. Jams scheint sich auch zur Spiritfabrication zu eignen. Vom Kokos, der auf dem dürrsten Küstenlande ebenso gut, wie tief landeinwärts gedeiht — denn die Lehre, daß die Kokospalme nur den Küstenstrichen gehöre und Seeklima gebrauche, schwebt völlig in der Luft — ließen sich Faserfabrikate nach Europa verschiffen.

Zea mais, Mais, ist nächst Jams gegenwärtig die Hauptkultur und trägt auf allen Böden des Togogebietes sehr reichlich, so daß sich vielleicht selbst die Ausfuhr lohnen würde. Auf alle Fälle ist er als Nahrung für die einheimischen Arbeiter anzubauen.

Gossypium, Baumwolle, wächst im ganzen Gebiete theils wild, theils wird sie angebaut. Die Eingeborenen verspinnen sie mit Handspindeln und fertigen Gewebe. Systematischer Anbau und Ausfuhr würden äußerst lohnend sein. Es bedarf nur der Anregung, um die zu Ackerbau so sehr geneigten Ewe selbst zu eifrigerer Kultur zu veranlassen.

Zingiber officinale, Ingwer, wächst im nördlichen Gebiete theils wild, theils in Kultur.

Manihot utilissima, Manioc oder Tapioca, wird im ganzen Gebiete viel angebaut. Der Anbau erfordert keine Pflege und die Tapiocastärke, aus den Wurzelknollen gezogen, hat in Deutschland einen guten Markt.

Ricinus communis, Ricinus, wächst im Gebiete wild und erfordert garkeine Pflege. Die Eingeborenen wären leicht zu seiner Cultur anzuleiten. Die Ausfuhr würde bei der starken und zu technischen Zwecken (Lederöl und anderen) zunehmenden Nachfrage sehr lohnend sein.

Oryza sativa, Reis, wird von anderen tropischen Ländern über Europa nach der ganzen afrikanischen Westküste exportirt, obwohl dieselbe zu Reiskbau sehr geeignet ist. Dafs auch die Böden des Togogebietes den Reiskbau begünstigen, beweist der in Agomé auf humusreichem Lehm vorzügliche Erträge liefernde Anbau. In anderen Strichen hat Verfasser keinen Reis gesehen. Die Aussaat war in Agomé gegen Mitte August, also am Ende der großen Regenzeit gemacht. Ende August stand die Saat dicht und kräftig, etwa drei Decimeter hoch. Am ganzen Gebirge entlang läfst Reis sich gut cultiviren, ebenso in dem wasserreichen Agotime, vielleicht auch in Kéwe. Löwe dagegen dürfte zu trocken sein, während an der Mündung des Haho die Boden- und Wasserverhältnisse grade für Reis geeignet zu sein scheinen. Das deutsche Gebiet könnte wohl über seinen zukünftigen Bedarf hinaus Reis produciren, obwohl die Ausfuhr sich vielleicht nur nach anderen Küstenplätzen hin lohnte. In neuerer Zeit sind in Liberia hie und da kleine Reiskfelder zu bemerken, doch werden auch größere Mengen nach dorthin eingeführt.

Rubiaceae. Chininhaltige Pflanzen aus der Gattung der Rubiaceen kommen, wie schon längst Dr. Schweinfurth betonte, in Afrika zahlreich vor. Auch im oberen Togogebiet finden sie sich; hat Verfasser recht gesehen, so war auch *Chinchona lancifolia* vertreten. Die Chinacultur würde an den gleichmäßig warmen Gebirgen eine vorzügliche Stätte finden.

Nicotiana tabacum, Tabak, wächst im mittleren und nördlichen Togogebiet wild, aber in einer Qualität, welche den Eingeborenen nicht zusagt, weshalb sie auch fast durchweg den eingeführten europäischen Tabak vorziehen. Tabakcultur ist in allen Theilen des Gebiets möglich; es käme auf den Versuch an, was für Qualitäten sich erzeugen lassen, ob dieselben von den Eingeborenen, welche große Mengen consumiren, geraucht würden, und ob sich das Product für die Ausfuhr eignete.

Dies wären die hauptsächlichsten Culturgewächse, welche schon jetzt im Gebiete vorhanden sind. Indessen wird man bei deren Anbau in Zukunft nicht stehen bleiben dürfen, sondern den Boden in jeder möglichen Weise nutzbar machen müssen. Und das wäre durch folgende Culturpflanzen zu erreichen.

Da Kautschuk durch die von den Bewohnern anderer Kautschukgebiete geübte Raubwirthschaft die Aussicht hat, bald ein stark ge-

süchter Artikel zu werden, so würde sich dessen Cultur gut lohnen. Außer der schon im Gebiete heimischen *Landolphia florida* würde nach der Bodenbeschaffenheit *Castiloea elastica* Cerv. gute Erträge versprechen. Die humosen Sandböden wären die besten Plätze für seine Cultur. Auch *Siphonia elastica* Pers. würde sich zur Seite der Fluß- und Bachläufe gut cultiviren lassen.

Ebenso *Isonandra Gutta*, der Guttaperchabaum, mit welchem sich die weiten uncultivirten Strecken im Gebirge, deren Boden ihm günstig ist, ausnutzen lassen. Guttapercha gedeiht vorzüglich gerade in Höhenlagen auf durchlässigem Sandboden.

Vor allen Dingen müßte es gelten, Deutschland mit seinem Kaffebedarf vom Auslande unabhängig zu machen. Ob das Kamerungebiet, Ostafrika oder Neu-Guinea der Kaffeecultur günstig sind, bliebe zu versuchen; das obere Togogebiet scheint es thatsächlich zu sein. Zunächst hat es im Umkreise des Aguió, im ganzen nördlichen Agotime, in Agomé, Apuime und Gbèle die für Kaffeebau günstige Höhenlage. *Coffea arabica* verlangt humose und tiefgründige Böden und diese sind in den genannten Landstrichen vorhanden.

Coffea liberiana, der an der westafrikanischen Küste einheimische, von Liberia bis zum Kamerun und Gabun streichweise wildwachsende Kaffee, ist eine vorzügliche hochgeschätzte und ertragreiche Sorte, welche am europäischen Markt hohe Preise erzielt. Seine Cultur im Togogebiet wäre in den tieferen Lagen, in Kéwe und Löwe, wohl möglich, so gut wie in dem keineswegs mehr humosen Liberia. Humoser Sand- und Lehmboden in tieferen Lagen ist es, worauf in Liberia die reichen Erträge erzielt werden. Der Misserfolg der Wörmann'schen Kaffeepflanzung bei Gabun an der Südküste beweist nur die schlechte Wahl des Bodens, durchaus aber nicht, daß in dortiger Gegend Kaffee nicht gedeihen kann.

Theobroma Cacao ist in Süd- und Mittelamerika heimisch, wird aber seit lange schon in Westafrika auf Fernando Po und St. Tomé cultivirt und ein Versuch würde auch im Togogebiet vielleicht von Erfolg sein. Geeigneter Boden findet sich in der Nähe der Flüsse und Bäche in Kéwe und Agotime.

Cinnamomum zeylanicum, Zimmet, gedeiht vorzüglich auf tiefgrundigem Sand-Lehmboden und würde auf alle Fälle im mittleren und nördlichen Theil des Gebietes lohnende Erträge geben.

Maranta arundinacea. *Maranta* (Arrowroot) wird schon in Westafrika, Sierra Leone und am Gabun, mit Erfolg cultivirt. Sie gedeiht auf allen etwas humusreichen tropischen Boden und würde unzweifelhaft auch im Togogebiet lohnen.

Corchorus, Jute, ist eine leichte und bei dem starken Verbrauch für Europa lohnende Cultur, die sich nach Böden und Reichlichkeit der Niederschläge im ganzen Gebiet betreiben läßt.

Ob sich in den höheren Lagen der Gebirge Wein cultiviren läßt, ist fraglich, wengleich der Boden dazu geeignet wäre. Es käme auf einen Versuch mit südlichen Reben, etwa vom Kap oder Teneriffa an. Versuche wären auch mit Südfrüchten, Feigen und dergleichen, sowie in den Bergen mit Obstarten zu machen.

Zahlreiche europäische Gewächse werden schon jetzt mit Erfolg in den Tropen cultivirt, andere ließen sich noch einführen. Es wird sich dabei vornehmlich um die Deckung des Bedarfses für die in den Colonien lebenden Europäer handeln. Die Kaufleute cultiviren in ihren kleinen Factoreigärten, zumtheil auch in Holzkisten, Petersilie, Sellerie, Mohrrüben, Kohlrabi, Bohnen, und erzielen bei rechtzeitiger Pflanzung gute Gewächse. Blumenkohl ist wohl noch nicht versucht, müßte aber vorzüglich gedeihen, wenn auch nicht bei den auf dem Meeresalluvium liegenden Factoreien. Auch ein Versuch mit Weizen ließe sich machen. Die Böden des Gebietes wären in Deutschland vorzügliche Weizenböden, und was das Klima betrifft, so beweist die Massenproduction Indiens, daß die Tropen bei richtiger Auswahl der Lage und Saatzeit unvergleichlich größere Weizenerträge geben als Europa. Jedenfalls würde Deutschland wirtschaftlich nicht so sehr durch Weizenproduction in eigenen tropischen Gebieten geschädigt, wie jetzt durch den indischen Weizen: im eigenen Gebiet wird dadurch wenigstens die Kaufkraft der Bevölkerung erhöht und im Gefolge davon der Absatz deutscher Industrieerzeugnisse.

Was Ausfaat und Ernte betrifft, so würden sich die Necker für viele Culturen zweimal bestellen lassen. Die beste Saatzeit würde in der Mitte der kleinen vier bis sechs Wochen vor Schluss der Regenzeit sein, das heißt etwa Anfang Juli.

Die reich von Baum und Busch bestandenen Savannen des Logogebietes sind für Forstkultur vorzüglich geeignet. Weiterblickende Bewirthschafter würden gerade wohl mit Forstkulturen beginnen, soweit die Wasserverhältnisse dies gestatten; nicht nur werthvolle Hölzer ließen sich dadurch gewinnen, sondern auch der Boden besser für zukünftigen Plantagenbau vorbereiten. Als Bauholz ist die Agopalme reichlich vertreten, selbst wenn durch Plantagenanlagen ein großer Bedarf eintreten sollte. Die Forstkultur würde ihr Augenmerk namentlich auf Farbhölzer und Ebenholz zu richten haben. Farbhölzer wachsen im Gebiet allenthalben wild; die Einführung von Ebenholz würde von Globey und Gabun aus leicht zu bewerkstelligen sein. Gerade Ebenholz scheint eine große Zukunft zu haben, da, wenigstens in Afrika, die Vorräthe in starker Abnahme begriffen sind. An die

Forstkultur lassen sich zahlreiche andere, namentlich solche zur Ernährung der Arbeiter: Ananas, Bananen u. a. bequem anleihen.

Was die Viehwirtschaft betrifft, so sind die Savannen mit ihrem üppigen Graswuchs überreiche Weiden. Vor allem ist das Rind zu verbreiten als Milchvieh und Dungerezeuger. Die tiefen humusreichen Böden bedürfen selbst bei dauernder Bestellung wohl auf zehn Jahre nicht der Düngung, aber es wäre dem Raubbau durch zeitige Heranziehung eines starken Viehstandes vorzubeugen, ganz abgesehen von dem Vortheil des Milch-, Butter- und Käseertrages und der Möglichkeit, bei wachsender Zahl Conserven und Extract an Ort und Stelle zu erzeugen. In der Nähe von Klein-Popo ist, wie schon erwähnt, ein leidlicher Rindviehstand vorhanden; der Schlag ist schwarz, kräftig und die Milch gut. Butter- und Käsefabrication kennen die Eingeborenen bisher nicht, wohl aber genießen sie die Milch gern geronnen. Der vorhandene Schlag ist sehr wohl zu weiterer rationeller Viehwirtschaft geeignet, doch würde es vielleicht angebracht sein, das große graue italienische Rind zu acclimatificiren, das in der römischen Campagna unter ähnlichen gesundheitlichen Verhältnissen gedeiht. Die Tsetse-Fliege hat sich im Togogebiet bisher nicht gezeigt, so daß in dieser Beziehung dem Rind keine Gefahr droht.

Beim Schaf ist nach den bisherigen Erfahrungen auf Wollertrag nicht zu rechnen. Als Schlachtvieh aber ist das Schaf, ebenso wie die Ziege und Hühner von Bedeutung.

Der Transport von Lasten geschieht bisher ausschließlich durch Menschentrast: Männer und Weiber tragen die Lasten, oft bis sechszig Pfund, meilenweit und tagelang auf dem Kopfe, meist in einer aus biegsamen Zweigen hergestellten schlitzenartigen Trage. Europäer reisen jetzt auch noch in tragbaren Hängematten, zu welchen bei kürzeren Reisen fünf, bei längeren acht Träger gehören. An der Küste tragen je vier Leute gleichzeitig die Hängematte, im Innern, wo die Pfade schmal sind, je zwei, und zwar stets auf dem Kopf. Für Plantagenwirtschaft muß daher Zug- und Reitvieh eingeführt werden. Denn von solchem ist in dem bisher durchforschten Gebiet nichts zu finden, wenn man von dem halben Duzend Europäern gehörigen Pferden und den Kindern an der Küste abfährt. Dagegen ist nach den eingezogenen Erkundigungen das Kpöso-Gebiet, das schon jetzt innerhalb des deutschen Machtbereiches liegt, reich an Pferden. Von dort aus würde der Bedarf an Zug- und Reitpferden für Plantagenwirtschaft einzuführen und auf weitere Züchtung bedachtzunehmen sein. Gefüttert werden die Pferde an der Küste mit Gras und Mais und sind dabei äußerst leistungsfähig. Als Zugthier wäre ebenfalls, wie in ganz Südafrika, das Rind zu verwenden.

Die wichtigste Frage bei der Nugbarmachung unserer afrikanischen Besitzungen durch Plantagenbau ist die Arbeiterfrage. Für das Togogebiet liegen in dieser Beziehung die Verhältnisse äußerst günstig. Die Gwe-Neger arbeiten nicht nur selbständig auf ihren Aekern, sondern auch recht gern im Dienste des Europäers, wenn sie es auch lieben, einmal ein paar Monate müßig zu gehen und den Ertrag ihrer Arbeit zu verzehren; das liegt nun einmal im Volkscharakter. Aber sie melden sich fast immer wieder an ihrer Arbeitsstelle, so daß sich in einigen Jahren doch ein guter Stamm heranziehen läßt. Die Leute würden sich in der Nähe der europäischen Wirtschaftshöfe ihre kleinen Lehmhütten selbst bauen. Der Arbeitslohn stellt sich auf eine halbe Mark oder wenig darüber. Für höchstens sechs Pence Lohn und drei Pence „Subsistence“, das heißt Kostgeld, bekommt man im Innern tüchtige und ausdauernde Arbeitskräfte soviel man will. Auf Plantagen würde es sich empfehlen, den Arbeitern volle Naturalverpflegung zu geben, welche in Jams, Früchten, etwas Reis oder Mais, und wenigstens einmal wöchentlich, Sonntags, in einer guten Portion Fleisch, dazu Sonntags in einer kleinen Ration Schnaps und Tabak bestehen würde. Besser ist es immerhin und bei rationeller Viehwirtschaft äußerst billig, zweimal wöchentlich Fleisch zu geben. Die ärmeren Eingeborenen leben oft monatelang nur von Jams, und die regelmäßigen Fleischrationen auf der Plantage würden sie dort als Arbeiter leicht fesseln. Selbst eine einfache Belobigung, bei welcher alle Mitarbeiter fühlen, daß sie verdient ist, wirkt bei den Gwe-Leuten als Sporn, da ihnen das Ehrgefühl durchaus nicht abgeht.

Bedenklich wäre es aber, wenn man den weißen Dienstherren das Recht einer mäßigen väterlichen Züchtigung nehmen wollte. Dieses herrscht unter den Eingeborenen selbst, und es kommt sogar vor, daß der Schuldige, etwa ein auf Lüge oder Diebstahl Ertrappter, selbst geduldig den Rücken darbietet und sich hernach noch für die Züchtigung bedankt und wegen des Vergehens um Verzeihung bittet. Doch ist streng darauf zu halten, daß jede Strafe mit einer gewissen Förmlichkeit verhängt und vollzogen wird. Der Weiße wird sich feierlich zu Gericht setzen, die Beschuldigung aussprechen oder anhören, etwaige Zeugen vernehmen und danach gewissenhaft urtheilen müssen, auch wohl älteren Arbeitern die Schuldfrage vorlegen. Diese Neger lieben Gerechtigkeit, und man kann sicher sein, daß sie parteilos ihr Urtheil sprechen. Die Strafe, etwa fünf oder zehn Hiebe, ist hiernach festzusetzen und darauf nie vom Weißen, sondern von einem geachteten schwarzen Arbeiter zu vollstrecken. Nie wird der Bestrafte demselben grollen, wenn die Verurtheilung eine verdiente war. In zweifelhaften Fällen

ist es dort mehr als irgendwo geboten, ein freisprechendes Urtheil zu fällen. Auch sollte die verhängte Züchtigung nie brutal, sondern mit einer Ruthe ausgeführt werden, und streng darauf geachtet werden, daß der Vollstrecker nicht willkürlich die Zahl der verhängten Hiebe überschreitet: das erhöht das Ansehen des Weißen beträchtlich. Als weitere Strafe, namentlich für Faulheit, empfehlen sich Lohnabzüge, welche schon jetzt mit gutem Erfolge angewendet werden. Treue Arbeiter dagegen würden gelegentlich durch ein kleines Geschenk, als: ein buntes Taschentuch, ein Stück Rattun und dergleichen zu belohnen sein. Wenn die Leute fühlen, daß sie vorwärts kommen können, so fehlt es ihnen auch nicht an eigenem Trieb.

Des weiteren sind Verkehrswege ein wichtiges Erfordernis für die Verwerthung der Landeserzeugnisse. An natürlichen Verkehrswegen kommt im deutschen Logogebiet nur die Lagune inbetracht, in sehr beschränktem Maße auch die unteren Flussläufe. Für anderweitige Verbindungen muß demnach vor allen Dingen gesorgt werden. Es bestehen wohl zahllose Wege, aber diese sind die althergebrachten Negerpfade, nur für einen Menschen gangbar und zu den Seiten von hohem Savannengras oder dickem Busch eingeschränkt. Der Wanderer hackt mit dem Buschmesser die ihn hindernden Zweige fort und so erhalten sich diese Pfade in ewigem Einerlei. In Agotime sind die Wege, namentlich sofern sie zu Neckern führen, besser gepflegt und zwei bis drei Fuß breit gehalten, während sonst die betretene Spur höchstens einen Fuß ausmacht. Für die Bedürfnisse der Neger genügt dies; denn die Ernte wird von ihnen auf dem Kopf nachhause getragen, ebenso Palmkerne und Del zwanzig bis dreißig Meilen weit nach der Küste und die gekauften europäischen Waaren ebenso zurück. Wegebau ist also ein unbedingtes Erfordernis.

In anderen Theilen Afrikas geht man nach dem Erfahrungssatz, daß die Verkehrsmittel den Verkehr schaffen, mit Eisenbahnbau vor: so die Franzosen in Senegambien, die Ostafrikanische Gesellschaft, die Südafrikanische Republik und die Portugisen in Angola. Eine Eisenbahn wäre wohl das beste, aber im Augenblick für das deutsche Gebiet schwerlich vonseiten des Reichs zu erlangen. So muß es vorderhand wohl bei Fahrwegen sein Bewenden haben. Diese aber ließen sich bei der guten und festen Bodenbeschaffenheit fast kostenlos herstellen. Die vorhandenen Wege brauchten nur verbreitert zu werden, in den weiten Savannen durch Absicheln des meterhohen Grasses, im Busch durch Niederhauen der Zweige. Diese Thätigkeit würde sich leicht durch Gemeindegemeinschaft ausführen lassen, wenn gegen Geschenke mit den Häuptlingen ein Abkommen getroffen

würde. Die Arbeit wäre unter Leitung eines Weißen vorzunehmen, nachdem festgestellt wäre, inwieweit die vielfach, aber nicht immer ohne Grund gekrümmten Pfade sich abkürzen lassen. Denn der Neger pflegt jeden umgestürzten Baum zu umgehen, und wenn dieser verwittert und die Stelle mit Busch bewachsen ist, denkt niemand mehr daran, wieder einen kürzeren Weg durchzuschlagen. Im Buschhauen besitzen die Eingeborenen eine für den Europäer fast unbegreifliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit, so daß der Busch dem Wegebau kein ernstliches Hindernis entgegensetzt.

Anehó (Klein-Popó) liegt als Ausgangspunkt für den Handel am günstigsten; deshalb würde es wünschenswerth sein, von dort au- quer durch Löwe, Kéwe und Ngotime bis an das Gebirge ein- StraÙe zu bauen. Nur an zwei Orten stellen sich Terrainschwierig- keiten entgegen, deren Ueberwindung kostspielig wäre. Die StraÙe würde entweder auf der Nehrung bis Bagidá zu führen sein, und von dort nordwärts; dann würde sie aber durch das nördlich von Bagidá liegende Sumpfdickicht gelegt werden müssen, was schwierige und kostspielige Arbeiten nöthig machte. Wollte man andererseits eine StraÙe über Hauté führen, so wäre erstens die Lagune, etw. bei Toagbe-Koffi in Breite von hundert Metern zu überbrücken, zweitens bleibt aber eine mindestens ebenso große Terrainschwierig- keit in den Sümpfen des Háho bei Hauté oder unterhalb, wie in der Schilflagune bei Bagidá. Das beste würde daher sein, eine StraÙe von dem als Markt bedeutenden Obóme am nördlichen Ende des Logo-Sees ausgehen zu lassen, von wo aus bis zum Ge- birge hin gar keine technischen Schwierigkeiten vorhanden sind. Auf dieser ganzen Strecke sind nur siebenunddreißig Kilometer Busch zu hacken, alles übrige ist einfache Savanne. Ueber den schmalen See ist es leicht, eine Pfahlbrücke oder auch einfache Balkenlagen herzu- stellen, wie solche über kleinere Bäche schon jetzt bestehen. Von Obóme aus ist über den Logo-See und durch die Lagune die Ver- bindung mit der See vorhanden, so daß der Verkehr dort mit Ráhnen gescháhe. Die einheimischen Häuptlinge sind regsam genug, um den ungeheuren Vortheil einer solchen HauptstraÙe einzusehen und durch Gemeindegarbeit an derselben zu helfen. Die Sache muß freilich von der kaiserlichen Verwaltung indieshandgenommen werden. Seitenwege, die zu Mantagen führen, hätten die Unternehmer der- selben natürlich selbst herzustellen. Das ist sicher, daß allein das Vorbild einer breiteren StraÙe sofort einen überraschenden Nach- ahmungseifer der Eingeborenen zur Folge haben würde: sie ahmen dem Europäer nach, wo und wie sie nur können, und es kommt nur darauf an, diesen Trieb auf die Vorzüge europáischer Cultur, nicht auf deren Auswüchse und Laster zu lenken. Das ist vor aller-

Dingen zu bedenken, daß wirthschaftliches Leben nach europäischen Begriffen sich nur entwickeln kann, wo Communicationsmittel geschaffen werden: diese sind die Vorbedingung. Schwerlich wird sich deutsches Kapital hinauswagen, ehe wenigstens ein kleiner Anfang in dieser Beziehung gemacht ist.

Zur Feststellung des Culturwerthes der afrikanischen Gebiete, und um Muth zu Unternehmungen draußen zu machen, wäre eine amtliche Versuchsstation in hohem Maße wünschenswerth. Zur Anlage einer solchen empfiehlt sich, was das Togogebiet betrifft, am besten das nördliche Agotime, etwa die Gegend von Kloua, weil dort die mannichfachsten Böden sich finden und von dort aus sich, als Filialen, leicht Culturen am Agome-Gebirge betreiben lassen. Kostspielige Bauten wären auf einer solchen Station vollständig überflüssig, ein leichtes hölzernes Wohnhaus mit vier kleinen Zimmern entspricht den tropischen Verhältnissen vollständig und genügt für zwei unverheiratete Verwalter; ein solches Haus wäre in Deutschland fertigzustellen und draußen von einheimischen Zimmerern, welche recht geschickt arbeiten, aufzustellen. Außerdem gehörte zu der Station ein Wirthschaftsgebäude, das nach einheimischer Weise aus Fachwerk mit Lehm und Strohdach hergestellt werden könnte; darin wäre Küche, Vorrathskammer und dergleichen unterzubringen, während für Scheune und Ställe wegen der dortigen klimatischen Verhältnisse abseit eigene Gebäude, gleichfalls aus einheimischem Material hergestellt werden müssen. Ställe für Pferde und Rinder baute man am besten so wie die Ställe der französischen Cavalisten, der Spahis, in Senegambien, das heißt, an der Vorderseite völlig offen und mit einem nach dieser Seite schräg herunterhängenden Dache. Die Thiere stehen auf diese Weise stets in frischer Luft.

Aufgabe der Station, in der womöglich auch eine Schule unterzubringen wäre, müßte es sein: die schon im Lande vorhandenen Culturen rationell zu betreiben, neue Culturen einzuführen und für diese Erfahrungen zu sammeln; Viehwirthschaft und Pferdezucht zu verbreiten. In forstwirthschaftlicher Beziehung käme es darauf an, Bauhölzer, Farbholz und Ebenholz zu cultiviren. Wasserkraft zur Anlegung von Brettschneidemühlen bietet gerade in jener Gegend der Tobié mit seinem reichlichen Wasser und starkem Gefälle das ganze Jahr hindurch, selbst also in der Trockenzeit. Auch an vielen anderen Stellen des Gebietes ist gute Wasserkraft vorhanden. Eine Versuchsstation wäre am besten von tüchtigen jungen Förstern, unter Beirath eines weniger theoretisch als praktisch gewandten Botanikers zu leiten. Förster haben den Vorzug, mit Waldwirthschaft Bescheid zu wissen, und doch auch in der Landwirthschaft und Pflege des Viehs bewandert zu sein. Es wäre selbstverständlich, daß die Verwalter einer

olchen Station sich erst eine Weile auf tropischen Plantagen, etwa in Liberia, umzuthun, wo sie namentlich Gelegenheit hätten, den Kaffeebau praktisch kennen zu lernen; auch in Brasilien wäre eine gute Vorbildung zu erreichen. Eine solche Station würde nicht übermäßig hohe Kosten machen; denn es brauchten nicht mehr als etwa zehn Schwarze dauernd als Arbeiter beschäftigt zu werden, während zur Aussaat und Ernte natürlich mehr Kräfte heranzuziehen wären. Die deutsche Regierung thut augenblicklich die ersten Schritte zur Anleitung der Eingeborenen zu rationeller Wirthschaft; aber ohne eine Musterwirthschaft wird es in Zukunft doch nicht abgehen können. Bedürfen wir doch in der eigenen Heimat dringend noch der Musterwirthschaften! Eine Versuchstation, auf der gleichzeitig ein Polizeisoldatenposten läge, würde einen festeren Punkt für das Ansehen der deutschen Verwaltung abgeben, als alle äußeren Verwaltungsmaßregeln: denn die Ewelveute haben ein Bedürfnis nach höherer Cultur, und wer ihnen die Wege dazu weist, dem folgen sie willig.

Die vielgepriesene „natürliche Entwicklung“, der man die Colonien überlassen soll, ist von sehr zweifelhaftem Werth. Jeder Fortschritt bedarf der Anregung, und diese wäre zweifellos am besten durch Anlage von amtlichen Versuchstationen zu geben. Eine natürliche Folge solcher Unternehmungen wäre alsdann nach etlichen Jahren eine Colonialausstellung im Mutterlande, durch welche die Ertragsfähigkeit und Bewirthschaftung der verschiedenen Gebiete zur Anschauung gebracht würde. Diese würde in erster Linie die Landesproducte, Geräthe, Karten der Gebiete, Bilder und Denkschriften auslegen, in welchen von sachkundiger Seite der wirthschaftliche Werth der Gebiete nach Landbau, Viehwirthschaft, Bergwerksbetrieb und Handel zu beleuchten wäre. Solche Ausstellung würde das jetzt noch immer lahme Interesse für Colonialpolitik stärken. England und Holland veranstalten derartige Ausstellungen für Deutschland werden sie, da es über See Besitzungen erworben hat zu einer Nothwendigkeit.

Ein Punkt von großer Wichtigkeit ist ferner die Verbindung mit dem Mutterlande. In dieser Beziehung ist Westafrika schon jetzt in einer viel günstigeren Lage als Ostafrika; denn die Wörmann-Linie fertigt monatlich zweimal regelmäßig ihre Dampfer nach Westafrika ab. Die Frachtsätze sind nicht übermäßig hoch: dreißig Mark für das Kubikmeter nach allen Plätzen an der Küste; doch sind bei größeren Verschiffungen sicher wohl noch niedrigere Frachten zu erzielen. Das Personensahrgeld beläuft sich auf fünfhundert Mark in erster Kajüte bis zur Sklavenküste, sechshundert bis Kamerun; zweite Kajüte stellt sich auf dreihundert bis dreihundertfünfzig Mark, während Zwischendeck nicht vorhanden ist. Die

Uebersfahrtspreise auf der englischen Linie stellen sich beträchtlich höher. Erschwert wird der Transport von Waaren von und nach der Küste durch die Schwierigkeit der Landung. Die afrikanische Westküste hat wenig oder gar keine Häfen. Die Franzosen haben Goree-Dakar durch den jetzt schon vortrefflichen Molenbau zu einem sicheren Hafen gemacht; auch Monrovia wäre mit einer einzigen Mole zu sichern. Die übrige Küste ist jedoch ohne jede stille Bucht, fast durchweg langgestrecktes Sandgestade mit heftiger Brandung. Die Schiffe ankern an dieser freien Küste etwa ein bis zwei Kilometer entfernt, und die Ladung wird in Brandungsböten gelöscht und genommen. Das Fahren durch die Brandung ist gefährlich, Umschlagen von Böten trotz der Geschicklichkeit der schwarzen Botsteute alltäglich und Unglücksfälle nicht selten. Die Gefahr wird dadurch erhöht, dass an der Küste zahlreiche Haie stehen, namentlich in der Gegend von Weidab, doch auch an der deutschen Sklavenküste. Für Weiße ist die Gefahr allerdings nicht allzu groß; denn wenn ein solcher an Bord ist, geben die Schwarzen mit äußerster Vorsicht zuwerke, namentlich wenn man ihnen ein Trinkgeld versprochen hat; man gibt alsdann dem Botshauptmann inderregel einen Schilling. Fälle, dass Weiße ertrunken oder von Haien gefressen wären, sind mir an der ganzen Küste nicht zu Ohren gekommen. Für das deutsche Gebiet von Lomé bis Klein-Popó ist die Frage aufzuwerfen, ob bei weiterer Entwicklung der Togo-Colonie sich nicht ein Mittel fände, eine bequemere Landung zu ermöglichen. Technisch zu lösen wäre diese Frage wohl bei Klein-Popó, aber nur mit großen Kosten, wie ja bekanntlich bei allen Wasserbauten mit Millionen zu rechnen ist. Bei Klein-Popó am Durchbruch der Lagune ließe sich durch Molenbau und Baggern eine Hafeneinfahrt herstellen. Die Breite des Durchbruchs der Lagune ist dort je nach den aufgeschwemmten Sandmassen eine verschiedene, die größte Weite beträgt etwa siebenzig bis achtzig Meter. Zur Ebbezeit beträgt die Wassertiefe kaum mehr als ein Meter, und oft kommt gänzlichcs Versanden vor, wo dann von den Factoren die Verbindung mit der See künstlich wiederhergestellt wird. Hinter dem Durchbruch landeinwärts erweitert sich die Lagune bis zu hundert Metern Breite und bald beträchtlich darüber, wobei die Wassertiefe auch zunimmt: das mittlere Fahrwasser ist immerhin drei bis vier Meter tief und selbst darüber. Kleine Risse in der Lagune wären leicht mit Dynamit zu sprengen. Durch Baggern ließe sich also in der Lagune wie an deren Einfahrt sehr wohl die für einen Hafen nöthige Wassertiefe herstellen. Auch die zum Molenbau erforderlichen Steine finden sich in unmittelbarster Nähe der Küste. Das Gestade selbst ist infolge der heftigen Brandung sehr

veränderlich und ändert namentlich bei Stürmen vollständig die Gestalt. Deshalb ist ein Molenbau thatsächlich mit großen Schwierigkeiten und ungeheuren Kosten verbunden. In absehbarer Zeit ist bei dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Stande der Colonie garnicht daran zu denken, eine Hafenanlage zu versuchen; vorerst sind noch viele dringendere Bedürfnisse zu befriedigen.

Elfter Abschnitt.

Nächste Bedürfnisse des Logogebietes: Arzt, Gesundheitsstation, Mission, Schule, Leuchtfeuer, Statistik, deutsches Geld. Vorschläge für die Colonialpolitik: Fernsprecheinrichtung an der Küste und nach Sébe, Befestigung der deutschen Macht, deutsches Recht und einheimisches Recht.

Das im Augenblicke dringendste Bedürfnis für Logo ist ein Arzt und eine Gesundheitsstation. Etwa dreißig Weiße leben an der deutschen Küste und entbehren völlig der ärztlichen Hilfe: der nächste Arzt ist in dem englischen Kéta zu finden, das heißt zwei Tagereisen von Klein-Popó, so daß selbst bei Bestellung durch reitenden Boten und Reise des Arztes zu Pferde sechsunddreißig Stunden vergehen, ehe im günstigsten Falle der Arzt zurstelle sein könnte. Welches Honorar alsdann zu zahlen ist, kann man sich wohl vorstellen, und zehn Pfund englisch wäre keine übertriebene Forderung. Nach der anderen Seite, auf französischem Gebiet, sind die Jesuitenmissionare als tüchtige Aerzte geschätzt, aber auch von dort her wäre Hilfe immerhin erst in schnellstens zwölf Stunden zu beschaffen. So sind die Weißen, zu denen jetzt auch vier Reichsbeamte gehören, ganz und gar auf ihre eigene Hilfe angewiesen. So weit es sich dabei um Fälle des gewöhnlichen Fiebers handelt, genügt diese vollständig; denn auch der europäische Arzt hat die Behandlung desselben höchstens aus einem Buche gelernt, Gelegenheit zu eigener Beobachtung findet er erst an der Küste, wo sich eine alte und bewährte, sehr einfache Behandlung von Geschlecht zu Geschlecht überliefert hat — wenn man unter Geschlecht die immer neu an die Küste hinausgehenden jungen Leute versteht. Um einen gewöhnlichen Fieberanfall kümmert man sich am besten garnicht und die meisten gehen da, bei ruhig ihrem Berufe nach, höchstens nehmen sie nachher ein halbes Gramm bis zu einem Gramm Chinin. Wie

aber, wenn andere Krankheiten vorkommen, bei welchen sich der Laie nicht Rath weiß? Oder wenn schwere Verletzungen eintreten, Verwundungen, Brüche und dergleichen, die durch rechtzeitiges Eingreifen eines Arztes leicht zu beheben, ohne dieses aber zu den traurigsten Folgen, Wundbrand und dergleichen führen können? Aus diesem Grunde ist die Berufung eines Arztes dorthin unbedingt nöthig, und die Reichsregierung hat auch schon einleitende Schritte dazu gethan. Aber diese Hilfe ist nur eine halbe, wenn nicht gleichzeitig dazu eine Gesundheitsstation begründet wird. Nach schweren Fiebererkrankungen bedarf der Körper einer kurzen Erholung, und diese ist in dem fieberschwülen Klima der Küste nicht zu finden. Es kommt so oft vor, daß einer ersten Fiebererkrankung schnell eine schwerere folgt. So erging es nach der Expedition dem Kaiserlichen Secretär Hrn. Grade, welcher kaum von seinem schweren Fieberanfall genesen war, als den noch geschwächten Körper das Schwarzwasser- (Blackwater-) Fieber ergriff, welchem er nach menschlicher Voraussicht hätte erliegen müssen: es ging noch einmal gnädig ab, und er überstand es. Wenn nun im Lande eine Gesundheitsstation sich befände, so könnte der Genesende dorthin gehen und volle Kräftigung wieder erlangen: jetzt muß er mindestens eine Reise bis Teneriffa unternehmen. Das Togogebiet hat thatsächlich Gebirgsgegenden mit vollständig fieberfreier gesunder Lage. Man braucht zu diesem Zwecke garnicht erst bis zum Agómegebirge zu gehen, das immerhin sieben bis acht Tagereisen von der Küste entfernt liegt; der Agutó, um zwei Tagereisen näher, ist von allen Seiten dem Winde frei ausgesetzt und doch reichlich genügend weit von der Fieberzone entfernt ist, böte auf seiner herrlichen Höhe und Maximaltemperatur von schwerlich über 25° C. die geeignetste Stätte für eine Gesundheitsstation. Das Agómegebirge, obgleich höher, ist wegen der zahlreichen sich hintereinanderschiebenden Ketten doch nicht so dem freien Wind ausgesetzt, wie der Agutó; auch zeigt Land Gbese am Gwetú vielfach Kröpfe, was auf schlechte Luft- und Wasserverhältnisse deutet. Eine Gesundheitsstation erfordert noch viel weniger eine kostspielige Anlage, als eine Versuchstation: ein kleines Holzhaus mit zwei Zimmern und dem nothwendigen Geräth, in erster Linie guten Betten, genügt; dazu kommt selbstverständlich ein kleines Wirthschaftshaus für die Küche. Der Erholungsuchende würde sich in allen Fällen seinen Zungen und Koch zur Bedienung mitbringen. Die Verpflegung ist dort leicht zu erlangen: Geflügel und Schafe, sowie Früchte bieten die umliegenden Ortschaften reichlich, Conserven und Getränke hätte der Leidende als Trägerlast mitzubringen. Das Trinkwasser am Agutó ist durchaus gut.

Unbedingt nothwendig ist es, die Missionsthätigkeit in deutschen Gebiete inangriff zu nehmen. Man hat nun freilich in Deutschland keine starke Meinung für Heidenmission, ob mit Recht oder Unrecht, mag hier völlig dahingestellt bleiben. Wenn ich aber der Mission im deutschen Gebiete das Wort rede, so geschieht das nicht nur aus Interesse an der Ausbreitung des Christenthums, sondern auch aus so dringlichen praktischen Gründen, dass es wundernehmen müsste, wenn nicht eine größere Theilnahme am Missionswerk entstehen sollte. Welche politische Bedeutung der Islam hat, und wie dieselbe von Jahr zu Jahr in Afrika wächst, das haben die politischen Ereignisse im Sudan wohl zuregenügte bewiesen, und im Kongo-Staate dürften sich über kurz oder lang Dinge ereignen, welche auch dem Blödesten klar machen, dass Deutschland für seine Gebiete schleunige Vorsorge treffen muss. Aus eigener Anschauung kenne ich nur Togo, und für dieses schreibe ich hier. Von Salaga aus ist der Islam nun im schnellsten Vormarsch nach der deutschen Küste begriffen, und in der Nähe von Klein-Popó hat sich schon ein in hohem Grade redegewandter Apostel des Islam, ein Haussa, festgesetzt. Was geschieht, wenn das Gebiet in zehn Jahren muhamedanisch ist und eines Tages politische Verwickelungen daraus entstehen? Will das Reich Gewehr bei Fuß dieser Eroberung durch den Islam zusehen? Die Reichsverfassung gestattet leider aber nicht, dass die Verwaltung sich um die Mission kümmert. Da werse ich aber die Frage auf, ob denn diese Verfassung, welche zu einer Zeit gegeben wurde, wo von überseeischen Besitzungen noch nicht die Rede war, eine unabänderliche bleiben muss, jetzt, wo die politischen Verhältnisse ganz andere sind. Islam und Christenthum sind in Afrika politische Mächte und es wäre hohe Zeit, dass mit richtiger Würdigung dieser Thatsache das Reich Schritte thäte. Ein erster Nothbehelf, der im Rahmen der bestehenden Verfassung möglich ist, wäre ein Verbot muhamedanischer Missionen im deutschen Gebiete. Solche bloßen Unterdrückungsmaßregeln bleiben aber immer von nur zweifelhaftem Werthe: sie reichen nicht lange, namentlich gegenüber der Thatsache, dass der Islam unter den Schwarzen indertbat eine Culturaufgabe erfüllt: die Füllahstämme mit ihrem zwangsmäßigen Schulunterricht beweisen dies zuregenügte. Zum Islam neigt der Neger namentlich auch, weil der Koran ihm die Vielweiberei gestattet. Wenn die Culturaufgabe, welche der Islam erfüllt, eine unleugbare ist, so ist doch andererseits nicht zu übersehen, dass er nur bis zu einer gewissen Stufe hebt und für eine weitere Stufe seine Befenner einsfürallemal unfähig macht; oder wollte man auch das nicht anerkennen, so bleibt doch klipp und klar die Thatsache bestehen, dass der Islam die Neger auf eine ander-

Kultur hinleitet, als die unsrige, und daß er damit eine Kluft schafft. Bei der Kluft, welche jetzt zwischen dem Fetischisten und dem Weißen besteht, fühlt der erstere die Ueberlegenheit des Europäers. Der muhamedanische Neger aber sieht, fanatisirt durch seine — natürlich einzig wahre — Religion, im Weißen einen Irrgläubigen, gegen den Muhamed den Heiligen Krieg predigt. Wer sagt denn, daß nicht früher oder später ein schwarzer Mahdi in unserem Gebiet auftritt, so gut wie dies im Sudan geschehen? Kann das Reich nichts thun, so ist es Pflicht des deutschen Volkes, einzugreifen und für Missionen draußen zu sorgen. Jetzt gibt es nur einen Missionar in dem deutschen Logogebiet, einen schwarzen Wesleyaner in Anehó, der selbstverständlich außer ein paar Gebeten, dem Vaterunser und einem wenig biblischer Geschichte, nur etwas von seinem eigenen mangelhaften englisch und, bis Herr Grade es verbot, englische Geschichte lehrte. Was die wesleyanische Mission werth ist, das wissen deutsche Missionare zurgenüge. Die Norddeutsche Mission arbeitet wohl unter den Eweleuten an der Sklavenküste, aber nur auf englischem Gebiet, und ihre ganze Art der Arbeit hat sich dem englischen Geiste anbequemt. Doch wäre sie, wie sich aus den Verhandlungen mit der Reichsregierung ergab, bereit, auch auf deutschem Gebiet zu arbeiten, wenn die nöthigen Mittel — es wurden vierzigtausend Mark zur ersten Uulage und zwanzigtausend Mark jährlicher Unterhaltungskosten genannt — ihr zur Verfügung gestellt würden. Schwer würde eine solche Doppelarbeit sicherlich sein; denn Mission und Nation lassen sich nicht leicht trennen. Mir schiene es deshalb besser, wenn sich eine selbständige Mission für Togo bildete, welche in Freundschaft mit der Norddeutschen Mission in Bremen arbeitete. Eine solche Gesellschaft würde auch sprachlich sich an die Bremer zuerst anlehnen, um Zeit und Geld zu sparen. Denn die Bremer haben das nöthige sprachliche Lehrmaterial handschriftlich in Händen: der gedruckte „Schlüssel“ der Ewe-Sprache von Schlegel kann praktischen Bedürfnissen nur wenig dienen. Fänden sich opferwillige junge Missionare und böte die Reichsregierung im Rahmen der Verfassung ein wenig die Hand, so ließe sich mit bedeutend geringeren Kosten, als der Bremer Entwurf besagt, eine Mission ins Leben rufen. Daß auf dieser dann deutsche Geschichte gelehrt werden müßte, ist selbstverständlich.

Der wesentlichste Lehrgegenstand wäre aber nächst Religion die deutsche Sprache in Wort und Schrift. Viele deutsche Kaufleute an der Küste wollen allerdings nichts davon wissen, daß Eingeborene Deutsch lernen: es scheint ihnen bequem, daß die Bediensteten nichts verstehen, wenn die weißen Herren sich unterhalten.

Dabei ist aber zu bedenken, dass man daheim in Deutschland doch auch dieselbe Sprache redet, wie die Dienstboten, und Angelegenheiten, welche diese nicht hören sollen, vor ihren Ohren nicht verhandelt; vor allen Dingen steht aber die Thatsache fest, dass viele von den Jungen draussen durch bloßes Hören genug deutsch gelernt haben, um ihre Herren zu verstehen, wovon sie sich freilich nichts merken lassen. Wir haben auf unserer kurzen Expedition die Erfahrung gemacht, wie schnell diese Leute ein Hundert Worte aufschnappen. Für die kaiserliche Verwaltung werden deutsch sprechende und schreibende Neger mehr und mehr nöthig: jetzt verkehrt der Zoll-Verwalter mit seinen Zollwächtern, des Schreibens kundigen und etwas englisch radebrechenden Schwarzen, in englischer Sprache. Ebenso ist es ein höchst sonderbarer und des Deutschen Reiches auf die Dauer nicht würdiger Zustand, dass der draussen angestellte Polizeimeister, ein ehemaliger Feldwebel, zwar die militärischen Commandos deutsch gibt, im übrigen aber mit seinen schwarzen Polizei-Soldaten in einem Gemisch von Kru-englisch und deutschen Brocken verkehrt. Das übelste ist dabei, dass die Mehrzahl der Rekruten noch gar kein Wort englisch bei ihrer Einstellung verstand, und dass sie erst durch ihren Vorgesetzten englisch radebrechen lernen. Warum dann nicht deutsch? Dem Uebelstande wäre am besten durch schleunige Errichtung einer deutschen Schule abzuhelfen, auf der jeder Rekrut einen kurzen Lehrgang durchzumachen hätte. Bei der vorzüglichen Begabung der Neger für Spracherlernung wäre in wenigen Wochen schon ein guter und für die praktischen Bedürfnisse genügender Erfolg zu erzielen.

In Kamerun ist für eine deutsche Schule gesorgt, welche in den geistig ziemlich armseligen Dualla-Stamm Schnitt und Bildung bringen soll: das in hohem Maße befähigte, eine reich entwickelte Sprache redende Ewe-Volk an der deutschen Sklavenküste entbehrt aber noch der Schule. Während in Kamerun, nach dem Bericht des dort wirkenden deutschen Lehrers Cristaller, die Früchte schwer zu erringen sind, trotz des großen Eifers der Zöglinge, würden im Logogebiet die Früchte fast in den Schoß fallen. Der Duallasprache fehlen die allergewöhnlichsten abstracten Begriffe, selbst Adjective für ganz alltäglich vor Augen tretende Erscheinungen; die Ewesprache dagegen ist imstande, europäische Gedanken in ziemlich vollkommener Weise zum Ausdruck zu bringen. Hoffentlich wird daher auch bald diesem Volke der Segen besserer Schulbildung zu theil. Man vergesse nur nicht, dass die höhere Ausbildung dieser Völker, wenn sie richtig angefaßt wird und nicht in Verbildung und Unbotmäßigkeit sich verkehrt, dem Mutterlande auch wirtschaftlich zugutekommt. Die Eingeborenen werden umsomehr wissen, ihr

Production zu steigern, und werden dadurch zu desto kräftigeren Abnehmern europäischer Erzeugnisse. Geht es mit der Mission nicht vorwärts, weil das Reich nicht zuständig ist, so möge wenigstens die Schulfrage bald inangriffgenommen werden.

Umgekehrt aber ist es auch eine unabweisliche Nothwendigkeit, den Beamten die Erlernung der Landessprache aufzulegen. Ein paar Worte lernt ja wohl jeder derselben, aber es ist herzlich wenig und auf keinen Fall genügend, ein Gespräch der Leute zu verstehen. Darunter leidet die Verwaltung schwer. Jetzt sind die Beamten ganz und gar auf den Dolmetscher angewiesen, der beide Theile in der Hand hat und schließlich, selbst wenn er ehrlich ist, nicht immer richtig dolmetschen kann. Der frühere Dolmetscher der kaiserlichen Verwaltung, James Badahü, war ein ganzer Spießbube, wie sich schließlich herausstellte, und wofür er natürlich davongejagt wurde. Sein Nachfolger, unser Ventura, der die Expedition mitmachte, ist ein ganz guter Kerl, hatte aber kurz vor dem Ausbruch ins Innere auch seine halbamtliche Stellung zu einer Schwindelei mißbraucht, durch welche er sich ein paar Schillinge unrechtmäßigerweise verschaffen wollte. Solche Dinge können jetzt vor den Ohren der Beamten geschehen, ohne dass diese es merken. Bei Verhören wäre es desgleichen unbedingt nöthig, dass der Beamte die Landessprache verstehe, vor allem aber bei Palavern, wo die Schwarzen jetzt ganz flott ihre Ränke schmieiden, sich verabreden und mit dem Dolmetscher unter eine Decke stecken können. Wir haben mit angehört, welch' einen gewaltigen Eindruck es auf unsere Träger machte, als Missionar Spieth zu ihnen in fließendem Ewe sprach: da hörten sie zum ersten Male aus dem Munde eines Weißen ihre eigene Sprache. Es thäte noth, dass ein Hilfsbüchlein zur Erlernung der Ewesprache für die kaiserlichen Beamten von sachkundiger Seite abgefaßt würde, wobei die Bremer Missionare, wengleich ihr Material Formen und Lautstand des etwas abweichenden Anglodialektes enthält, gewiss hilfreiche Hand böten, und dass jeder hinausgehende kaiserliche Beamte schon Vorstudien zur Spracherlernung gemacht hätte. Der Erfolg wäre ein ganz unberechenbar großer.

Wenn ich im vorausgegangenen Abschnitt die Möglichkeit einer Hasenanlage erörtert hatte, so möge hier von einer Erleichterung der Schifffahrt gehandelt werden, die als dringliche und zur Ehre des Reiches nothwendige bezeichnet werden muss: das ist die Einführung von Leuchtfeuern. Die ganze deutsche Sklavenküste liegt jetzt nachts in völligem Dunkel. Die englische Goldküste zählt drei Leuchtfeuer: Cape Coast-Castle, Cape Three Points und Akkra; Liberia sogar, die köstliche Neger-Republik, deren zwei: auf Kap Mesurado bei Monrovia und auf Kap Palmas. Da verlangt schon

die Ehre des Reiches die Anlage mindestens eines Leuchtfeuers auf deutschem Gebiet, ganz abgesehen davon, daß die Schiffe jetzt oft vor der deutschen Küste treiben müssen, weil sie nachts keinen Anhalt haben: Lotsen gibt es ja auch nicht. Wenn man bedenkt, daß selbst die elenden Feuer an der liberischen Küste ihren großen Nutzen haben, so daß jedes Schiff nachts bei Monrovia und Kap Palmas vor Anker gehen kann, während sie an der deutschen Küste bis gegen Morgen liegen bleiben, um nicht die Station zu verfehlen, so wird man die dringende Nothwendigkeit von Leuchtfeuern für die deutsche Küste gewiß anerkennen. Es genügte ja schon ein kleiner, wenig kostspieliger Anfang, starke Blendlaternen, die an den hohen Flaggenmasten aufgezogen werden könnten; auf acht bis zehn Seemeilen würden diese doch sichtbar sein. Die Besorgung solcher Feuer würde nicht einmal Unkosten machen, da die Factorien leicht durch ihren Nachtwächter das Feuer überwachen lassen könnten. In erster Linie wäre in Lóme und Anehó (Klei-Popó) Vorsorge zu treffen, damit Anfang und Ende des deutschen Gebiets nachts kenntlich würden. Der neue Flaggenstock am Regierungsgebäude in Anehó ist etwa zwanzig Meter hoch und steht an einem leicht vorgeschobenen Platz der Küste, hart am Strande.

Für die Fortentwicklung der Colonie ist auch die Einführung einer amtlichen Statistik über Einfuhr und Ausfuhr nöthig. Diese würde am besten die Nothwendigkeit thatkräftiger Schritte zur Cultivirung des Landes beweisen. Die statistischen Erhebungen können, ohne Kosten zu verursachen, von der Zollverwaltung gemacht werden. Für die Einfuhr sind die Manifeste, welche so wie so dem Zollbeamten vorgelegt werden müssen, eine sichere Grundlage, und für die Ausfuhr würde von allen Conossementen Abschrift zu nehmen sein.

Was den Geldverkehr betrifft, so geschieht dieser jetzt noch überwiegend in englischer Münze, und zwar Silber. Englische Ein- und Zweischillingstücke, Sixpence und Threepence dienen gewöhnlich als Zahlung; Gold und Kupfer sind nicht im Verkehr. Dagegen wird im Innern die Kaurimuschel als Scheidemünze benutzt. Deutsche Ein- und Zweimarkstücke, wie auch Fünzigpfenniger finden jetzt, namentlich durch Bemühung des stellvertretenden Commissars Herrn Grade Eingang, die Mark als Schilling gerechnet. Die Schwarzen machten zuerst Schwierigkeiten bei der Annahme, aber der nachdrückliche Verweis auf die deutschen Factorien, welche es nehmen würden, hat jetzt das deutsche Geld schon etwas eingebürgert. Den deutschen Factorien erwächst daraus gegenüber den französischen im Augenblick sogar ein kleiner Vortheil, da ihnen Kundschaft zugewiesen wird.

Wenn ich endlich hier noch ein paar Vorschläge für die Colonialpolitik und Verwaltungsmaßregeln anreihe, so ist es nicht meine

Absicht, für das Logogebiet einen für einen Privatmann höchst nützigen prophetischen Ausblick zu thun, sondern aufgrund der dort gewonnenen Eindrücke Privatunternehmungen, sei es im Logogebiet oder sonstwo in Afrika, Fingerzeige zu geben und auch dem deutschen Reichstage manches ans Herz zu legen.

Es ist mir aufgefallen, daß trotz dreijährigen Besitzes im Gebiet noch kein Fernsprechverkehr besteht, der ohne große Kosten zu ermöglichen wäre und eine dringende Nothwendigkeit ist. Der Verkehr an der Küste entlang zwischen den einzelnen Orten ist jetzt sehr kostspielig: es müssen oft außerhalb der zweimal wöchentlich regelmäßig verkehrenden Post besondere Boten, namentlich auch von der kaiserlichen Verwaltung, geschickt werden. Das macht jedesmal eine Ausgabe von sechs bis neun Mark. Es wäre daher wohl wegen der Ersparnis, die dadurch auf die Dauer erzielt wird, wie auch wegen der größeren Schnelligkeit des Verkehrs zu wünschen, daß bald eine Fernsprecheinrichtung gemacht und an jedem Orte auf einer der Factoreien eine öffentliche Fernsprechstelle eröffnet würde. Bei Ankunft von Schiffen würde dadurch die Regelung der Geschäfte in hohem Maße erleichtert, und daher auch die Benutzung eine reichliche sein. Selbst wenn die Gebühren mäßig berechnet würden, deckten sich schon die Zinsen des Anlagekapitals; denn die wohlhabenden Schwarzen würden gleichfalls sich bald an die Benutzung des Fernsprechers gewöhnen, zunächst schon aus Neugier. Namentlich ist aber ein Fernsprecher an der Küste entlang im Interesse der kaiserlichen Zollverwaltung. Fast unumgänglich nöthig wird aber eine Leitung hinüber nach dem Regierungsgebäude in Sébe sein, sobald die kaiserliche Verwaltung dieses thatsächlich bezogen hat. Es liegt ganz vereinsamt, zwei Kilometer Luftlinie von Anehó (Klein-Popó) landeinwärts hinter der Lagune, ist aber im Bot nur in einer guten halben Stunde zu erreichen. Jetzt, wo die Verwaltung noch an der Küste in einem gepachteten Grundstück — dem Hause Mite's — sitzt, macht sich das gelegentliche Hinüberfahren schon unangenehm fühlbar und die Beamten erschöpfen sich, wenn es in der heißen Mittagszeit nöthig ist. In Zukunft wird der Mangel einer Fernsprech-Verbindung oder eines Telegraphen aber noch fühlbarer werden. Wer daheim in Deutschland sitzt, kann sich vielleicht garnicht vorstellen, daß draußen an der afrikanischen Küste Telegraph und Fernsprecher nöthig sein sollten: man sieht eben nicht, daß dort draußen genau ebenso ein reges wirtschaftliches Leben herrscht, wie daheim, und daß dieses Erleichterung und Förderung heischt. Andere Völker und Staaten gehen in dieser Beziehung schneller vor. Als vor etlichen Jahren, es war 1883, die südafrikanische Republik in Europa Anstrengungen machte, für einen

Eisenbahnbau von Prätoria nach der Delagoa-Bai Geld aufzunehmen, da begegneten diese Anstrengungen fast überall dem Kopfschütteln derjenigen, welche Afrika als eine von etlichen Cactus bewachsene Sandwüste sich vorstellten: heut ist die Delagoa-Bahn eine vollendete Thatsache. Die Portugiesen bauen in Angola eine Eisenbahn, die Franzosen haben in Senegambien reichlich Telegraphen und Eisenbahn, an der englischen Goldküste entlang telegraphirt man nach Europa — das deutsche Gebiet hat aber von alledem nichts; und soll einmal vom Sise der deutschen Regierung in Aneshó eine Depesche geschickt werden, so hat ein reitender Bote erst ein paar Duzend Meilen an der Küste entlang durch knietiefen Sand zurückzulegen, bis er zur englischen Telegraphenstation kommt. Das ist ein bei der Machtstellung Deutschlands nicht länger aufrechtzuerhaltender Zustand, und es wäre zu wünschen, daß die Reichsverwaltung möglichst schnell dem Reichstage eine Vorlage machte zur Herstellung eines Fernsprechers oder besser noch eines Telegraphen von Aneshó westlich die Küste entlang durch das ganze deutsche Gebiet bis zur ersten englischen Telegraphenstation.

In politischer Beziehung gilt es, in Afrika nicht nur Schritt für Schritt die deutsche Macht auszubreiten, sondern dieselbe in den erworbenen Gebieten auch gründlich zu befestigen. Das Ziel deutscher Schutzherrschaft muß es sein, früher oder später die unumschränkte Gewalt auszuüben. Gegenwärtig haben wir in Afrika zwei Arten von Schutzgebieten: in den einen wird die Verwaltung ebenso wie die wirtschaftliche Ausbeutung von Gesellschaften vollzogen; das ist in Ostafrika der Fall und in gewisser Weise auch in Südwestafrika, obwohl dort durch einen kaiserlichen Commissar die Reichshoheit unmittelbar vertreten ist; in den anderen westafrikanischen Besitzungen aber, nämlich Kamerun und Togo, wird die Verwaltung unmittelbar von der Reichsregierung geführt, welche sich abwartend verhält, ob und wann Plantagen- oder Bergbau-Gesellschaften die Nugbarmachung der Naturproducte unternehmen. Es sind also Kroncolonien. Die Fortentwicklung unserer Colonien läßt es nur als eine Frage der Zeit erscheinen, wann auch in der ersten Gattung von überseeischen Besitzungen die Verwaltung in die Hand der Reichsregierung übergeht. Auf die Dauer wird es ein bedenklicher Zustand werden, daß die Beamten einer Privat-Gesellschaft, welche sich eines kaiserlichen Schutzbriefes erfreut, Maßregeln treffen können, die doch schließlich, auch wenn sie völlig richtig sind, Verwickelungen herbeiführen können, welche ein Einschreiten des Reiches zur Ehre der deutschen Flagge nöthig machen. Träte dieser Fall einmal ein, so würde es nicht an Uebelwollenden fehlen, welche ein Geschrei darüber erhöben, daß etwa

deutsche Matrosen zum Gewehr greifen müßten, um die Gesellschaft Soundso zu schützen. Wann der Zeitpunkt eintritt, wo das Reich die Gesellschaftsbeamten durch Reichsbeamte zu ersetzen hat, läßt sich jetzt wohl noch nicht absehen; kommen wird und muß er, ebenso wie die Ostindische Compagnie eines Tages verschwand. Für das Reich handelt es sich darum, zunächst in seinen gegenwärtigen unmittelbaren Besitzungen die deutsche Macht zu befestigen. Das läßt sich gegenüber den einheimischen Häuptlingen ohne Gewalt, nur durch kluge Benutzung der inneren politischen Verhältnisse erreichen.

Die Häuptlinge gebieten nur über eine Ortschaft, sind also thatsächlich nichts weiter als Dorfschulzen; von einem wirklichen Staat kann man nur in Agotime sprechen. So lange in Agotime ein Fürst herrscht, welcher, wie jetzt der alte König Agbowi, der deutschen Verwaltung treu ergeben ist, wird man diesen als eine Art Statthalter betrachten und ihm seine Würde lassen können; käme aber dort ein Oberhäuptling infrage, von welchem sich nicht das Gleiche erwarten läßt, so wäre ein Einschreiten der Reichsregierung unbedingt nöthig. Das ist keine Gewaltthat, sondern eine unbedingte Folge der abgeschlossenen Verträge; ein Nachfolger des Königs von Agotime übernimmt mit Antritt der Regierung auch die von seinem Vorgänger geschlossenen Verträge, und hält er diese nicht, so stellt er sich damit auch außerhalb des Freundschaftsbundes mit dem Reiche, das seinerseits dann seine Interessen zu wahren hat. Die naturgemäße Entwicklung der Verhältnisse wird allerdings ein irgendwie thätliches Einschreiten der deutschen Behörden wohl überflüssig machen, wenn man die Zeitumstände namentlich beim Tode von Fürsten klug benutzt. Die Landschaft Togo bietet dafür ein gutes Beispiel. Der letzte König von Togo, Mlapa, starb wahrscheinlich anfangs 1884 kurz vor der Flaggenhissung; genau läßt sich die Zeit seines Todes nicht mehr feststellen, da die Sitte herrscht, daß der Stabträger mindestens ein Jahr noch im Namen des verstorbenen Königs weiterregirt, bis er selbst oder ein anderer — der Nefte — durch Anrichtung eines „Königsfestes“ thatsächlich die Thronfolge übernimmt. In Togo fehlte es nun dem Nachfolger an dem nöthigen Gelde zur Veranstaltung des Festes, und während Maku, der Stabträger, versuchte, die Regierung fortzuführen, setzte sich die deutsche Verwaltung dermaßen fest, daß heute schon die Möglichkeit eines irgendwie bedeutenden Togo-Oberhäuptlings völlig ausgeschlossen ist. Dazu kommt, daß man dem Ränkeschmied Mensa in Porto Seguro etwas freie Hand und einen äußeren Schein von Macht eingeräumt hat, wodurch sowohl Togo-Stadt, wie auch der früher sehr vorlaute

Hauptling Lawson machtlos geworden sind. Die deutsche Verwaltung hält das Heft an der ganzen Küste vollständig in Händen und verfährt mit den Häuptlingen ziemlich kurz und bündig. Was Agotime betrifft, so wäre es ein vorzügliches Mittel, dort die Macht in die Hand zu bekommen, wenn man dahin die Versuchsstation verlegte. Wirtschaftlich würde noch manche andere Stelle des deutschen Gebietes sehr wohl sich dazu eignen, namentlich auch das der Küste näher liegende Kéwe; aber politische Gründe sprechen für Agotime: dort lenken sich die Blicke der gesamten Bevölkerung auf die deutsche Station, die Ueberlegenheit der Weißen steht ihr deutlich vor Augen, und der einheimische Fürst verliert mehr und mehr an Bedeutung. Man hat ja nicht nöthig, diesem allmählichen Ginnisten das humane englische Mäntelchen umzuhängen: „Alles zur Beglückung der Wilden“; zugute kommen aber thatsächlich solche Schritte nicht nur uns, sondern auch der einheimischen Bevölkerung, vorausgesetzt, daß die Beamten die Bedürfnisse des Volkes verstehen.

Ein weiterer Schritt für die Machtstellung der deutschen Verwaltung ist die Einschränkung der Ortshäuptlinge. An der Küste ist man in dieser Beziehung schon thatkräftig vorgegangen, dadurch, daß auf den einzelnen Plätzen weiße Amtsvorsteher eingesetzt sind, neben denen die schwarzen Häuptlinge fast ganz machtlos sind. Die Amtsvorsteher werden aus der Zahl der Factoreiverwalter erwählt. Wenn das deutsche Kapital sich draußen an Plantagenbau macht, wird sich bald über das ganze Land eine genügend große Zahl von Weißen verbreiten, welchen die Befugnisse von Amtsvorstehern übertragen werden können. Damit Hand in Hand wird auch die Einführung des giltigen deutschen Rechtes gehen, soweit dieses für afrikanische Verhältnisse paßt. Aber auch dies wird ein allmählicher Vorgang sein müssen. Die bisherige Rechtsentwicklung an der Küste gleicht täuschend der alten Einführung des römischen Rechtes in Deutschland: wie bei uns die einheimische Schöffenbank nicht durch Verfügungen beseitigt wurde, sondern durch formale Ueberlegenheit der „Doctoren“, der Kenner des römischen Rechtes und der von diesen besetzten Fürstengerichte, so zeigen sich draußen schon jetzt, nach dreijähriger Verwaltung, bei der Bevölkerung starke Regungen, den deutschen Richterstuhl zu suchen, weil man kräftigeren Rechtsschutz erwartet. Es ist natürlich, daß dies in erster Linie bei Criminalfällen geschieht. Schnelles Verfahren wird wesentlich dazu beitragen, das Ansehen der deutschen Gerichtsbarkeit zu erhöhen, in gewisser Weise auch Berücksichtigung des einheimischen Gewohnheitsrechtes, soweit es sich irgend mit unserem Recht vereinbaren läßt. Das wäre namentlich in Morbsachen bei Vollstreckung der Todesstrafe nöthig; die Rechtsgewohnheit verlangt, daß der Mörder auf

dieselbe Weise ums Leben gebracht wird, wie er sein Opfer getödtet hat: man überlasse die Vollstreckung in dieser Weise ruhig den Polizeioldaten, soweit nicht etwa eine barbarische Mordthat verübt ist: Baluga II, der unseren Sedu erschossen, hätte in derselben Weise, wie der Ermordete, eine Kugel durch den Kopf bekommen müssen — vielleicht ist es thatsächlich auch geschehen. In neuester Zeit ist gerade bezüglich der Vollstreckung der Todesstrafe eine Verfügung ergangen, welche für die Schutzgebiete ein Abweichen von der für uns vorgesehenen Strafvollstreckung gestattet und ausdrücklich das Erschießen als angemessene Form der Hinrichtung bezeichnet. Das Strafrecht wird die deutsche Verwaltung zunächst sich zu sichern haben.

Von bürgerlichem Recht tritt bei den Eingeborenen neben dem Familienrecht namentlich das Erbrecht hervor. Wie grade diese Materie auch bei uns in Deutschland immer noch landschaftlich verschieden ist und nicht ohne schwere Schwädigungen ganz einheitlich wird gestaltet werden können, so wird auch im Logogebiet das Erbrecht am besten noch auf lange unangetastet bleiben müssen: hängt es doch mit der am tiefsten wurzelnden Volksitte, der Vielweiberei, aufs engste zusammen. Zum bürgerlichen Recht gehört ferner jetzt die von den Eingeborenen ausgeübte Schuldhast. Diese wird jedoch nicht an dem Schuldner selbst vollstreckt, sondern an einem Familiengliede desselben, das als Geißel weggefangen und vom Gläubiger in Haft gehalten wird, bis die Schuld bezahlt ist. Dieser Rechtspraxis liegt der garnicht thörichte Gedanke zugrunde, daß ein eingesperrter Schuldner keine Gelegenheit findet, die Schuldsomme zu erarbeiten, daß aber das Wegfangen eines ihm Nahestehenden, etwa der Frau, ihn nöthigt, für Abtragung der Schuld schnell zu sorgen. Auch in dieser Beziehung hat die deutsche Verwaltung kaum Veranlassung, so bald gegen das Gewohnheitsrecht anzukämpfen.

Eine wichtige Rechtsfrage läßt aber das Vorhandensein der weiten un bebauten Strecken entstehen, welche thatsächlich herrenlos sind: erst wenn ein Fremder von einem Gebiet Besitz nehmen will, meldet sich plötzlich jemand, der Ansprüche erhebt, wie schon früher hervorgehoben, in der regel der Häuptling. Soweit es sich nun um Privat-erwerbungen handelt, welche jetzt sehr billig zu machen sind, wird in der früher angegebenen Weise die Form der unkündbaren Pacht einzuhalten sein. Soll aber der deutsche Fiscus bei der schweren Culturarbeit, welche die Deutschen im Lande ausführen, völlig darauf verzichten, auch nur einen Theil der thatsächlich herrenlosen Ländereien in Besitz zu nehmen, Ländereien, welche ohne die Weißen nach Jahrhunderten noch ebenso un bebaut lägen, wie jetzt? Behalten die Häuptlinge uneingeschränkt das Verfügungsrecht über alles Land, an

welches sie erworbene Rechte garnicht haben, weil der moralische Erwerb doch erst durch Arbeit geschieht, dann können sie in dem Augenblick, wo ein Landstrich, der vielleicht für sie selbst gar keinen, für einen Deutschen aber einen hohen Culturwerth hat, ungeheuerliche Verkaufsbedingungen stellen, welche jede ertragreiche Bewirthschaftung unmöglich machten. Es würde genau dasselbe draußen geschehen, was bei uns der Erfolg des Hochtreibens der Grundstückspreise ist: das Land wird unrentabel. Warum sollte man ein Wirthschaftsgebiet denn öde liegen lassen, nur um einem Schein-Recht genügezutun, während diese Landstrecken, planmäßig bewirthschaftet, für Deutsche wie Schwarze dauernde Erträge bringen könnten. Der kürzeste Weg zum Erwerb für den deutschen Fiscus wäre Aufforstung, nachdem mit den Häuptlingen darüber eine Verständigung stattgefunden hat. Das Holzholen aus Forstanlagen kann man den Ortschaften ruhig überlassen; denn die tropische Vegetation ist so rasch, daß nie und nimmer ein großer Schaden daraus erwachsen kann. Jetzt liegen zahlreiche Betten von Bächen in der Trockenzeit wasserlos; forstet man zunächst längs dieser die Savanne auf, so hält die Vegetation auch das Wasser zusammen. Im Laufe der Zeit läßt sich alsdann jede etwa sonst vom Fiscus übernommene Verpflichtung ablösen, und die Eingeborenen würden selbst begreifen, daß der Fiscus wohlbegründete Rechte hat.

Ein solches Vorgehen ist durchaus kein Verdrängen Wohlberechtigter aus ihrem Besitz, sondern ein nothwendiger Schritt für die Cultivirung des Landes. Allzu lange hinausgeschoben dürfen die Schritte in dieser Beziehung nicht werden; denn desto schwieriger werden sie. Kein vernünftiger Mensch wird die jetzigen Besitzverhältnisse in Amerika als unmoralisch verdammen, obwohl dort thatsächlich ein blutiges Verdrängen stattgefunden hat. Oder sollte es etwa für die Menschheit besser sein, wenn noch heute dort nichts weiter anzutreffen wäre, als die Jagdgründe der Rothhäute?

Das sind die Vorschläge, welche ich aufgrund meiner persönlichen Eindrücke machen konnte. Die beiden letzten Abschnitte sollten dazu dienen, das Bild zu festigen, das ich gewonnen hatte, als wir an die brandende öde Küste zurückkehrten, sie sollten Fingerzeige für diejenigen geben, welche es draußen wagen wollen; sie sollten auch namentlich den politischen Kreisen Deutschlands, wobei ich in erster Linie an den Deutschen Reichstag denke, Gedanken nahelegen, welche nicht aus der Feder eines Beamten stammen, sondern eines völlig unabhängigen Privatmannes, der es für seine Pflicht hält, ebenso die Fehler, wie die guten Seiten aufzudecken. Mit dem guten Willen, unparteiisch beides zu thun, habe ich für diesmal den Boden Afrikas verlassen.

Zwölfter Abschnitt.

Ein Hoffest bei König Lawson III. Heimkehr nach Europa.

Der Tage meines Aufenthalts in Deutsch-Afrika waren nicht mehr viele, nachdem wir zur Küste zurückgekehrt waren; ich benutzte sie, um von der Lagune eine genauere Karte zu zeichnen. So arbeitete ich denn mehre Tage auf dem Wasser zwischen den Beklommenheit erzeugenden Sümpfen herum, und muß gestehen, daß diese Thätigkeit fast noch anstrengender war, als die ganze Expedition. Auch hatte ich die besondere Ehre, mit einigen anderen Herren zu einem Fest bei Sr. Majestät dem König Lawson III. eingeladen zu werden, welcher in Badsji, unweit Klein-Popó, Hof hält. Lawson ist ein ziemlich wohlhabender Mann, jung und von angenehmem freundlichem Wesen. Er war früher der eifrigste Freund der Engländer, hat sich jetzt aber dieser platonischen Liebe begeben, seitdem die deutsche Verwaltung ihm die Regierungsjorgen abgenommen hat. Jetzt weht auf seinem Hause, „New London Palace“ genannt, beständig die deutsche Flagge. Wir begaben uns zu diesem Königsfeste erst gegen Abend, nachdem seit dem frühen Morgen schon Hunderte und Tausende von Schwarzen dorthin geströmt waren. Solch' ein Negerfest besteht aus zweierlei: betäubendem Lärm und Trinken. Auf dem „Königsplatz“ hatte Lawson ein großes Zeltdach — alte Segelleinwand — spannen und darunter einen großen Getränkfisch aufstellen lassen. Acht- bis neunhundert Schwarze, Männlein und Weiblein, lagerten stets davor, immer singend, tanzend und trinkend, auf Lawson's Kosten natürlich. Dieser selbst stand herablassenderweise oder, wie er im Vertrauen uns sagte, damit seine geliebten Unterthanen nicht stehlen, hinter dem Schänktisch und verabreichte mit dero höchsteigenen Händen die Schnaps- und Bierflaschen. Er trug ein tadelloses Oberhemd und Cravate, schwarzes, zierliches Röckchen und Hosen mit breiten goldenen Streifen, wie ein Admiral; auf seinem Wollkopf saß, nach hinten geschoben, ein Cylinderhut, und über die Schulter trug er eine große rothe Schärpe: es war das vollkommene Bild eines angeheiterten Festordners bei einer lustigen Berliner Landpartie. Mit vollendeter Liebenswürdigkeit schänkte Seine Majestät uns den Champagner ein, den er für sich, seine „Minister“ und die weißen Herren bereit gestellt hatte; es war jene „Marke“, welche in kleinen Flaschen nach Afrika ausgeführt wird, und welche, wie ich glaube, aus Apfelwein, Zucker und Kohlensäure besteht, übrigens ein recht erfrischendes Getränk. Die „Minister“ Gomez und

Bilson halfen dem König nicht nur beim Trinken, sondern auch beim Schänken. Wir hatten eine Weile dem gliederverrenkenden Tanz zugehört, als Majestät Lawson unter dem ungeheuren Jubel seines getreuen Volkes selbst zum Tanz in den Kreis trat: alles machte ehrfurchtsvoll Platz, ein „Unterthan“ hielt einen aufgespannten Schirm über seinen königlichen Herrn, obwohl die Sonne schon gerade untergegangen war, und der erlauchte Herr deutete leicht die verzweifelten Schulterzuckungen an, welche als Tanz gelten; schnell aber trat er unter einem nochmals losbrechenden Sturm der Freude ab, um seines Schänkamts wieder zu walten. Auch unser Schneider und Dolmetscher Ventura war zum Fest gekommen, und trotz alles Sträubens schob ich die arme Schneiderseele in den Kreis und zwang ihn, auch zu tanzen. Er hat vergeblich: er sei doch kein „Blackman“, ich verwies ihn aber auf seine dunkelbraunen Hände und darauf, daß auch „His Majesty“ getanzt habe. Da lachte der aufgeklärte Schneider und sagte: „His Majesty, Master, o His Majesty!“ Getanzt hat der Schneider aber, wenn auch noch majestätischer und zierlicher, als H. M. Lawson. Wahrhaft malerisch war bei dem Feste ein Aufzug von etwa fünfzig bis sechzig Leuten, die im tanzenden Schritt unter Klappern herangezogen kamen: sie trugen alle Kniehosen mit bunten Schleifen, ein weißes Hemd und Hut mit Bändern — Tirolern in der Sonntags-tracht täuschend ähnlich. Ich hatte bei dem Feste auch die Freude, mit den genannten beiden „Ministern“ mich eine Weile zu unterhalten, welche seinerzeit als Gefangene nach Berlin gebracht waren. Dort hatte ich sie eines Sonntags von der Höhe eines Pferdebahnwagens gesehen, wie sie von zwei strammen Matrosen geführt wurden. Als ich Se. Excellenz den Premierminister Gomez darauf aufmerksam machte, daß ich ihn schon in Berlin gesehen, von einem Wagen aus, da gerieth er außer sich vor Freude: „Gewiss, gewiss,“ sagte er, „jetzt besinne ich mich auch, Sie saßen auf einem Wagen.“ Ich hätte eigentlich nun pflichtschuldigst das erstaunliche ministerielle Gedächtnis bewundern sollen, vergaß es aber, da ich auf die nächsten Minuten mich vor Lachen nicht halten konnte.

Am Freitag den 23. September wurde die Ankunft des „Adolf Wörmann“ aus Groß-Nowo gemeldet, und um ein Uhr grüßte er mit einem Kanonenschuß. Nach herzlichem Abschiede begab ich mich um vier Uhr durch die Brandung an Bord. Die Brandung war nicht gerade schlecht, aber doch faßte uns der Außenbrecher und schlug über das Bot. Zwar kamen wir ohne zu kapfeilen davon, aber ich war bis auf die Haut durchnäßt, und konnte mich an Bord nicht einmal sogleich umkleiden, da ich vermeinte, meine Kofferschlüssel an Land gelassen zu haben: ich schrieb dorthin zurück, fand

aber nach einer halben Stunde schon die Schlüssel, so daß ich mich endlich umkleiden konnte. In der nächsten Nacht brach aber die Malaria in der heftigsten Form los und steigerte sich während der folgenden Tage bis zum Delirium — warum war ich auch wieder Freitags an Bord gegangen; der „Adolf“ blieb ja doch bis Sonnabend gegen Mittag!

Die Anker wurden gelichtet, und bald entschwand das Verwaltungsgebäude mit seinen rothen Ziegeln meinen Blicken; am folgenden Tage das letzte Stück der deutschen Küste. Ich habe auf der Heimreise nichts sehen und hören mögen, bin nicht mehr an Land gegangen — was sollte ich auch dort — sondern habe den ganzen Tag im Rauchsalon des „Adolf“ gesessen, zwar nicht um zu rauchen, sondern um dort an einem stillen Platz, wo niemand mich störte, zu schaffen. Dort arbeitete ich die Karte des Togo-gebietes aus, dort schrieb ich von Anfang bis zu Ende diese Zeilen, die ich nun in die Welt schicke: mögen sie freundliche Aufnahme finden!

In Monrovia trafen wir mit der „Marie Wörmann“ zusammen, welche ihre erste Ausreise machte: ein stolzes Stahlschiff von achtzehnhundert Tonnen Gehalt. Wir begrüßten uns gegenseitig mit Kanonenschüssen, und spät abends, als der „Adolf“ weiter dampfte, während „Marie“ noch zu löschen hatte, stiegen von unserem langsam abdampfenden Schiffe Raketen auf, welche von der „Marie“ in gleicher Weise beantwortet wurden. Dann flammte wechselndes bengalisches Licht hinüber und herüber, grün-weiß-blau, entsprechend den Schornsteinfarben der Wörmann'schen Dampfer, bis die Lichter an Bord der „Marie“ und das Leuchtfeuer auf Kay Mesurado unseren Blicken entz wanden.

Am 15. October ließen wir Teneriffa an, nachdem wir schon am Tage zuvor den Pic hoch in den Wolken erblickt hatten, am 23. October Havre, wo ich auf zwei Stunden an Land ging. Es war mir, als paßte ich nicht mehr hinein in das europäische Leben, alles war fremdartig. Der Fuß, seit lange an das schwankende Verdeck des Schiffes gewöhnt, mußte wieder auf das harte Pflaster treten; das Ohr, das so lange im stillen Urwald Ruhe gehabt und auf See nur das wohlthuende Rauschen der Wellen gehört, wurde von dem Lärm der Karren und den schrillen Tönen der Straßen-Ausrufe gefüllt; das Auge, das so lange nur das Grün der tropischen Wälder und die halbbedeckten kaffeebraunen Gestalten geschaut, mußte nun wieder auf himmelhohen Häusern und civilisirten Toiletten weilen, deren ganze Lächerlichkeit in solchem Augenblick dem Menschen klar wird. Die Folge dieses ersten Schrittes auf europäischem Boden war ein erneuter heftiger Fieberanfall, nachdem ich in der Zwischenzeit nur

wöchentlich einmal den üblichen leichten Anfall gehabt. Auf der ganzen Fahrt war die See vorzüglich gewesen, vor dem Meerbusen von Biscaya, wie gewöhnlich, bewegt; aber der Kanal war spiegelglatt, wie ich ihn nie in dieser spätherbstlichen Jahreszeit gesehen. Auch die Nordsee war, als wir am 26. Dover passirten, nur ganz leicht gekräuselt, und so liefen wir nach einer außerordentlich glücklichen Reise von vierunddreißig Tagen am Freitag, den 28. October, früh 4 Uhr, in den Hafen von Hamburg ein.

Herr Grade war in Folge der aufreibenden und viel Verdruß mit sich bringenden Arbeiten bald nach meiner Abreise von Logo schwer erkrankt, und als ich nach Berlin kam, hatte er, todtkrank, bei seiner Behörde schon telegraphisch um einen kurzen Urlaub nachgesucht, der ihm auf drei Monate bewilligt wurde. In dem milden Klima Teneriffas kräftigt er sich jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, zu neuer Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Nun geht es wieder in das Rollen des großen Lebens hinein. Wie ich aber im Lärmen und Treiben und Tzen und in der Pracht der Weltstadt mich bewege, faßt mich eine unaussprechliche Sehnsucht nach den stillen, stillen Wäldern Afrikas mit ihren wehenden Palmen, nach den rauschenden Flüssen, den himmelanstrebenden Bergen mit ihren silberhellen Wasserfällen, den braunen, einfältigen Menschen mit ihren Vorzügen und Fehlern unter dem gastlichen Dach, und ihrem herzlichen Abschiedsgruß: „Komm wieder des Wegs, weißer Mann!“

Werde ich aus Guereis Munde auch wieder den Willkommensgruß: „Wie geht es daheim?“ hören? Werdet Ihr mir noch einmal die Schale mit Wasser darreichen und sagen: „Wasch Deine Hände und labe Dich, weißer Mann“?



Erläuterungen zur Karte.

Für die beigegebene Karte habe ich benutzen können: Hugo Zöllner's sorgfältige Skizze des Küstenstreifens von Togo, welche er seinem Buche über Kamerun beigelegt hat; die „Map of Kricor from sketch surveys by R. E. Firminger, Inspector of Gold Coast Constabulary“, welche nur handschriftlich vorhanden ist und von der ich eine Copie nahm; die zweite Auflage der großen Perthes'schen Karte von Afrika; Andree's „Westafrikanische Colonialkarten“, welche zur Ergänzung des Atlases erschienen sind, vor allen Dingen aber die Karte der Bremer Mission. Die ältere Karte der Missionare Ch. Hornberger und W. Brutschin, welche 1867 bei Perthes erschien, ist von der Bremer Mission jetzt neu bearbeitet und reichlich vermehrt in Druck (Maßstab 1:960 000), meines Wissens aber nicht im Buchhandel erschienen. Herrn Missionsdirector Zahn in Bremen bin ich daher für die Uebersendung derselben zu besonderem Danke verpflichtet. Diese neuere Bearbeitung gab mir den Stoff für das Voltagebiet. Ich hielt es für unumgänglich nothwendig, den unteren Lauf des Amu, wie man richtiger und mehr und mehr, u. a. auch Kiepert, den Volta benennt, mit zu verzeichnen, da nur auf diese Weise die Verkehrsverhältnisse für das deutsche Gebiet klar werden. Der ganze östliche Theil der Karte, sowie das Gebirge beruhen auf meinen eigenen Ausnahmen. Mancherlei stellte sich noch anders heraus, als das Buch schon unter der Presse war, und selbst noch, als ich die Karte für den Druck fertigstellte. Wo diese daher im Widerspruch mit den Angaben des Buches steht, ist die Karte maßgebend. Verantwortlich kann ich nur für dasjenige gemacht werden, was im Bereich unserer Reiselinie lag, wobei ich noch zu berücksichtigen bitte, daß wir mit Märschen vorwärts gingen, welche die Aufnahmen aufs äußerste erschwerten: von Bagidá über das Gebirge fort und wieder zurück nach Anehó in sechsundzwanzig Tagen, wobei noch gleich anfangs ein zweitägiger Aufenthalt uns hinderte. Nachfolger werden mir daher gewiß kleine Irrthümer verzeihen. Einige Namen sind aus Grund von Erkundigungen eingetragen, beispielsweise der Siopó-Kamm; diese sind aber stets mit Fragezeichen versehen.

Im einzelnen bemerke ich folgendes. Von den bisher bekannten Flüssen ist der Gwé zu streichen. Der bisher so bezeichnete Fluss heißt Sió und geht nicht in die Lagune von Kéta, wie noch auf der neuen Karte der Bremer steht, sondern in die Schilf-Lagune nördlich von Bagidá; er liegt daher in seinem ganzen Laufe auf deutschem Gebiet. Man wird deshalb diese Schilflagune vielleicht richtiger als Mündung des Sió in den Togossee auffassen. Damit ist eine in nordnordwestlicher Richtung tief in das Land für Kanoes und größere Rähne fahrbare Wasserstraße gefunden, welche bei einiger Arbeit am Schilf selbst über die Trockenzeit fort dauernd benutzbar ist. Für Producte, welche von Tóve und Kéve herunter gebracht werden sollen, ist dies von großer Bedeutung, und Porto Seguro wird als Stapelplatz in Zukunft vielleicht eine höhere Bedeutung bekommen, als selbst Anehó. Woher die irrthümliche Benennung Gwé stammt, ist schwer festzustellen; vielleicht hielten die älteren Missionare ihn für den bedeutendsten Fluss des Gwe-Gebietes, was er thatsächlich nicht ist, und benannten ihn daher kurzweg als Gwe-Fluss. Doch will ich nicht unerwähnt lassen, dass an der Stelle, wo der Sió in Agú die Schleife bildet, der Führer ihn beim ersten Ueberschreiten Gwáno, beim zweiten Ueberschreiten Sió nannte. Was den Aká betrifft, so ist zwischen zwei Gewässern dieses Namens zu unterscheiden. Der eine, den wir in der Agú-Savanne überschritten, ist ein Quellfluss des Sió; er ist auf der Bremer Karte bereits verzeichnet. Ein zweiter Aká mündet in die Kéta-Lagune: dessen unteren Lauf verzeichnet Firminger auf der von mir benutzten handschriftlichen Karte und ich auf der meinigen; auf eine Anfrage nach Bremen erhielt ich von Director Zahn die Auskunft, dass nach Berichten draußen wirkender Missionare an der Stelle, wo man die Mündung eines „Gwe“ verzeichnete, thatsächlich ein größerer Bach einmünde: dieser kann nichts anderes sein, als Firminger's Aká; es ist ferner nicht zu bezweifeln, dass wir den oberen Lauf desselben bei Atí überschritten haben: das Gewässer war dort in der kleinen Trockenzeit etwa vier Meter breit und ein Meter tief, das Bett aber von bedeutender Tiefe. Endlich ist es auch fast sicher, dass das vom Agutó kommende und bei Gbî vorüberfließende Gewässer, das die Leute an Ort und Stelle auch Gbî nannten, ein Quellbach des Aká, wenn nicht der einzige ist. Der Bóko, von dem mir nur durch Erkundigungen Kenntniss geworden ist, soll ein nur ganz kleines Flüsschen sein. Südwärts von der Ile de Bayol soll ferner auf der Nehrung ein kleiner See mit Abfluss nach Ost und West liegen, an welchem entlang die französische Grenze nach Süden läuft.

Was die Gebirge betrifft, so habe ich den Kamm nordöstlich vom Agomé-tu von Liati und Doso, sowie später vom Pass von Dägbe aus gesehen; die Entfernung schätze ich auf etwa 25 km. Nach Nordosten erreicht derselbe nicht ganz die Länge des Gwetu; die Richtung ist eine bogenförmige, nach Nordwest ausgebauchte; die Höhe etwas beträchtlicher als die des Agomégebirges.

Die politischen Grenzen können natürlich für die nördlicheren Landschaften nur als muthmaßliche betrachtet werden. Für die politischen Verhältnisse ist es von Wichtigkeit, dass Dahome nicht mehr unter portugiesischem Protectorat steht; Portugal hat dasselbe ganz kürzlich aufgegeben. Die Lage von Dahome ist übrigens auf der neuen Andreé'schen und zweiten Auflage der Perthes'schen Karte richtig verzeichnet, während der ältere Perthes unzutreffend war. Was ich politisch über Salaga gesagt, hat sich inzwischen noch anders gestaltet: nach zuverlässigen Nachrichten, die mir von der Küste zutheil wurden, beharrt der König noch immer auf seinem Protest gegen die englische Flagge, und da keine Annexion von England amtlich ausgeführt ist, so kann Salaga vorderhand auch nicht als enalisches Gebiet gelten.

Was die Namen betrifft, so habe ich mich entschlossen, statt Klein-Popó das einheimische Unehó zu setzen, dessen Anwendung schon hie und da vorkommt: vielleicht gelingt es, die portugiesische Benennung auch bei uns amtlich zu beseitigen. Die Schreibung der Namen stößt auf Schwierigkeiten, und es finden sich für den Kenner der Gwe Sprache manche Folgeunrichtigkeiten, deren ich mir wohl bewußt bin: dieselben sind darauf zurückzuführen, daß ich im Text des Buches die Schreibung dem Deutschen anzupassen suchte, während ich auf der Karte mich bestrebt habe, die Orthographie der Missionare durchzuführen, bei welcher allein die Unterschiede beispielsweise der drei w-Laute, **v**, **w** und **w̄** hervortreten. Desgleichen habe ich die Consonantverdoppelung nach kurzem Vocal ganz aufgegeben: man spreche jeden Vocal kurz, und man wird fast stets richtig aussprechen. Der Acut, als Zeichen für die betonte Silbe, ist bei den Namen, die ich selbst habe sprechen hören, durchgeführt; der griechische Circumflex (ˆ), auf welchen ich im Buche aus typographischen Gründen verzichten mußte, wobei als Ersatz der französische Circumflex (ˆ) eintrat, bezeichnet den volltönenden Nasal. Das **j** ist noch vielfach nach deutscher Weise verwendet: die Bremer schreiben **y**. Für die Bedeutung der Ortsnamen bemerke ich, daß diese sich fast immer erklären läßt: Kpétu heißt Stein, Achó ist der Skorpion; Gá bedeutet groß, Bi Klein u.

Unsere Reiselinie hat folgende Ortschaften berührt:

19. August: Bagidá, Rébe Bi, Abóbo.
21. „ Zu Wasser nach Obóme; zu Lande nach Bogáme, Agóme, Dálave.
22. „ Sevié, Bolú Bi.
23. „ Bolú Gá, Anokúégbe, Laváne, Ewe-Hodé, Réve-Bi.
24. „ Réve Gá, kleines Dorf, Iti, Agowé.
25. „ Ghukpé, Agohóme, Tove, Niagukófi, Batóme, kleines Dorf, Agotime Kpétu.
26. „ Pegáme.
27. „ Kpodtschachó, Sukpé, Dubakópe, Poduló, Adáme.
28. „ Klonú, Tuví.
29. „ Agóme = Pálime.
30. „ Kusuntú, Só, Tomegbé.
31. „ Kamé, Liati.

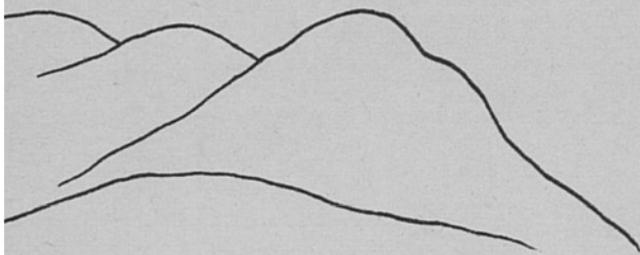
1. September. Dofó, Dtuemegbé, kleines Dorf (Fodóme Kófi), Gchólu.
2. „ Gué, Chelomá, Amké, Akhó, Bli.
3. „ Zipá, Etji, Kudschirá, Kákpá, Dsúgbe.
4. „ Kákpá, Gkálume, Afikó, Adetá, Govié, Gdugbá, Gudevé.
5. „ Ruhetag.
6. „ Gdugbá, Govié, Adetá, Akime, Tutú, weiter bis zum Aká.
7. „ Pogaihé (Akpololú).
8. „ Aguibó, Akvosidó, Awejé, Gadjá, Gbi.
9. „ Moninu, Batjá Kofi, Gwijkie Kófi, Sobegá, Afódni Kófi, Wutjakbé Kófi, Dubadjá Kófi, Wádume Kófi, Klábónu, Tóve.
10. „ Einzelne Hütte, Wuowé Kófi, Atilogbó Kófi, Aglodú Kófi, Anjeró, kleines Dorf, über den Sió, kleines Dorf (fünf Häuser), Agodegbé.
11. „ Etúgbe Kófi, Afuwí Kófi, Bonofenjá Kófi, Bolú Bi, Sevié, Dálave, Agóme.
12. „ Dahoté (im Buch Hauté geschrieben), Sevá Gá, Ghodjé Kófi.
13. „ Wo Gá, Pedakonji Kófi (auf beiden Seiten der Lagune), Segbefonji, Kolifu Kófi, Anjino Kófi, Njatiko Kófi, Adugbetógbé Kófi, Afedenú, Salivé, Gridschibodschi (so wohl richtig zu schreiben), Afjukópé, Gridschi, Sébe, Abschidó, Anehó.

Nicht verzeichnet sind auf der Karte, aus Raummangel, nur drei mir bekannte Orte: Afjukópé, das zwischen Gridschi und

Gridschibodschi an der Lagune liegt, Mesakonji, gegenüber Sébe an der Lagune, und Lanjó, auf der Landspitze westlich von Abschido, gegenüber Anehó.

Anehó zerfällt in 15 Theile, welche von West nach Ost folgende Namen führen: Djóssi, Degbenú (nicht zu verwechseln mit Degbenú westlich von Badji), Ingles, Dschalmadschi, Glá, Bokótikun, Flamani, Legbano, Fantikome, Sosime, Manyá, Agbodschi, Akplovihó Konyi (Ewémédi), Akponugbá.



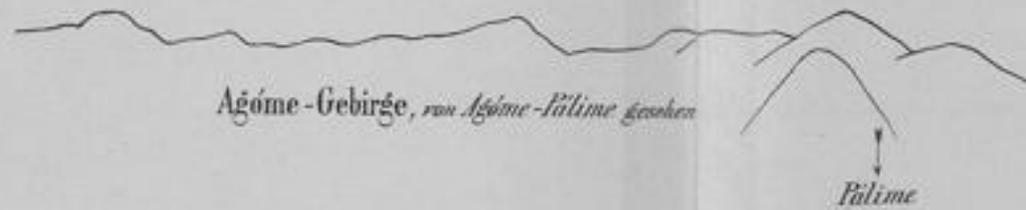
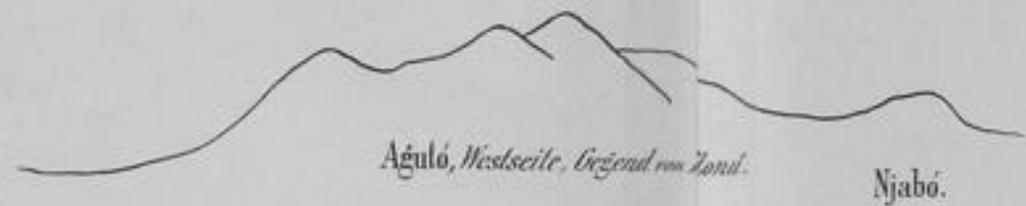


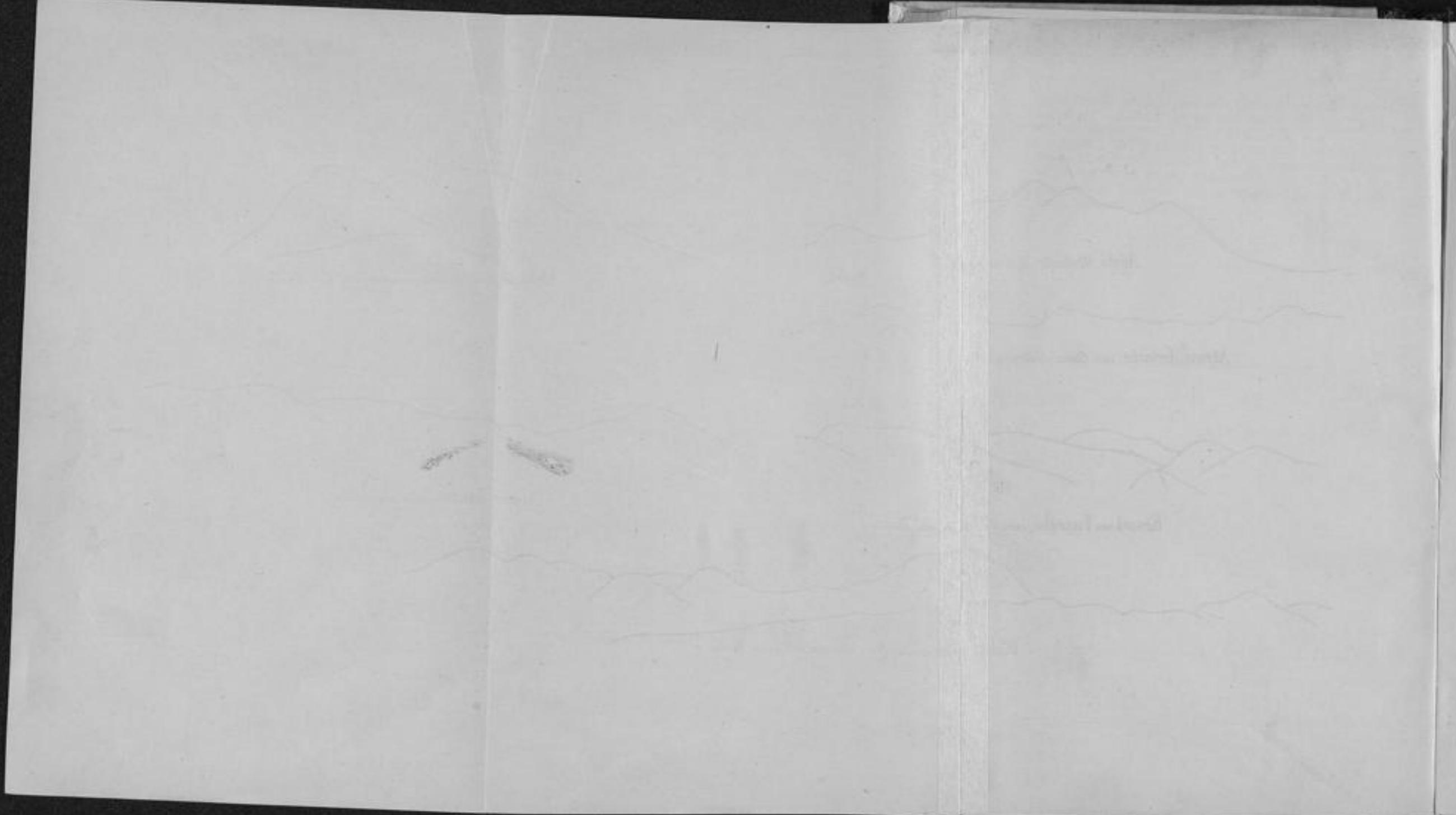
é, Gegend zwischen Tutú und Pogaïbé.



amm, von Ió aus gesehen.







Agathe W. d. d. d.

Agathe W. d. d. d.

Agathe W. d. d. d.

TOCOT

TOGGERBIEI

ATJOU WERTH

HERBICI

